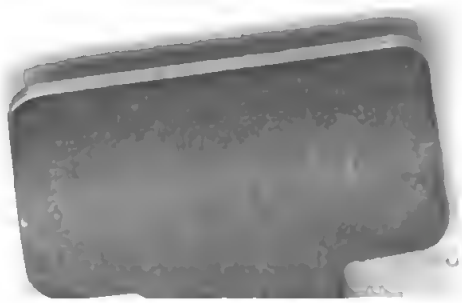
32101 068185634

3495
8

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



580

Der Gehülfe

Roman von Robert Walser

BRUNO CASSIRER VERLAG
BERLIN

Digitized by Google

Der Gehülfe

Der Gehülfe

Roman

von

Robert Walser

Verlag von Bruno Cassirer
Berlin

Eines Morgens um acht Uhr ſtand ein junger Mann vor der Türe eines alleinſtehenden, anſcheinend ſchmucken Hauſes. Es regnete. „Es wundert mich beinahe," dachte der Daſtehende, „daß ich einen Schirm bei mir habe." Er beſaß nämlich in ſeinen früheren Jahren nie einen Regenſchirm. In der einen nach unten grad ausgeſtreckten Hand hielt er einen braunen Koffer, einen von den ganz billigen. Vor den Augen des ſcheinbar von einer Reiſe herkommenden Mannes war auf einem Emailleſchild zu leſen: C. Tobler, techniſches Bureau. Er wartete noch einen Moment, wie um über irgend etwas gewiß ſehr Belangloſes nachzudenken, dann drückte er auf den Knopf der elektriſchen Klingel, worauf eine Perſon kam, allem Anſchein nach eine Magd, um ihn eintreten zu laſſen.

„Ich bin der neue Angeſtellte," ſagte Joſeph, denn ſo hieß er. Er ſolle nur eintreten und hier, die Magd zeigte ihm die Richtung, nach unten ins Bureau gehen. Der Herr werde gleich erſcheinen.

3495
.85
338
551821
(RECAP)

Joſeph ſtieg eine Treppe, die eher für Hühner als für Menſchen gemacht ſchien, hinunter und trat rechter Hand ohne weiteres in das techniſche Bureau ein. Nachdem er eine Weile gewartet hatte, ging die Türe auf. An den feſten Schritten über die hölzerne Treppe und am Türaufmachen hatte der Wartende ſogleich den Herrn erkannt. Die Erſcheinung beſtätigte nur die vorausgegangene Gewißheit, es war in der Tat niemand anderes als Tobler, der Chef des Hauſes, der Herr Ingenieur Tobler. Er machte ziemlich große Augen, er ſchien ärgerlich zu ſein und war es auch.

„Warum," ſagte er, Joſeph ſtrafend anblickend, „kommen Sie denn eigentlich heute ſchon? Ich habe Sie doch erſt für Mittwoch beſtellt. Ich bin noch gar nicht ſoweit eingerichtet. Haben Sie's ſo eilig gehabt? Wa?"

Für Joſeph hatte dieſes Weglaſſen des Schluß-s am Was etwas Verächtliches. So ein verſtümmeltes Wort klingt ja auch nicht gerade wie eine freundliche Liebkoſung. Er erwiderte, daß man ihn im Stellenvermittlungsbureau darauf aufmerkſam gemacht habe, daß er heute, Montag früh, anzutreten habe. Wenn das ein Irrtum ſei, ſo bitte er um Entſchuldigung, er aber könne wahrhaftig nichts dafür.

„Sieh da, wie höflich ich bin!“ dachte der junge Mann und mußte innerlich unwillkürlich über ſein Betragen lächeln.

Tobler ſchien nicht geneigt, ſofort entſchuldigen zu wollen. Er redete noch einige Male um dieſelbe Sache herum, wobei ſein ohnehin roter Kopf empört zu erröten begann. Er „begriff“ nicht, es nahm ihn dies und jenes „Wunder“, ſchließlich, nachdem ſich ſein Erſtaunen über den vorgekommenen Fehler beruhigt hatte, meinte er zu Joſeph ſchräg hinüber, er könne dableiben.

„Fortſchicken kann ich Sie ja jetzt doch nicht mehr.“ — „Haben Sie Hunger?“ ſetzte er hinzu. Joſeph bejahte ziemlich gleichmütig. Er wunderte ſich aber ſogleich über die Ruhe ſeiner Antwort. „Vor einem halben Jahr noch,“ dachte er raſch, „würde mich die Hochbeſchaffenheit einer derartigen Frage eingeſchüchtert haben, und wie!“

„Kommen Sie,“ ſagte der Ingenieur. Mit dieſen Worten führte er ſeinen neuangeworbenen Beamten ins Eßzimmer hinauf, das im Erdgeſchoß gelegen war. Das Bureau lag unter der Erdlinie im Keller. Im Wohn- und Eßzimmer ſprach der Herr folgendes:

„Setzen Sie ſich. Irgendwo, das iſt ganz egal. Und eſſen Sie, bis Sie ſatt ſind. Hier iſt Brot.

Schneiden Sie ſoviel davon ab wie Sie wollen. Genieren Sie ſich nur nicht. Schenken Sie nur mehrere Taſſen ein. Kaffee iſt genug da. Und da iſt Butter. Die Butter iſt zum Zugreifen da, wie Sie ſehen. Und da haben Sie auch Konfitüre, falls Sie ein Liebhaber davon ſind. Wollen Sie Bratkartoffeln dazu eſſen?“

„O ja, warum nicht, ganz gern,“ hatte Joſeph den Mut zu ſagen. Worauf Herr Tobler nach Pauline, der Magd, rief und ihr auftrug, das Gewünſchte raſch zuzubereiten. Nachdem das Frühſtück beendet war, gab es unten im Kontor, inmitten der Zeichenbretter und Zirkel und umherliegenden Bleiſtifte, zwiſchen beiden Männern ungefähr folgende Auseinanderſetzung:

Er müſſe, ſagte Tobler in rauhem Ton, einen Kopf als Angeſtellten haben. Eine Maſchine könne ihm nicht dienen. Wenn Joſeph planlos und geiſtlos in den Tag hineinarbeiten wolle, ſo ſolle er ſo gut ſein und es gleich auf der Stelle ſagen, damit man von Anfang an wiſſe, woran man mit ihm ſei. Er, Tobler, benötige eine Intelligenz, eine ſelbſtändig arbeitende Kraft. Wenn Joſeph glaube, er ſei keine ſolche, ſo möge er ſo freundlich ſein, uſw. Hier drückte ſich der techniſche Erfinder in Wiederholungen aus.

„Ach," ſagte Joſeph, „warum ſollte ich denn keinen Kopf haben, Herr Tobler? Was mich betrifft, ich glaube und hoffe des Beſtimmteſten, daß ich jederzeit dasjenige zu leiſten imſtande ſein werde, was Sie glauben werden, von mir verlangen zu dürfen: Übrigens, meine ich, bin ich hier oben (das Haus Tobler ſtund auf einem Hügel) ja vorläufig nur probeweiſe. Die Art unſeres gegenſeitigen Übereinkommens hindert Sie in keiner Weiſe, mit mir, wenn Sie es für notwendig erachten, augenblicklich Schluß zu machen."

Er wolle, fand es Herr Tobler für paſſend zu ſagen, nicht hoffen, daß es ſoweit komme. Joſeph möge nichts für ungut nehmen von dem, was er, Tobler, da ſoeben geſagt habe. Er habe eben nur geglaubt, gleich von Anfang an klaren Wein einſchenken zu ſollen, und er ſei der Meinung, daß das für beide Teile nur vom Guten könne geweſen ſein. Alsdann wiſſe jeder, woran er mit dem andern ſei, und ſo ſei es am beſten.

„Gewiß," bekräftigte Joſeph.

Nach dieſer Rückſprache wies der Vorgeſetzte dem Untergebenen den Platz an, woran er ſchreiben „könne". Es war dies ein etwas zu enges, ſchmales und zu niedrig gebautes Sitzpult mit einer Schieblade, worin ſich die Markenkaſſe und

einige kleinere Bücher befanden. Der Tiſch, denn nur ein ſolcher war's und gar kein wahrhaftiges Pult, ſtand dicht an einem Fenſter und an der Gartenerde. Darüber hinaus erblickte man in der Tiefe den ausgedehnten See, weiter das anderſeitige Seeufer. Das alles ſah heute ſehr trübe aus, denn es regnete noch immer.

„Kommen Sie," ſagte plötzlich Tobler, und er lächelte in etwas, wie es Joſeph ſchien, unziemlicher Art zu ſeinen Worten, „meine Frau muß Sie doch nun auch bald endlich einmal zu Geſicht bekommen. Kommen Sie mit, ich werde Sie ihr vorſtellen. Und dann müſſen Sie auch das Zimmer ſehen, wo Sie ſchlafen werden."

Er führte ihn hinauf in die erſte Etage, wo den beiden eine ſchlanke, hohe Frauenfigur entgegentrat. Das war „ſie". „Eine gewöhnliche Frau," wollte raſch der junge Angeſtellte denken, aber er ſetzte ſogleich in Gedanken hinzu: „und doch nicht." Die Dame betrachtete den „Neuen" ironiſch und gleichgültig, aber ohne Abſicht. Beides, das Kalte und das Ironiſche, ſchien ihr angeboren zu ſein. Sie ſtreckte ihm nachläſſig, ja ſogar träge die Hand dar, er ergriff ſie und verneigte ſich vor der „Herrin des Hauſes". So nannte er ſie im geheimen, nicht, um ſie zu etwas Schönerem zu erheben, im Gegenteil,

um ſie raſch im ſtillen zu kränken. Dieſe Frau benahm ſich in ſeinen Augen entſchieden zu hochmütig.

„Ich hoffe, es wird Ihnen hier bei uns gefallen,“ ſagte ſie mit einer ſeltſam hochklingenden Stimme und verzog dazu ein wenig ihren Mund.

„Ja, ſag du das nur. Sehr hübſch. Ei ſeht mal, wie freundlich. Wollen ja ſehen.“ Auf dieſe Art hielt es Joſeph für angezeigt, für ſich über jene wohlwollenden Worte nachzudenken. Alsdann wurde ihm ſein Zimmer gezeigt, es lag oben im kupfernen Turm, es war alſo ein Turmzimmer, gewiſſermaßen ein romantiſches und vornehmes. Übrigens erſchien es hell, luftig und freundlich. Das Bett war ſauber, o ja, in ſolch einem Zimmer würde ſich's wohnen laſſen. Nicht übel. Und Joſeph Marti, ſo hieß er mit ſeinem ganzen Namen, legte den Koffer, den er mit hinaufgenommen hatte, auf dem Parkettboden ab.

Später wurde er in die Geheimniſſe der Toblerſchen geſchäftlichen Unternehmungen kurz eingeweiht und mit den Pflichten, die er zu erfüllen hatte, im allgemeinen vertraut gemacht. Es ging ihm dabei eigentümlich, er verſtand nur die Hälfte. Was denn nur mit ihm ſei, dachte er und machte ſich Vorwürfe: „Bin ich ein Betrüger, ein Schwätzer?

Will ich Herrn Tobler hintergehen? Er verlangt einen ‚Kopf' und ich, ich bin heute absolut kopflos. Vielleicht daß es morgen früh oder bereits heute abend besser geht."

Das Mittagessen schmeckte ihm ausgezeichnet.

Wiederum dachte er besorgt: „Wie? Hier sitze ich und esse, wie es mir seit vielleicht Monaten nicht mehr gemundet hat, und kapiere nichts von den Winkelzügen der Unternehmungen Toblers? Ist das nicht Diebstahl? Das Essen ist wundervoll, es erinnert mich lebhaft an zu Hause. Solche Suppe hat Mutter gemacht. Wie kräftig und saftig das Gemüse ist, und das Fleisch. Wo kriegt man in der Großstadt dergleichen?"

„Essen Sie, essen Sie," trieb Tobler an, „in meinem Haus wird tapfer gegessen, haben Sie das verstanden? Nachher wird aber auch gearbeitet."

Der Herr sehe, er esse ja, erwiderte Joseph mit einer Schüchternheit, die ihn beinahe zornig machte. Er dachte: „Wird er mich nach acht Tagen auch noch zum Essen antreiben? Wie schmachvoll, zu empfinden, wie sehr mir dieses fremde Essen schmeckt. Werde ich diesen unverschämten Appetit durch entsprechende Leistungen rechtfertigen?"

Er nahm sich von jeder Speise noch einmal auf seinen Teller. Ja, er kam aus den Tiefen der

menſchlichen Geſellſchaft her, aus den ſchattigen, ſchweigſamen, kargen Winkeln der Großſtadt. Er hatte ſeit Monaten ſchlecht gegeſſen.

Ob man ihm dies etwa anmerke, dachte er und errötete.

Ja, ein ganz klein wenig merkten das Toblers ſicher. Die Frau betrachtete ihn mehrfach faſt mitleidig. Die vier Kinder, zwei Mädchen und zwei Knaben, ſahen ihn wie etwas Wildfremdes und Sonderbares von der Seite her an. Dieſe ungeniert fragenden und forſchenden Blicke entmutigten ihn. Solche Blicke erinnern eben an die Angeflogenheit an etwas Fremdes, an die Behäbigkeit dieſes Fremden, das für ſich eine Heimat darſtellt, und an die Heimatloſigkeit desjenigen, der nun ſo daſitzt und die Pflicht hat, ſich möglichſt raſch und guten Willens in das behagliche fremde Bild heimatlich einzufügen. Solche Blicke machen einen frieren im heißeſten Sonnenſchein, ſie dringen kalt in die Seele, bleiben da einen Moment kalt liegen und verlaſſen ſie wieder, wie ſie gekommen ſind.

„So. Jetzt an die Arbeit," rief Tobler. Und beide verließen den Tiſch und begaben ſich, der Herr voran, in das Bureau hinunter, um da, wie der Befehl lautete, zu arbeiten.

„Rauchen Sie?“

Ja, Joseph rauche ganz gern.

„Nehmen Sie sich einen Zigarrenstumpen aus dem blauen Paket dort. Sie dürfen während der Arbeit ruhig rauchen. Ich tu's ja auch. So. Und nun sehen Sie einmal hierher, das da, aber sehen Sie sie ordentlich an, sind die zur ‚Reklame-Uhr‘ erforderlichen Papiere. Können Sie gut rechnen? — Dann um so besser. Es handelt sich nun in erster Linie — was tun Sie da? Mein junger Mann, die Asche gehört in den Aschenbecher. Ich habe gern Ordnung zwischen meinen eigenen vier Wänden — also in erster Linie handelt es sich, nehmen Sie einen Bleistift zur Hand, nun, sagen wir, um die Zusammenstellung, um die genaue Gewinnberechnung dieses Unternehmens. Nehmen Sie Platz hier, ich werde Ihnen sogleich die nötigen Angaben machen. Und daß Sie mir gefälligst aufpassen, denn ich sage meine Sachen nicht gern zweimal.“

„Werde ich taugen?“ dachte Joseph. Es war wenigstens gut, daß zu einer so schwierigen Arbeit geraucht werden durfte. Ohne Zigarrenstumpen würde er jetzt an der Rechtbeschaffenheit seines Kopfes ehrlich gezweifelt haben.

Während der Angestellte nun schrieb, wobei

ihm der Prinzipal von Zeit zu Zeit über die Schulter in die entſtehende Leiſtung hinabblickte, ſpazierte dieſer, eine krumme, langſtielige Zigarre zwiſchen den ſchönen, blendend weißen Zähnen tragend, im Bureau auf und ab, um allerhand Zahlen anzugeben, die jeweils flink von einer heute noch ein wenig ungeübten Angeſtelltenhand nachgezeichnet wurden. Der bläuliche Rauch hüllte beide arbeitende Geſtalten bald gänzlich ein, draußen vor den Fenſtern ſchien ſich das Wetter aufhellen zu wollen, Joſeph warf ab und zu einen Blick durch die Scheibe und merkte die Veränderung, die ſich leiſe am Himmel vollzog. Einmal bellte der Hund vor der Türe. Tobler trat auf einen Moment hinaus, um das Tier zu beruhigen. Nach Verlauf zweier Arbeitsſtunden ließ Frau Tobler durch eines der Kinder zum Nachmittagskaffee rufen. Es ſei draußen im Gartenhaus gedeckt, weil das Wetter ſich gebeſſert habe. Der Chef ergriff ſeinen Hut und ſagte zu Joſeph, er ſolle jetzt Kaffeetrinken gehen und nachher das flüchtig Geſchriebene ins reine ſetzen, bis er damit fertig ſei, werde es wohl Abend geworden ſein.

Dann ging er. Joſeph ſah ihn den Hügel durch den abſtürzenden Garten hinuntergehen. Welch eine ſtattliche Figur er hat, dachte er, er blieb noch eine

ganze Weile ſo ſtehen und begab ſich dann zum Kaffee in das hübſche, grünangeſtrichene Gartenhaus.

Während des Imbiſſes fragte ihn die Frau: „Sind Sie ſtellenlos geweſen?“

„Ja,“ antwortete Joſeph.

„Lange?“

Er gab ihr Auskunft, und ſie ſeufzte jedesmal, wenn er von gewiſſen kläglichen Menſchen und Menſchenverhältniſſen ſprach. Sie tat das ganz leicht und obenhin, und ſie behielt außerdem die jeweiligen Seufzer länger als gerade nötig war im Mund, als habe ſie ſich jedesmal an der Annehmlichkeit dieſes Tons und Empfindens weiden können.

„Gewiſſen Menſchen,“ dachte Joſeph, „ſcheint es Vergnügen zu machen, an bedauerliche Dinge zu denken. Wie dieſe Frau Nachdenklichkeit mimt. Sie ſeufzt, wie andere lachen, genau ſo fröhlich. Iſt das jetzt meine Herrin?“

Später ſtürzte er ſich in ſeine Reinſchrift. Es wurde Abend. Morgen früh würde es ſich ja zeigen, ob er eine Kraft oder eine Null, eine Intelligenz oder eine Maſchine, ein Kopf oder ein Hohlkopf ſei. Für heute war es ſeines Erachtens nach genug. Er räumte ſeine Arbeit zuſammen und ging in ſein Zimmer, froh darüber, für eine kleine Zeitlang allein ſein zu dürfen. Er fing nicht ohne Wehmut

an, ſeinen Handkoffer, ſeine ganze Beſitzung, langſam, Stück für Stück, auszupacken, wobei er der unzählbaren Umzüge gedachte, zu deren Erledigung er ſich nun ſchon ſo viele Male dieſes Köfferchens bedient hatte. Schlichte Sachen werden einem ſo lieb, das empfand der junge Angeſtellte. Wie es ihm hier bei Tobler wohl gehen werde, fragte er ſich, während er die paar Wäſcheſtücke, die er beſaß, in abſichtlich ſäuberlichſter Manier in den Schrank legte: „Gut oder ſchlecht, ich bin einmal da, gehe es wie es gehen kann. Er gelobte ſich im ſtillen, ſich Mühe zu geben, indem er ein Knäuel alter Faden, Bindfadenteile, Halsbinden, Knöpfe, Nadeln und abgeriſſene Leinenfetzen auf den Fußboden warf. „Wenn ich nun ſchon einmal hier eſſe und ſchlafe, will ich mich geiſtig und körperlich dafür auch anſtrengen," murmelte er weiter, „wie alt bin ich jetzt? Vierundzwanzig! Das iſt keine nennenswerte Jugend mehr. Ich bin zurückgeblieben im Leben." Er hatte den Koffer geleert und ſtellte ihn in eine Ecke. Sobald er glaubte, daß es ungefähr Zeit ſei, ging er zum Abendeſſen, ſpäter noch zur Poſt ins Dorf hinein, ſpäter ſchlafen.

Im Laufe des nächſten Tages glaubte er ſich mit dem Weſen der „Reklame-Uhr" dadurch be-

kannt gemacht zu haben, daß er begreifen lernte, daß dieſes gewinnbringende Unternehmen eine dekorative Uhr ſei, die Herr Tobler im Begriff war an Bahnverwaltungen, Reſtaurateure, Hoteliers ꝛc. zu verpachten. Solch eine wirklich äußerſt hübſch ausſehende Uhr, kalkulierte Joſeph, wird beiſpielsweiſe in einen oder in mehrere Straßenbahnwagen gehängt, und zwar an eine möglichſt in aller Menſchen Augen ſtechende Stelle, damit die fahrenden und reiſenden Mitmenſchen ihre Taſchenuhren danach richten können und jederzeit wiſſen, wie ſpät oder wie früh es am Tage iſt. Dieſe Uhr iſt wahrhaftig nicht ſchlecht, meinte er allen Ernſtes, um ſo weniger, als ſie den Vorzug hat, mit dem Reklameweſen verbunden zu ſein. Zu dieſem Behufe hat man ihr ja ein einfaches oder doppeltes Adlerflügelpaar aus ſcheinbarem Silber oder gar Gold angehängt, zwecks zierlicher Bemalung. Und was wird man anderes darauf malen wollen als die genauen Adreſſen von Firmen, die ſich dieſer Flügel oder Felder, wie der techniſche Ausdruck lautet, zur nutzbringenden Inſertion bedienen. Solch ein Feld koſtet Geld; infolgedeſſen hat man ſich, wie mein Herr, der Herr Tobler, ganz richtig ſagt, an nur erſte Handels- und Fabriksfirmen zu wenden. Die Beträge ſind jeweilen zum voraus, und

zwar laut auszuſtellender Verträge, in monatlichen Raten, zu bezahlen. Die Reklame-Uhr kann übrigens beinahe überall im In- und Ausland Aufſtellung finden. Auf ſie ſetzt, wie es mir ſchien, Tobler die wichtigſten Hoffnungen. Freilich koſtet die Herſtellung der Uhren und deren kupfernen und zinnernen Zieraten viel Geld, auch der Dekorationsmaler will ja ſein Geld haben, dafür aber laufen eben die Inſeratengelder hoffentlich und ſehr wahrſcheinlich regelmäßig ein. Was ſagte doch heute früh Herr Tobler? Er hat ziemlich viel Geld geerbt, hat nun aber bereits ſein geſamtes Vermögen in die „Reklame-Uhr geworfen“. Ein ſonderbarer Spaß, zehn- bis zwanzigtauſend Mark in Uhren zu werfen. Gut, daß ich mir dieſes Wort „werfen“ gemerkt habe, es ſcheint mir ein ſtark im Gebrauch beſtehendes, übrigens ſehr klipp und klares Wort zu ſein, das ich vielleicht ſchon in nächſter Zeit in meinen Korreſpondenzen werde anwenden müſſen.“

Joſeph ſteckte ſich einen Stumpen in Brand.

„Eigentlich ein ganz netter Aufenthalt, dieſes techniſche Bureau hier. Das meiſte an der hieſigen Geſchäftsführung iſt mir allerdings noch ganz unverſtändlich. Ich habe immer das Neue und Fremde ſchwer begriffen. Ich erinnere mich, o ja. Im allgemeinen werde ich von den Leuten für klüger ge-

halten als ich bin, manchmal auch nicht. Das alles iſt ja überhaupt ſo merkwürdig.“

Er nahm einen Streifen Papier zur Hand, ſtrich den Firmenkopf mit ein paar Federſtrichen durch und ſchrieb raſch folgendes:

Liebe Frau Weiß!

Sie ſind wahrhaftig der erſte Menſch, an den ich von hier oben aus ſchreibe. Der Gedanke an Sie iſt der erſte und leichteſte und natürlichſte von allen den vielen Gedanken, die mir gegenwärtig im Kopf ſurren. Sie werden ſich oft über mein Betragen gewundert haben in der Zeit, die ich bei Ihnen zubrachte. Wiſſen Sie noch, wie Sie mich oft aus meinem dumpfen, einſiedleriſchen Daſein, aus all meinen üblen Gewohnheiten haben aufrütteln müſſen? Sie ſind eine ſo liebe, gute, einfache Frau, und vielleicht erlauben Sie mir, Sie lieb zu haben. Wie oft, ja beinahe alle vier Wochen, bin ich zu Ihnen ins Zimmer getreten, um Sie kurz zu erſuchen, mit der monatlichen Miete Geduld zu haben. Sie haben mich nie gedemütigt, doch ja immer, aber mit Güte. Wie dankbar ich Ihnen bin und wie froh ich bin, Ihnen dies ſagen zu dürfen. Was machen und leben Ihre Fräulein Töchter? Die Größere iſt ja nun wohl bald ver-

heiratet. Und Fräulein Hedwig, ist sie immer noch in der Lebensversicherungsgesellschaft tätig? Wie ich frage! Sind diese Fragen nicht äußerst dumm, da ich Sie doch erst vor zwei Tagen verlassen habe! Mich dünkt, liebe, verehrte Frau Weiß, ich sei jahrejahre- und jahrelang bei Ihnen gewesen, so schön, ruhig und lang mutet mich der Gedanke an das Bei-Ihnen-gewesen-sein an. Kann man Sie kennen gelernt haben, ohne daß man Sie hat lieben lernen müssen? Sie haben immer zu mir gesagt, ich sollte mich schämen, so jung zu sein und dazu so wenig unternehmenslustig, weil Sie mich stets haben in meinem dunkeln Zimmer sitzen und liegen sehen. Ihr Gesicht, Ihre Stimme, Ihr Lachen haben mich immer getröstet. Sie sind zweimal so alt wie ich und haben zwölfmal so viel Sorgen und erscheinen mir so jung, jetzt noch viel mehr als da ich noch bei Ihnen war. Wie konnte ich immer so wortkarg zu Ihnen sein. Übrigens bin ich Ihnen ja noch Geld schuldig, nicht wahr, und ich bin beinahe froh darüber. Äußere Beziehungen können dann innere lebendiger erhalten. Zweifeln Sie nie an meiner Achtung vor Ihnen. Wie dumm ich spreche. Ich wohne hier in einer hübschen Villa und kann des Nachmittags jeweilen im Gartenhaus, wenn schönes Wetter ist, Kaffee trinken. Mein Chef ist

zurzeit ausgegangen. Das Haus liegt auf einem, man darf ſagen, grünen Hügel, unten neben der Landſtraße, hart am Seeufer, führt die Eiſenbahn vorbei. Ich wohne ſehr nett in einem, es kommt mir ganz herrſchaftlich vor, hochgelegenen Turmzimmer. Mein Herr ſcheint ein braver Mann zu ſein, etwas hochtrabend. Möglich, daß es zwiſchen uns eines Tages perſönliche Keilereien gibt. Ich wünſche es nicht. Wirklich nicht, denn ich möchte in Frieden leben. Leben Sie wohl Frau Weiß. Ich habe mir ein ſchönes, wertvolles Bild von Ihnen bewahrt, es läßt ſich nicht einrahmen aber ebenſo wenig vergeſſen.

Joſeph faltete den Streifen zuſammen und ſteckte ihn in ein Kuvert. Er lächelte. Für ihn hatte das Andenken dieſer Frau Weiß etwas Freundliches, warum, darüber wußte er ſelber kaum recht Beſcheid. Da hatte er nun an eine Frau geſchrieben, die dem Eindruck zufolge, den er ihr von ſeiner Perſon hinterlaſſen hatte, einen ſo raſchen und beinahe gefühlvollen Brief gar nicht erwarten durfte und ſicher auch nicht gewärtigte. Hatte die zufällige Menſchenbekanntſchaft einen ſo großen Einfluß auf ihn? Liebte er es, zu überraſchen und zu behexen? Aber der Brief ſchien ihm nach kurzer Durch-

ſicht und Prüfung paſſend und er machte ſich, da es ohnehin Zeit dazu war, auf den Weg zur Poſt.

Mitten im Dorf blieb plötzlich ein von oben bis unten rußiger junger Menſch vor ihm ſtehen, ſchaute ihn lachend an und ſtreckte ihm die Hand entgegen. Joſeph ſpielte den Erſtaunten, da er ſich wirklich nicht entſinnen könnte, an welchem Ort und zu welcher Zeit im bisherigen Leben ihm dieſe ſchwarze Erſcheinung konnte begegnet ſein. „Du auch hier, Marti?“ rief der Menſch, und nun erkannte ihn Joſeph, es war ein Kamerad aus der kürzlich erſt überſtandenen Militärdienſtzeit, er begrüßte ihn, ſchützte aber dringende Aufträge vor und verabſchiedete ſich wieder.

„Ja, das Militär,“ dachte er, indem er ſeines Weges weiter ging, „wie wirft es die Menſchen aus allen nur denkbaren Lebensgebieten auf einen einzigen Empfindungspunkt zuſammen. Kein ſo feinerzogener, im übrigen geſunder, junger Menſch lebt im Lande, der es ſich nicht eines Tages müßte gefallen laſſen, aus ſeiner bisherigen, ſortierten Umgebung herauszutreten, um mit dem erſtbeſten, ebenfalls jungen Bauern, Kaminfeger, Arbeiter, Kommis oder gar Tunichtgut gemeinſchaftliche Sache zu machen. Und welche gemeinſchaftliche Sache! Die Luft in der Kaſerne iſt für einen jeden dieſelbe, ſie

wird für den Baronenſohn für gut genug, und für den geringſten Landarbeiter für angemeſſen befunden. Die Rang- und Bildungsunterſchiede fallen umbarmherzig in einen großen, bis heute noch immer unerforſchten Abgrund, in die Kameradſchaft. Dieſe herrſcht, denn ſie faßt alles zuſammen. Die Hand des Kameraden iſt für keinen eine unreine, ſie darf es nicht ſein. Der Tyrann Gleichheit iſt oft ein unerträglicher, oder ſcheint es zu ſein, aber was für ein Erzieher iſt er, was für ein Lehrer. Die Brüderlichkeit kann mißtrauiſch und kleinlich im kleinen ſein, ſie kann aber auch groß ſein, und ſie iſt groß, denn ſie beſitzt die Meinungen, die Gefühle, die Kräfte und Triebe aller. Wenn ein Staat es verſteht, den Sinn der Jugend in dieſen Abgrund zu lenken, der groß genug wäre für die Erde wieviel mehr für ein einzelnes Land, ſo hat er ſich damit nach allen offenen Richtungen hin, an allen vier Grenzen, mit Feſtungen umgeben, die unbezwinglich ſind, weil es lebendige, mit Füßen, Gedächtniſſen, Augen, Händen, Köpfen und Herzen ausgeſtattete Feſtungen ſind. Den jungen Leuten tut wahrhaftig eine ſtrenge Lehre not."

Hier unterbrach der Angeſtellte ſeine Gedanken.

In der Tat, er rede und denke da wie ein

Feldhauptmann, dachte er lachend. Bald darauf befand er ſich wieder zu Hauſe.

Joſeph hatte in einer Elaſtique-Fabrik gearbeitet, ehe er zum Militär kam. Er erinnerte ſich jetzt jener vormilitäriſchen Zeit und ſah vor ſich ein altes, längliches Gebäude, einen ſchwarzen Kiesweg, eine enge Stube und ein bebrilltes, ſtrenges Prinzipalengeſicht. Er war dort, wie man ſagt, aushilfsweiſe engagiert geweſen, nur ſo vorübergehend. Er ſchien mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit nur ein Zipfel, ein flüchtiges Anhängſel zu ſein, ein nur einſtweilen geſchlungener Knoten. Beim Antritt der Stellung war ihm bereits lebhaft der Austritt aus derſelben vor Augen getreten. Der Lehrling im Elaſtique-Geſchäft war ihm in allem „über“. Joſeph mußte dieſen unausgewachſenen Menſchen bei jeder Gelegenheit um Rat fragen. Aber eigentlich kränkte ihn das nicht einmal. O er war ſchon an ſo vieles gewöhnt geweſen. Er arbeitete kopflos, das heißt, er mußte ſich geſtehen, daß ihm mancherlei durchaus notwendige Kenntniſſe abhanden gekommen waren. Gewiſſe, für andere Menſchen erſtaunlich leicht zu erfaſſende Dinge prägten ſich ihm ſo merkwürdig ſchwer ein. Was war da zu machen geweſen. Sein Troſt und ſein Gedanke war die „Vorübergänglich-

keit“ der Stellung. Er wohnte bei einem alten, ſpitznaſigen und -mundigen Fräulein, die eine ſehr ſonderbare, hellgrün geſtrichene Stube bewohnte. Auf einer Etagere befanden ſich einige alte und moderne Bücher. Das Fräulein war, wie es ſchien, eine Idealiſtin, aber keine feurige, ſondern eher eine durch und durch erfrorene. Joſeph bekam raſch heraus, daß ſie einen eifrigen Liebesbriefwechſel unterhielt, und zwar, wie er eines Tages aus einem achtlos auf dem runden Tiſch liegenden, langen Schreiben erſah, mit einem nach Graubünden ausgewanderten Buchdrucker oder Architektenzeichner, er konnte ſich deſſen jetzt nicht mehr ſo recht genau entſinnen. Er las raſch den Brief, er hatte das Gefühl, daß er dadurch keine ſehr bedeutende Ungerechtigkeit begehe. Übrigens war der Brief kaum der verſtohlenen Lektüre wert, man hätte ihn ruhig dürfen an alle Säulen der Stadt plakatieren, ſo wenig Geheimnisvolles und dem Fernſtehenden Unverſtändliches enthielt er. Er war den Büchern, die die Welt lieſt, nachgeſchrieben und enthielt vorzugsweiſe kühnlinierte und ſchraffierte Reiſebeſchreibungen. Die Welt ſei doch herrlich, hieß es da, wenn man ſich die Mühe nehme, ſie zu Fuß zu durchwandern. Dann wurden der Himmel, die Wolken, die Halden, die Geißen, Kühe,

Kuhglocken und die Berge beſchrieben. Wie wichtig das alles war. Joſeph hatte eine kleine Stube nach hinten gehend inne, dort las er. Sowie er nur dieſes Stübchen betrat, fing ihm auch gleich die Bücherlektüre über den Kopf zu flattern an. Er las da ſo einen von jenen großen Romanen, an denen man monatelang leſen kann. Die Koſt hatte er in einer Penſion von Technikumsſchülern und Kaufmannslehrlingen. Er hatte große Mühe, ſich mit dem jugendlichen Volk einigermaßen zu unterhalten und ſchwieg daher meiſt bei Tiſch. Wie war das alles für ihn erniedrigend. Auch da war er ein Knopf, der nur loſe hing, den man gar nicht mehr feſtzunähen ſich abmühte, da man zum voraus wußte, daß der Rock doch nicht lange getragen werde. Ja, ſeine Exiſtenz war nur ein proviſoriſcher Rock, ein nicht recht paſſender Anzug. Nahe bei der Stadt lag ein runder, mäßig hoher Rebhügel, der oben mit Wald gekrönt war. Nun, das war fürs Spazierengehen ganz artig. Die Sonntagvormittage verlebte Joſeph regelmäßig dort oben, während welcher Erholung er ſich jedesmal in ferne, beinahe krankhaft ſchöne Träumereien verwickelt ſah. Unten in der Fabrik ging es weniger ſchön zu, trotz des zunehmenden Frühlings, der ſeine kleinen duftenden Wunder an den Bäumen

und Sträuchern zu entfalten begann. Der Prinzipal machte Joſeph eines Tages ganz gehörig herunter, ja, er machte ihn ſchlecht, er nannte ihn geradezu einen Betrüger, und weswegen? Das war auch wieder ſo eine Kopfträgheit geweſen. Hohle Köpfe können ja nun allerdings einem Handelsgeſchäft erheblichen Schaden zufügen. Man kann ſchlecht rechnen, oder aber, und das iſt das Schlimme, man rechnet einfach gar nicht. Für Joſeph war es ſo ſchwer geweſen, eine in engliſcher Pfundwährung aufgeſtellte Zinſenrechnung zu prüfen. Dazu fehlten ihm die paar Kenntniſſe, und ſtatt das nun offen dem Geſchäftsherrn einzugeſtehen, wovor er ſich ſchämte, ſetzte er unter die Rechnung, ohne ſie wahrhaft geprüft zu haben, die lügneriſche Beſtätigung. Er ſchrieb mit Bleiſtift ein M zu der Schlußzahl, was ſo viel zu bedeuten hatte als die feſte und ruhige Tatſache des Richtigbefundes. An dieſem einen Tage nun kam es plötzlich durch eine mißtrauiſche Frage ſeitens des Prinzipals heraus, daß die Prüfung nur geſchwindelt, und daß ja Joſeph gar nicht imſtande war, eine derartige Rechnung im Kopf zu löſen. Das waren eben engliſche Pfund, und Joſeph wußte mit ſolchen abſolut nicht umzugehen. Er verdiene, ſprach der Vorgeſetzte, mit Schimpf und Schande fortgejagt zu werden. Wenn

er etwas nicht verſtehe, ſo ſei das keine Unehrenhaftigkeit, wenn er aber Verſtändnis lüge, ſo ſei das Diebſtahl. Man könne es nicht anders nennen, und Joſeph ſolle ſich in Grund und Boden hinab ſchämen. O das war ein tobendes Herzklopfen für ihn geweſen. Er ſpürte eine ſchwarze, freſſende Welle über ſeinem ganzen Daſein. Die eigene, ſonſt, wie ihm immer ſchien, nicht ſchlechte Seele ſchnürte ihn von allen Seiten zu. Er zitterte ſo heftig, daß die Zahlen, die er eben ſchrieb, nachher ungeheuerlich fremd, verſchoben und groß ausſahen. Aber nach einer Stunde war ihm ſo wohl. Er ging zur Poſt, es war eben ſchönes Wetter, er ging ſo, und da meinte er, küſſe ihn alles. Die kleinen ſüßen Blätter ſchienen alle in einem liebkoſenden, farbigen Schwarm auf ihn zuzufliegen. Die vorübergehenden, im übrigen ganz alltäglichen Menſchen ſahen ſo ſchön aus, zum rein An-den-Hals-werfen. Er ſchaute glücklich in alle Gärten hinein, zum offenen Himmel hinauf. Wie rein und ſchön waren die weißen, friſchen Wolken. Und das ſätte, ſüße Blau. Joſeph hatte das eben Vorgefallene, das Wüſte, nicht vergeſſen, er trug es beſchämt mit ſich, aber es hatte ſich in etwas Unbekümmert-Leidvolles, in etwas Ebenmäßig-Verhängnisvolles verwandelt. Er zitterte noch ein wenig und dachte: „Alſo muß man mich mit

Demütigungen zur reinen Freude an der Welt Gottes aufpeitschen?“ Nach Feierabend trat er gemütlich in einen ihm wohlbekannten Zigarrenladen. Eine Frau hauste dort, eine womöglich, ja wahrscheinlich und nur zu sehr wahrscheinlich käufliche Frau. Joseph pflegte sich in ihrem Laden Abend für Abend auf einen Stuhl zu setzen, eine Zigarre dazu zu rauchen und zu plaudern mit der Inhaberin. Er gefiel ihr, das merkte er bald. „Wenn ich dieser Frau gefalle, so erweise ich ihr einen kleinen Dienst, regelmäßig bei ihr zu sitzen,“ dachte er und tat auch so. Sie erzählte ihm ihre ganze Jugend und manches Schöne und Unschöne aus ihrem Leben. Sie alterte schon und hatte ein ziemlich häßlich geschminktes Gesicht, aber gute Augen leuchteten aus demselben hervor, und ihr Mund: „wie oft wird er geweint haben,“ dachte Joseph. Er blieb immer artig und höflich bei ihr, als ob dieses Betragen selbstverständlich gewesen wäre. Einmal streichelte er ihr die Wangen, und er bemerkte die Freude, die sie über dieser Bewegung empfand, sie errötete und ihr Mund zuckte, als ob sie hätte sagen wollen: „zu spät, mein Freund.“ Sie war früher eine Zeitlang Kellnerin gewesen, aber was hatte das alles zu bedeuten, da doch der ganze Anhängezipfel nach ein paar Wochen abge-

trennt wurde. Der Chef ſchenkte Joſeph zum Abſchied eine Gratifikation, trotz jenes Vorfalles mit der engliſchen Geldwährung, und wünſchte ihm Glück in die Kaſerne. Jetzt kommt eine Eiſenbahnfahrt durch ein frühlingverzaubertes Land, und dann weiß man nichts mehr, denn von da an iſt man nur noch eine Nummer, man bekommt eine Uniform, eine Patronentaſche, ein Seitengewehr, eine regelrechte Flinte, ein Käppi und ſchwere Marſchſchuhe. Man iſt nichts mehr Eigenes, man iſt ein Stück Gehorſam und ein Stück Übung. Man ſchläft, ißt, turnt, ſchießt, marſchiert und geſtattet ſich Ruhepauſen, aber in vorgeſchriebener Weiſe. Selbſt die Empfindungen werden ſcharf überwacht. Die Knochen wollen anfänglich brechen, aber nach und nach ſtählt ſich der Körper, die biegſamen Knieſcheiben werden zu eiſernen Scharnieren, der Kopf wird frei von Gedanken, die Arme und Hände gewöhnen ſich an das Gewehr, das den Soldaten und Rekruten überall hin begleitet. Im Traum hört Joſeph Kommandoworte und das Knattern der Schüſſe. Acht Wochen lang dauert das ſo, es iſt keine Ewigkeit, aber bisweilen ſcheint es ihm eine.

Doch was ſoll das alles, da er doch jetzt in Herrn Toblers Hauſe lebt.

Zwei oder drei Tage ſind noch keine gar ſo ſehr lange Zeit. Dieſer Zeitraum genügt nicht einmal, um ſich in einem Zimmer ganz zurechtzufinden, wie viel weniger in einem immerhin ſtattlichen Haus. Joſeph war ja ohnehin ſchwer von Begriff, wenigſtens bildete er ſich das ein, und Einbildungen ſind nie gänzlich ohne grundlegende Berechtigung. Das Toblerſche Haus war überdies noch zweiteilig, es beſtund aus einem Wohnhaus ſowohl wie aus einem Geſchäftshaus, und Joſephs Pflicht und Schuldigkeit war, beide Sorten Häuſer ergründen zu lernen. Wo Familie und Geſchäft ſo nah beieinander ſind, daß ſie ſich, man möchte ſagen, körperlich berühren, kann man das eine nicht gründlich kennen lernen und zugleich das andere überſehen. Die Obliegenheiten eines Angeſtellten liegen in ſolch einem Haus weder ausdrücklich da noch ausdrücklich dort, ſondern überall. Auch die Stunden der Pflichterfüllung ſind keine exakt begrenzten, ſondern erſtrecken ſich manchmal bis tief in die Nacht hinein, um bisweilen plötzlich mitten am Tag für eine Zeitlang aufzuhören. Wer das Vergnügen haben darf, nachmittags draußen im Gartenhaus in Geſellſchaft einer gewiß gar nicht üblen Frau Kaffee zu trinken, muß nicht böſe werden, wenn er abends nach acht Uhr raſch noch irgend eine dringende Arbeit erledigen ſoll.

Wer ſo ſchön zu Mittag ißt, wie Joſeph, muß dies durch verdoppelte Leiſtungen wieder gut zu machen ſuchen. Wer Stumpen rauchen darf während der Geſchäftsſtunden, der darf nicht brummen, wenn ihn die Herrin des Hauſes um einen häuslichen oder familiären Dienſt kurz erſucht, auch wenn der Ton, womit dieſes Geſuch ausgeſprochen wird, eher ein befehlshaberiſcher als ein ſchüchtern bittender ſein ſollte. Wer hat alles Annehmliche und Schmeichelnde immer zuſammen? Wer wird ſo anmaßend der Welt gegenüber ſein, von ihr nur Kiſſen zum Daraufruhen zu verlangen, ohne zu bedenken, daß die ſamtenen und ſeidenen, mit feinem Flaum gefüllten und geſtopften Kiſſen Geld koſten? Aber Joſeph denkt gar nicht ſo. Man muß bedenken, daß Joſeph nie viel Geld auf einmal beſeſſen hat.

Frau Tobler fand an ihm etwas Seltſames, ſozuſagen Unalltägliches, ohne ihn aber auch nur im geringſten gut zu beurteilen. Sie fand ihn ziemlich lächerlich in ſeinem dunkelgrün gefärbten, abgetragenen und erbleichten Anzug, aber auch in ſeinem Benehmen wollte ſie etwas Komiſches entdeckt wiſſen, worin ſie in gewiſſer Beziehung recht hatte. Komiſch war ſein undeziderates Auftreten, ſein augenſcheinlicher Mangel an Selbſtbewußtheit, und komiſch waren auch ſeine Manieren. Hin-

wiederum muß bemerkt werden, daß Frau Tobler, eine Bürgersfrau von echteſter Abſtammung, ſehr leicht geneigt war, vieles komiſch zu finden, was auch nur ein ganz klein wenig ihre Anſchauungsweiſe fremd berühren konnte. Wenn das aber ſo iſt, ſo wollen wir uns weiter nicht darüber aufregen, daß eine ſolche Frau einen ſolchen jungen Menſchen komiſch fand, ſondern berichten, was ſie zuſammen redeten. Verſetzen wir uns wieder in das Gartenhäuschen und in die Fünf-Uhr-Abend-Stunde.

„Es iſt doch ein prächtiger Tag heute," ſagte Frau Tobler.

O ja, es ſei wirklich herrlich, ſagte ſeinerſeits der Gehülfe. Er drehte ſich, am Tiſch ſitzend, halb um, und ſchaute in die bläuliche Ferne. Der See war ganz blaßblau. Ein Dampfſchiff mit klingender Muſik fuhr gerade vorüber. Man konnte die wehenden Tücher unterſcheiden, die dort unten von den Vergnügungsreiſenden geſchwenkt wurden. Der Rauch des Dampfſchiffes flog nach hinten und wurde von der Luft eingeſogen. Die Berge am andern Ufer waren in dem Dunſt, den der vollendet ſchöne Tag über den See verbreitete, kaum zu ſehen. Sie ſchienen aus Seide gewoben zu ſein. Ja, die ganze runde Ausſicht war blau, ſelbſt das nahe Grün

und das Rot der Dächer ſahen ſich bläulich an. Man hörte ein einziges Geſumme, wie wenn die ganze Luft, der ganze durchſichtige Raum leiſe geſungen hätten. Auch das Summen und Surren hörte und ſah ſich blau an, beinahe! Wie ſchmeckte wieder einmal der Kaffee. „Warum denke ich an zu Hauſe, an die Kindheit, wenn ich dieſen ſonderbaren Kaffee trinke?“ dachte Joſeph.

Die Frau fing an, von der letztjährigen Sommerfriſche am Vierwaldſtädterſee zu reden. Dieſes Jahr gebe es, ſagte ſie, leider nichts aus ſo etwas. Keinen Gedanken! Und dann ſei es ja hier wirklich auch ganz ſchön. Man brauche eigentlich gar keine Sommerfriſche mehr, wenn man ſo wohnen könne, wie ſie. Im Grunde genommen ſei man faſt immer ſehr unbeſcheiden, man habe ſtets Wünſche, und das ſei ja auch ganz natürlich — Joſeph nickte — aber zuweilen ähnele es einer wirklichen Arroganz.

Sie lachte. „Wie ſeltſam ſie lacht,“ dachte der Untergebene und fuhr fort zu denken: „An dieſem Lachen könnte einer, der ſich darauf verſteifen wollte, Geographie ſtudieren. Es bezeichnet genau die Gegend, wo dieſe Frau her iſt. Es iſt ein behindertes Lachen, es kommt nicht ganz natürlich zum Mund heraus, als wäre es früher durch eine allzupeinliche Erziehung ſtets etwas im Zaum gehalten worden.

Aber es iſt ſchön und fraulich, ja, es iſt ſogar ein bißchen frivol. Nur hochanſtändige Frauen dürfen ſo lachen.“

Inzwiſchen hatte die Frau längſt weitergeſprochen, und zwar von jener geradezu ideal ſchönen und traulichen Sommerfriſche. Ein junger Amerikaner habe ſie jeden Tag in der Gondel auf den See hinausgerudert. Das ſei noch ein Kavalier geweſen. Und dann war es doch für eine verheiratete Frau, wie ſie eine ſei, reizvoll und neu, einmal ein paar Wochen ganz allein ſein zu können und dazu noch in ſolch einer ſchönen Gegend. Ohne Mann und ohne die Kinder. Man brauche dabei noch lange nicht an was Unfeines zu denken. Man tue den ganzen Tag nichts, eſſe köſtlich und liege da ſo im Schatten, unter ſolch einem herrlichen, breitäſtigen Kaſtanienbaum, wie dort, wo ſie das letzte Jahr geweſen ſei, einer war. Solch ein Baum. Immer wieder ſähe ſie ihn und ſich ſelbſt drunter. Sie habe auch ein kleines, weißes Hündchen gehabt, ſie habe es immer zu ſich ins Bett genommen. So ein feines, ſauberes Geſchöpfchen. Nun, dieſes Tier habe ſie in dem reizenden Gefühl, das ihr vorgegaukelt habe, ſie ſei eine Dame, eine wirkliche Dame, noch beſtärkt. Später habe ſie es weggeben müſſen.

„Ich muß an die Geſchäfte gehen," ſprach Joſeph und erhob ſich.

Ob er ſo fleißig ſei?

„Nun, man tut, was man für ſeine Pflicht hält." Mit dieſen Worten entfernte er ſich. Im Bureau trat ihm eine unſichtbar-ſichtbare Erſcheinung entgegen: die Reklame-Uhr. Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch und fing an zu korreſpondieren. Der Briefbote kam, um eine Nachnahme zu präſentieren, es war ein geringer Betrag, Joſeph bezahlte aus ſeiner Privattaſche. Dann ſchrieb er ein paar Briefe im Intereſſe der Reklame-Uhr. Was man für ſo eine Uhr nicht alles aufwenden mußte!

„Sie iſt wie ein kleines oder großes Kind, ſolch eine Uhr," dachte der Angeſtellte, „wie ein eigenſinniges Kind, das der beſtändigen, aufopfernden Pflege bedarf, und das nicht einmal dankt dafür. Gedeiht denn eigentlich dieſes Unternehmen, wächſt dieſes Kind? Man merkt wenig davon. Ein Erfinder liebt ſeine Erfindungen. Dieſe koſtſpielige Uhr iſt Tobler beinahe ans Herz gewachſen. Was aber denken andere Leute von dieſer Idee? Eine Idee muß hinreißen, muß überwältigen, ſonſt iſt es eine ſchwere Sache, ſie zu praktizieren. Was mich ſelber betrifft, ſo glaube ich feſt an die Möglichkeit einer Realiſierung derſelben, und ich glaube

deshalb daran, weil es meine Pflicht ist, weil ich dafür bezahlt werde. Zwar, wie steht es denn nun mit meinem Gehalt?“

Es war in diesem Punkt tatsächlich noch nichts abgemacht worden.

Bis zum Sonntag verlief alles ruhig. Was hätte passieren sollen? Joseph war folgsam und bemühte sich, ein heiteres Gesicht an den Tag zu legen. Aber warum hätte er besonders mißmutig sein sollen, wo ja doch vorläufig nur Ursache zur Zufriedenheit für ihn vorhanden war. Im Militärdienst ist er auch nicht verzärtelt worden. In das Wesen der Reklame-Uhr drang er immer tiefer ein und glaubte bereits, sie vollständig erfaßt zu haben. Was hatte es zu bedeuten, daß zwei Wechsel zu je vierhundert Mark nicht bezahlt wurden. Man schob den Verfalltag dieser Billetts einfach auf einen Monat hinaus, es war sogar riesig nett für Joseph, an den Aussteller der Akzepte schreiben zu dürfen: „Bitte, haben Sie noch Geduld. Die Finanzierung meiner Patente läßt nur noch kurze Zeit auf sich warten. Bis dahin wird es mir möglich geworden sein, die fälligen Verpflichtungen prompt einzulösen“.

Er hatte mehrere solcher Briefe zu schreiben, und er freute sich über die Leichtigkeit, mit der er den gesamten kaufmännischen Stil beherrschte.

Das Dorf hatte er bereits halb durchſtöbert. Zur Poſt zu gehen war ihm jedesmal ein großes Vergnügen. Es gab zwei Wege, einen dem See entlang, auf der breiten Landſtraße, und einen über den Hügel, an Obſtbäumen und Bauernhäuſern vorbei. Er wählte faſt immer den letztern. Ihm ſchien das alles ſehr einfach.

Am Sonntag erhielt er von Tobler eine gute, deutſche Zigarre nebſt fünf Mark Taſchengeld, damit er ſich hie und da „etwas leiſten könne“.

Das Haus lag ſo ſchön da in dem hellen Sonnenſchein. Es ſchien Joſeph ein wahres Sonntagshaus zu ſein. Er ging den Garten hinunter, die Badehoſe in der Hand ſchwenkend, an den See, zog ſich in einer verfallenen Badehütte, durch deren Bretterritzen die Sonne hineinleuchtete, behaglich aus und warf ſich nachher ins Waſſer. Er ſchwamm weit hinaus, es war ihm ſo wohl zumute. Welchem Badenden und Schwimmenden, wenn er nicht gerade am Ertrinken iſt, iſt es nicht wohl zumut? Es kam ihm vor, als wölbe und runde ſich die heitere, warme, glatte Seeoberfläche. Das Waſſer war friſch und lau zugleich. Vielleicht ſtrich ein leiſer Windzug darüber her, oder irgend ein Vogel flog über ſeinem Kopf, hoch in der Luft, daher. Einmal kam er einem kleinen Boot nahe, ein einzelner

Mann ſaß drin, ein Fiſcher, der friedlich den Sonntag verangelte und verſchaukelte. Welche Weichheit, welche ſchimmernde Helle. Und mit den nackten empfindungsvollen Armen macht man Schnitte in dieſes naſſe, ſaubere, gütige Element. Jeder Stoß mit den Beinen bringt einen ein Stück vorwärts in dieſem ſchönen, tiefen Naſſen. Von unten her wird man von warmen und kühlen Strömen gehoben. Den Kopf taucht man, um den Übermut in der Bruſt zu bewäſſern, auf kurze Zeit, den Atem und den Mund und die Augen zudrückend, hinab, um am ganzen Leib dieſes Entzückende zu ſpüren. Schwimmend möchte man ſchreien, oder nur rufen, oder nur lachen, oder nur etwas ſagen, und man tut's auch. Und dann von den Ufern her, dieſe Geräuſche und hohen, fernen Formen. Dieſe wundervollen hellen Farben an ſolch einem Sonntagsmorgen. Man plätſchert mit den Händen und Füßen, ſteht im Waſſer ſchwebend und trapezturnend, möchte man ſagen, aufrecht, immer dazu die Arme bewegend. Und es gibt da kein Unterſinken. Nun preßt man noch einmal die Augen geſchloſſen in das flüſſige, grüne, feſte Unergründliche hinab und ſchwimmt ans Land. —

Wie herrlich das war!

Zum Mittageſſen hatten ſich Gäſte eingefunden.

Dieſes mit den Gäſten iſt Folgendes: Joſephs Vorgänger im Amt war ein gewiſſer Wirſich geweſen. Dieſen Wirſich hatten die Toblers ſehr lieb gewonnen. Sie erkannten in ihm einen anhänglichen Menſchen und ſchätzten ſeine Tüchtigkeit hoch. Er war ein exakter Menſch, aber er war es nur in der Nüchternheit. Solange er nüchtern war, verfügte er über faſt alle, ja man darf ſagen, alle Angeſtelltentugenden. Er war über die Maßen ordnungsliebend, er beſaß Kenntniſſe ſowohl auf kaufmänniſchem wie auf dem juriſtiſchen Gebiet, er war fleißig und energiſch. Seinen Chef wußte er zu jeder Zeit und in beinahe allen vorkommenden Fällen in vertrauenerweckender und überzeugender Weiſe zu vertreten. Zudem hatte er eine ſaubere Handſchrift. Hell von Verſtand und mit lebhaftem Intereſſe begabt war es dieſem Wirſich ein Leichtes geweſen, die Geſchäfte ſeines Brotherrn zu deſſen vollkommener Zufriedenheit ganz ſelbſtändig zu führen. In der Führung der Bücher war er ſogar muſtergültig. Alle dieſe Eigenſchaften nun konnten zuzeiten mit einem Mal gänzlich verſchwimmen, und zwar in der Trunkenheit. Wirſich war kein junger Mann mehr, er zählte ungefähr fünfunddreißig Jahre, und das iſt ein Alter, wo gewiſſe Leidenſchaften, wenn ſie der Träger nicht

vorher gelernt hat zu bezwingen, ein ſchreckliches Ausſehen und eine furchtbare Ausdehnung anzunehmen pflegen. Der Alkoholgenuß machte jeweils, das heißt von Zeit zu Zeit aus dieſem Menſchen ein wildes, unvernünftiges Tier, mit dem begreiflicherweiſe nichts anzufangen war. Mehrfach wies ihm Herr Tobler auch die Tür und befahl ihm, ſeine Sachen zu packen und ſich nie wieder blicken zu laſſen. Wirſich ging dann auch, fluchend und Beleidigungen ausſtoßend, zum Haus hinaus, kehrte aber jeweils, ſobald er wieder er ſelber geworden war, mit einem zerknirſchten Armeſündergeſicht zu der Schwelle zurück, die nie wieder zu betreten er ein paar Tage vorher im Unfug und Wahnſinn ſeiner Betrunkenheit heftig geſchworen hatte. Und Wunder: Tobler behielt ihn immer wieder. Er hielt ihm bei ſolcher Gelegenheit je eine geſalzene Strafpredigt, wie man ſie auch ungezogenen Kindern gegenüber anwendet, ſagte ihm aber dann, er könne dableiben, man wolle über das Vergangene einen Schleier werfen und es nochmals mit ihm probieren. Das geſchah vier oder fünf Male. Wirſich hatte etwas Unwiderſtehliches an ſich. Dies trat beſonders hervor, wenn er den Mund zu einer Bitte oder Abbitte auftat. Er erſchien in dieſem Fall ſo vollkommen reuig und unglücklich, daß es den

Toblers warm und heiß wurde und ſie ihm verzeihten, ohne daß ſie ſich Rechenſchaft gaben, warum eigentlich. Dazu kam noch der ſonderbare, wie es ſchien, tiefgehende Eindruck, den es Wirſich verſtand auf die Perſonen weiblichen Geſchlechtes zu machen. Es iſt als ziemlich ſicher anzunehmen, daß auch Frau Tobler dieſem fremdartigen Zauber, dieſem Unerklärlichen, nicht widerſtand. Sie reſpektierte ihn, ſolange er ruhig und vernünftig blieb, und mit dem Rohling und Wüſtling hatte ſie ein ihr ſelber ganz unerklärbares Mitleiden. Schon ſein Äußeres war ja wie für das Urteil der Frauen geſchaffen. Seine ſcharfen, männlichen Geſichtszüge, in der Schärfe und Sicherheit durch eine blaſſe Hautfarbe noch unterſtützt, ſein ſchwarzes Haar, ſeine tiefliegenden, großen, dunklen Augen gefielen ebenſo unwillkürlich wie eine gewiſſe Trockenheit, die ſeinem ganzen ſonſtigen Auftreten und Weſen anhaftete. Eine ſolche Hausbackenheit macht in der Regel den Eindruck der Herzensgüte und der Charakterfeſtigkeit, zwei Erſcheinungen, denen keine fühlende Frau widerſteht.

Und ſo kam es, daß Wirſich immer wieder von neuem angenommen wurde. Was eine Frau beim Mittagstiſch zu ihrem Mann in leichtem, lachendem, reichem Ton ſagt, bleibt nie gänzlich ohne Einfluß,

hier um ſo weniger als ja Tobler ſelber „dieſen unglückſeligen Menſchen immer gern hatte leiden mögen“. Die Mutter des Wirſich kam regelmäßig bei Anlaß einer Wiederanſtellung ihres Sohnes in die Villa hinauf, um für denſelben zu danken. Auch ſie mochte man gern leiden. Übrigens ſind einem ja die Menſchen, die man Macht und Einfluß hat fühlen laſſen, immer lieb. Die Wohlhabenheit und Gutbürgerlichkeit demütigt gern, nein, vielleicht das nicht gerade, aber ſie ſchaut doch ganz gern auf Gedemütigte hernieder, was eine Empfindung iſt, der man eine gewiſſe Gutmütigkeit, aber auch eine gewiſſe Roheit nicht abſprechen kann.

Eines Nachts nun trieb es Wirſich doch zu bunt. Er kam aus der an der Landſtraße gelegenen, ſtark von allerhand vagabundierendem Volk, darunter unſaubern Weibern, frequentierten Wirtsſtube zur „Roſe“ vollſtändig berauſcht, ſchreiend und tobend, nach Hauſe und begehrte Einlaß. Da man ihm dieſen verweigerte, zertrümmerte er mit Hilfe eines Hackenſtockes, den er bei ſich trug, die Haustürſcheibe und dann das Gitter derſelben, ſoweit ihm das gelang. Auch drohte er mit fürchterlicher und unkenntlicher Stimme mit „Anzünden des ganzen Neſtes“, wie er ſich in der Wildheit und Zerſtörtheit ſeines Kopfes ausdrückte, brüllte, daß ihn nicht

nur die Nachbarſchaft, ſondern auch die weiter in der Umgegend wohnenden Leute hören mußten, und gefiel ſich in ſchmählichen Verwünſchungen gegen ſeine Wohltäter. Schon hatte er, von den Körperkräften aller Beſinnungsloſen und Unempfindlichen unterſtützt, beinahe die Türe eingeworfen, das Schloß und der Riegel wackelten ſchon bedenklich, als Herr Tobler, der, wie es ſchien, endlich die Geduld verloren hatte, die Türe von innen her aufriß und über den Trunkenbold mit einem Hagel von Stockſchlägen herfiel, der denſelben zu Boden auf den Kies warf. Auf den nicht zu mißverſtehenden Befehl Toblers, ſich ſofort vom Platz wegzubegeben, da ſonſt weitere und ähnliche Hiebe ſeiner harren würden, erhob ſich Wirſich auf allen Vieren, um aus dem Garten zu rutſchen. Einige Male fiel die Geſtalt des Säufers, vom Mond beleuchtet, ſo daß die Obenſtehenden jede ſeiner ungeheuerlichen Bewegungen verfolgen konnten, wieder an die Erde, ſtund wieder auf und warf ſich endlich, einem plumpen Bären ähnlich, vollends zum Garten an die Landſtraße hinaus, worauf ſie ſich gänzlich verlor.

Zwei Wochen nach dieſem nächtlichen Vorfall hielt Tobler ein umfangreiches Entſchuldigungsſchreiben Wirſichs in der Hand, worin der Übeltäter

in ſcheinbar geradezu klaſſiſchem Stil Beſſerung verſprach und bat, Herr Tobler möchte ihn doch noch ein einziges Mal anſtellen, da ſich Wirſich ſonſt der bitterſten Not preisgegeben ſähe. Beide, er ſowohl als ſeine alte Mutter, bäten inſtändig um eine nochmalige, wenn auch letzte Zuwendung der alten, wohltuenden Gunſt, die er, er bekenne es ſchmerzhaft und aufrichtig, nun ſchon ſo oft verſcherzt habe. Wirſich, hieß es in dem Schreiben zum Schluß, ſehne ſich ſo ſehr nach dem Haus, nach der ganzen ihm lieb und wert gewordenen Familie, nach der Stätte der früheren Wirkſamkeit zurück, daß er ſich ſagen müſſe, entweder er dürfe auf eine Neubelebung all dieſer Dinge hoffen und darüber froh ſein, oder der Riegel ſei ihm ein für allemal zugeſchoben und für ihn bleibe nur noch die Verzweiflung, die Reue, die Scham und die Bitternis übrig.

Es war indeſſen zu ſpät. Der Riegel war in der Tat ſchon vorgeſchoben, es war ſchon ein Erſatz im Haus. Gleich am nächſten Morgen nach jener wüſten Nachtſzene hatte ſich Tobler nach der Hauptſtadt in das Bureau für Stellenvermittlung begeben und hatte dort Joſeph verpflichtet. Das obige Schreiben gelangte an demſelben Tage wie Joſeph ins Toblerſche Haus.

Die ſonntäglichen Gäſte aber waren niemand anders als Wirſich und ſeine Mutter.

Von der Bewegung des Badens erfriſcht begrüßte Joſeph ſeinen Vorgänger herzlich. Vor der alten Frau machte er eine leichte Verbeugung. Er ſah wohl auf den erſten Blick, daß die Stimmung am Mittagstiſch eine ziemlich gedrückte war. Man ſprach wenig, und das Wenige der Unterhaltung war allgemeiner Natur. Etwas Klägliches, Zimperliches hatte ſich rund um das weiße Tiſchtuch und um die dampfenden und duftenden Speiſen und um die Menſchengeſichter herum breit gemacht. Herr Tobler machte „ſeine größten Augen“, im übrigen war er fröhlich und freundlich und ermunterte ſeine Gäſte in wohlwollend-herablaſſendem Ton, zuzugreifen. Jedes Eſſen ſchmeckt nach jedem Baden, auch im Freien, unter ſolch einem blauen Himmel, will faſt jedes Eſſen ſchmecken, dieſes heutige Eſſen aber fand Joſeph geradezu herrlich, ſo einfach es auch war. Auch den andern ſchien es zu munden, nicht zum mindeſten der alten Frau Wirſich, die ſich heute mit einem Schein von feinerem Weltgebaren umgeben hatte. Wo mochte dieſe ärmliche Dame ſonſt wohnen, und wie? In welchen Zimmern und in was für Umgebungen? Wie dürf-

tig und mager ſie ausſah! Gleichſam ſparſam oder geſpart oder ſpärlich ſah ſie aus, beſonders neben dieſer üppigen, bürgerlichen, in Fülle und Wärme geborenen und erzogenen Frau Tobler. Frau Wirſich und Frau Tobler. Ja, das waren, wenn es in der Welt irgendwie Differenzen gab, Unterſchiede vom klarſten, reinſten Waſſer.

Immer ein bißchen hochmütig ſieht Frau Tobler aus, aber wie gut ſteht zu den Linien ihres Geſichtes und Körpers dieſe beſtändige, zarte Spur von Hochmut. So etwas will man von ihrer Figur gar nicht wegwünſchen, denn es gehört ganz einfach dazu, wie der tönende, unausſprechliche Zauber zu einem Volkslied. Dieſes Lied klingt fein und in den allerhöchſten Tönen, Frau Wirſich verſtand und empfand es gar wohl. Wie kläglich das eine Lied ertönte und wie voll das andere. Herr Tobler ſchenkte Rotwein ein. Er wollte auch Wirſich einſchenken, aber die Mutter verdeckte raſch das Glas ihres Sohnes mit der alten, verknöcherten Hand.

„Ah bah, warum denn jetzt nicht? Er muß doch auch etwas trinken," rief Tobler.

Da ſtürzten plötzlich Tränen in die Augen der alten Frau. Alle ſahen es und erbebten. Wirſich wollte ſeiner Mutter irgend etwas zuflüſtern, aber eine ſteife, ſteinerne Macht, deren er ſich nicht zu

erwehren vermochte, lähmte ihm den Gebrauch der Zunge. Er ſaß da wie ein Stockfiſch und ſchaute auf ſein eigenes, zaghaftes Eſſen hinab. Frau Wirſich hatte die Hand zurückgenommen, gleichſam erklärend, es ſei ihr nun gezwungenermaßen ganz gleichgültig, ob jetzt ihr Sohn trinke oder nicht. Ihre Bewegung ſagte: Ja, ſchenkt ihm nur ein. Es iſt ja doch alles verloren! Wirſich nippte ein wenig an dem Glas, er ſchien eine unwiderſtehliche Scheu zu haben vor dem Genuß des Dinges, das ihn von einer in der Tat für ihn gemütlichen Weltpoſition herabgeſtürzt hatte.

O Frau Wirſich, deine verweinten Augen trüben ja ganz deine paar angenommenen, glänzenden Weltmanieren. Wie hatteſt du dir vorgenommen, dich fein zu bewegen, und wie hat dich nun dein Gram überwältigt. Deine alten Hände, die wie Stirnen durchfurcht ſind, zittern recht ſehr. Was ſpricht dein Mund? Nichts? Ei, Mutter Wirſich, man muß ſprechen in guter Geſellſchaft. Sieh, ſieh, wie dich eine gewiſſe andere Dame anſchaut.

Frau Tobler ſchaute Frau Wirſich mit beſorgten, aber kalten Augen leicht von der Seite her an, indem ſie zugleich die Locken ihres jüngſten Kindes, das neben ihr ſaß, ſtreichelte. Eine wirklich wohlhabende Frau! Von der einen Seite ſtrahlte die

kindliche Zärtlichkeit und Zutulichkeit zu ihr hinauf, und die andere Seite erfüllte das Weh einer menſchlichen Schweſter. Beides, ſowohl das Liebliche wie das Traurige, ſchmeichelte der Frau. Sie ſagte leiſe etwas Tröſtliches zu Frau Wirſich, worüber dieſe nur abwehrend aber demutvoll den Kopf ſchüttelte. Man hatte jetzt geſpeiſt. Herr Tobler reichte ſein Zigarrenetui herum, die Herren rauchten. Dieſe Sonne, dieſe wundervolle Berg- und See- und Wieſenumgebung. Und dann dieſe ſchmale, vorſichtübende Unterhaltung von dieſem Häuflein Menſchen. Ja, man muß ſchonen, andere ſind auch Menſchen! Der Geſichtsausdruck der Herrin des Hauſes ſagte das lebhaft. Aber gerade dieſes ſtumme Zuverſtehengeben, daß man ſchonen wolle, war ſchonungslos. Es war vernichtend.

Die beiden Frauen ſprachen dann über die Kinder Tobler; ſie ſchienen beide erfreut zu ſein, einen, jeglichen Ton der Verletzung entfernenden, Geſprächsſtoff gefunden zu haben. Auch fand ſich das ganz von ſelber. Man vergaß ſich eben ein bißchen. Von Zeit zu Zeit ruhte das Auge der alten Frau auf Joſephs Geſtalt, Geſicht und Benehmen, wie um die Vorzüge und Schwächen desſelben herauszuſtudieren und ſie in Gedanken mit der Sohnes-Erſcheinung zu vergleichen. Die

Knaben ſprangen bald von ihren Plätzen weg und ſpielten im Garten, die Mädchen folgten ihnen, ſo daß die erwachſenen Herrſchaften allein am Tiſch ſitzen blieben. Inzwiſchen kam die Magd mit einem hölzernen Tablett in der Hand, um den Tiſch abzuräumen. Man erhob ſich. Tobler trug Joſeph auf, „die Glaskugel hinaus zu tragen“, letzterer ſchickte ſich an, den Befehl auszuführen. Die Glaskugel war der Stolz der ganzen Villa Tobler.

Sie hing an kleinen Ketten und Angeln in einem zierlichen, eiſernen Geſtell, und war verſchiedenfarbig, ſo daß ſich die umliegenden Weltbilder in runder, gleichſam aufeinandergetürmter Perſpektive grün, blau, braun, gelb und rot darin abſpiegelten. Sie war ungefähr ſo groß wie ein überlebensgroßer Menſchenkopf, aber zuſammen mit dem Fußgeſtell wog ſie ſicherlich ihre achtzig oder neunzig Pfund und war ſchwer zu tragen. Bei Regenwetter durfte ſie nie draußen im Freien ſtehen bleiben. Man trug ſie immer hinaus und hinein, hinein und hinaus. Wurde ſie einmal naß, ſo ſchimpfte Herr Tobler ſehr heftig. Die naſſe Kugel tat ihm direkt weh, wie es denn Menſchen gibt, die mit gewiſſen, toten Beſitztümern wie mit etwas durchaus Lebendigem umgehen und umgegangen wiſſen wollen. Joſeph ſprang daher ſehr raſch nach

der ſchönen, farbigen Glaskugel, weil er die Vorliebe Toblers zu derſelben bereits Gelegenheit gehabt hatte kennen zu lernen.

Nachdem er den Wunſch und die Schönwetterlaune und -Freude ſeines Meiſters erfüllt hatte, entwiſchte er flink den Augen der Übrigen, trieb ſich die Treppen empor und verſchwand in ſein Turmgemach. Wie ruhig und ſtill es hier oben war. Hier fühlte er ſich befreit, von was, das wußte er eigentlich gar nicht einmal. Aber es genügte, dieſes Gefühl zu haben; die wahre Urſache ſei, dachte er, ja ſicherlich irgendwie und wo verſteckt da, aber was bekümmerten ihn jetzt Urſachen. Etwas Goldenes ſchien um ihn herum zu ſchweben. Er beſah ſich einen Moment lang im Spiegel: O er ſah noch ganz jung aus, gar nicht ſo wie Wirſich. Er mußte unwillkürlich lachen. Es trieb ihn, die Photographie ſeiner verſtorbenen Mutter zur Hand zu nehmen. Sie ſtand da ſo auf dem Tiſche. Warum ſie alſo nicht nehmen und betrachten? Er ſchaute ſie ziemlich lange, wie ihn deuchte, an, und legte ſie dann wieder an ihren Platz zurück. Dann zog er ein anderes, jüngeres Bild aus der Taſche ſeines Rockes, es war das Porträt einer Tanzſchülerin, eines Mädchens, das er „in der Großſtadt“ kennen gelernt hatte. Dieſe ganze, ferne, menſchenerfüllte

Großstadt. Dieſes belebte, hohe Bild, wie entſchwunden ſchien es ihm, wie lang ſchon entſchwunden. Er mußte in dieſen Gedanken hinein wieder unwillkürlich lachen. Er machte gewichtige Schritte im Zimmer auf und ab, rauchend natürlich. Ob es denn eigentlich durchaus immer nötig ſei, ſo einen Stengel im Mund zu tragen? Wie herrlich die friſche Berg- und Seeluft durch ſeine erhöhten vier Wände ſtrich. Und hier hatte Wirſich gehauſt? Der Mann mit dem Leidensantlitz? Joſeph bog ſeinen atmenden Kopf zum Fenſter hinaus, an die ſonntägliche und mittägliche Welt-Freiheit. Und ich habe fünf Mark Taſchengeld, und kann den Kopf zu ſolch einem fürſtlich gebauten und gelegenen Fenſter hinausſtrecken? —

Unten im Bureau ging es indeſſen mehr gedämpft als fürſtlich zu. Der Ton, in dem Herr Tobler und ſein ehemaliger Angeſtellter, Herr Wirſich, ſich dort unterhielten, war ein ſehr, ſehr gedämpfter, ja, beinahe ein dumpfer.

„Das müſſen Sie ſelbſt zugeben," ſagte Tobler, „daß von einer Wiederaufnahme unſerer früheren, gegenſeitigen Beziehungen vorläufig die Rede nicht mehr ſein kann. Den Bruch haben Sie herbeigeführt, nicht ich, ich würde Sie gerne behalten haben. Nichts veranlaßt mich, den Marti wegzuſchicken, er

macht ſeine Sache auch ganz ordentlich. Es tut mir leid, Wirſich, glauben Sie mir das nur, aber Sie ſind ſelbſt ſchuld. Es hat Ihnen niemand befohlen, mich, Ihren Brotherrn, wie einen dummen Jungen zu behandeln. Machen Sie nun alles Weitere mit ſich ſelber ab. Was ich anſtandshalber tun kann, Ihnen zu einem anderweitigen Poſten zu verhelfen, will ich gern tun. Hier iſt noch eine Zigarre. Da. Nehmen Sie."

Ob ſich denn wirklich jetzt nichts mehr ändern ließe?

„Nein, nein, jetzt nicht mehr. Entſinnen Sie ſich übrigens nur, was Sie mir in jener ſaubern Nacht zugebrüllt haben, und Sie werden begreifen, daß es zwiſchen uns keine Anknüpfungen mehr geben kann."

„Aber Herr Tobler, das war doch alles die Trunkenheit, nicht ich ſelber."

„Ach was Trunkenheit und nicht Sie ſelber! Das iſt es ja gerade. Ich habe zu fünf oder ſechs oder mehr Malen gedacht: Das iſt nicht er ſelber! Freilich ſind Sie das alles ſelber geweſen. Der Menſch beſteht nicht aus zweierlei Dingen, ſonſt wäre wahrhaftig das ganze Erdenleben eine zu bequemliche Sache. Wenn da jeder kommen könnte mit: ‚das bin nicht ich ſelber geweſen', wenn er

einen Bock geſchoſſen hat, was würden dann noch Ordnung und Unordnung zu bedeuten haben? Nein, nein, man ſei in Gottesnamen der, der man iſt. Ich habe Sie auf zweierlei Art kennen gelernt. Glauben Sie, die Welt ſei verpflichtet, Sie als ein Kind, als ein Schoßhündchen zu betrachten? Sie ſind ein erwachſener Mann, und man verlangt von Ihnen, daß Sie wiſſen, was man zu tun hat. Mit verborgenen Leidenſchaften, oder wie die Dinger heißen mögen, von denen die Philoſophen reden, ſehe ich mich nicht zu rechnen genötigt. Ich bin Geſchäftsmann und Familienvater und muß mich verpflichtet fühlen, der Torheit und dem Unanſtand den Eingang in mein Haus zu verbieten. Sie waren ſo weit immer fleißig, warum ſind Sie mir mit Unflätigkeiten gekommen? Sie würden mich ja auslachen. Einfach auslachen würden Sie mich, und hätten auch ein Recht dazu, wenn ich dumm genug wäre, Sie wieder anzunehmen. Ich habe Ihnen meine Meinung jetzt geſagt, laſſen Sie uns Schluß machen."

„Es iſt alſo aus zwiſchen uns?"

„Vorläufig, ja!"

Mit dieſem Wort trat Tobler zur Bureautüre hinaus, ging in den Garten, wo er ſeiner Frau einen bedeutenden Blick zuwarf, und ſtellte ſich

dann neben seiner geliebten Glaskugel auf. Die Zigarre zwischen den Zähnen schaute er abwärts sein Besitztum behaglich an und ergab auf diese Weise unbewußt das vollendete Bild herrschaftlicher Mittagsruhe.

Zu Wirsich, der noch immer im Bureau unbeweglich festwurzelte, da, wo er zufällig stehen geblieben war, kam unversehens Joseph hinein. Beide maßen sich einen Moment mit den offenen Augen. Danach aber hielten sie es für am passendsten, sich über die Fortentwicklung der Toblerschen technischen Unternehmungen zu unterhalten, welches Gespräch aber sehr rasch in ein unausstehliches Stocken und Brechen geriet, bis es vollständig abbrach. Wirsich bemühte sich, den oberhalb über den Tatsachen Stehenden zu spielen und erteilte seinem Nachfolger allerhand Ratschläge und praktische Winke, die jedoch nicht besonders lebhaft anschlugen.

Und nun nach dem Nachmittagskaffee. Es hieß jetzt für die beiden Besucher, sich zu entschließen und Abschied zu nehmen. Da gab man sich denn die Hände, und nachher sah man, insofern man oben auf dem Hügel zurückblieb, zwei unsicher gehende und auftretende Personen längs des brillanten, auf je einen Meter Abstand mit je einem vergoldeten Stern gezierten Gartengitters der Land-

ſtraße zuſteuern. Ein wehmütiger Anblick war das. Frau Tobler ſeufzte wieder einmal. Gleich darauf aber brach ſie über irgend etwas in ein Gelächter aus, und da war es deutlich zu hören, wie der Seufzer und das Gelächter ein und dieſelbe Klangfarbe, ein und denſelben Ton hatten.

Joſeph ſtand etwas abſeits und dachte: „Da gehen ſie, der Mann und die alte Frau. Man ſieht ſie ſchon nicht mehr, und hier oben ſind ſie bereits halb vergeſſen. Wie raſch vergißt man das Benehmen und Gebärden und Tun der Menſchen. Da laufen ſie nun, was ſie können, die ſtaubige Landſtraße entlang, um zur rechten Zeit auf dem Bahnhof zu ſein oder an der Schiffshalteſtelle. Sie werden beide auf dem langen Weg, zehn Minuten zu gehen iſt lang für zwei Geſchlagene und Sorgenvolle, kaum ein Wort reden, und doch werden ſie reden, eine ſehr verſtändnisvolle Sprache, eine ſtumme, eine nur zu wohlverſtändliche. Das Leid hat ſeine ganz eigene Manier zu reden. Und nun löſen ſie die Billetts, oder ſie haben ſie vielleicht ſchon, es gibt ja bekanntlich Retourbilletts, und der Zug brauſt heran, und die Armut und die Ungewißheit ſteigen zuſammen in den Eiſenbahnwagen. Die Armut iſt eine alte Frau mit verknöcherten, begehrlichen Händen. Sie hat heute verſucht, bei Tiſch Unterhaltung

zu machen, wie eine Dame, aber es ist ihr nicht recht gelungen. Nun fährt sie dahin, an der Seite der Ungewißheit, in welcher sie, wenn sie recht genau schaut, ihren eigenen Sohn erkennen muß. Und der Wagen ist voller vergnüglicher Leute, voller Sonntagsausflügler, die singen, johlen, plaudern und lachen. Ein junger Bursch hält sein Mädchen im Arm, um sie einums andere Mal auf den üppigen Mund zu küssen. Wie furchtbar weh kann die fremde Freude einer unmutigen Seele tun! Aber die arme, alte Frau fühlt sich an Hals und Herz geschnitten. Sie möchte vielleicht jetzt laut um Hülfe schreien. Weiter geht es. O, dieses ewige Gerassel der Räder. Die Frau nimmt ihr rötliches Taschentuch aus der Rocktasche, um die gar zu dummen und auffälligen Tränen zu verbergen, die stürmisch aus ihren alten Augen fließen. Wer so alt ist, wie diese Frau, nein, der sollte nicht mehr weinen müssen. Aber was kümmern sich die Dinge dieser sonderbaren Erde um die Gebote der edlen Schicklichkeit? Die Hämmer fallen ganz blind drauflos, manchmal auf ein arm' Kind, manchmal, merke dir das, Frau, auf eine Greisin. Und jetzt sind Mutter und Sohn an Ort und Stelle und werden aussteigen. Wie wird es jetzt bei ihnen zu Hause aussehen?"

Er wurde aus ſeinen Gedanken durch Toblers wohltönende Stimme aufgeweckt. Was er da ſo allein mache? Er ſolle kommen und ihm helfen, den Reſt Rotwein noch auszutrinken. Ein wenig ſpäter ſagte der Hausherr zu ihm:

„Ja, ja. Der Wirſich iſt nun endgültig verabſchiedet. Ich hoffe, daß ein gewiſſer Anderer beſſer zu ſchätzen weiß, was einer hat, wenn er hier oben leben darf. Ich brauche wohl nicht zu ſagen, wen ich unter dieſem ‚gewiſſen Andern' verſtehe. Sie lachen. Ja, lachen Sie meinetwegen. Das aber ſage ich Ihnen im voraus, wenn Sie irgendwelche Gelüſte haben, ich meine, ſo Sonntags, was ja auch keinem jungen geſunden Menſchen zu verargen iſt, ſo machen Sie, daß Sie in die Stadt kommen, dort iſt geſorgt für ſo was, mehr wie genug. In meinem Hauſe, haben Sie verſtanden, dulde ich nichts Derartiges. Der Wirſich hat ſich gerade dadurch hier ein für allemal unmöglich gemacht. Hier muß Anſtand herrſchen."

Dann wurde über Geſchäftliches geſprochen.

Vor allen Dingen, meinte Herr Tobler, müſſe jetzt Geld flüſſig gemacht werden, das ſei die Hauptſache. Es komme darauf an, einen Kapitaliſten für die techniſchen Erfindungen zu gewinnen, womöglich einen Fabrikherrn, damit mit der Maſſenan-

fertigung der patentierten Artikel gleich begonnen werden könne. Immerhin, wer nur Geld ins Haus bringe, der ſei ihm willkommen. Seinetwegen möge es ein Schneidermeiſter ſein, zu verſtehen von der ganzen Sache brauche ſolch ein Geldgeber gar nichts, dazu ſei er da, er, Tobler.

„Setzen Sie folgendes Inſerat auf.“

Joſeph zog einen Bleiſtift und ein Notizbuch aus der Taſche. Es wurde ihm folgendes diktiert:

Für Kapitaliſten!

Ingenieur ſucht Anſchluß an Kapitaliſten zwecks Finanzierung ſeiner Patente. Gewinnbringendes, abſolut riſikofreies Unternehmen. Offerten unter . . .

„Und dann können Sie morgen früh, wenn Sie ins Dorf gehen, ein neues Paket Stumpen zu fünfhundert Stück nach Hauſe bringen. Man muß doch etwas zu rauchen hier haben.“

Es wurde allmählich Abend.

Im Gartenhaus tauchten zwei Frauen auf, eine Parketteriebeſitzerin und deren Tochter, ein langgewachſenes, ſommerſproſſiges Mädchen, beide aus der nächſten Nachbarſchaft. Mit dieſen Frauen und ſeiner eigenen fing Tobler ein im ganzen Lande verbreitetes und beliebtes Kartenſpiel an. Sonſt ſpielen dieſes Spiel nur Männer, aber es wurde

nach und nach auch bei den Frauen Mode, und zwar bei den ſogenannten beſſeren, nämlich bei ſolchen, die nicht gar ſo ſtreng zu arbeiten brauchten, den Tag über, und das gerade ſind ja die Beſſeren.

Dieſe drei Frauen, Frau Tobler, die Fabrikbeſitzerin und die Tochter derſelben, ſpielten ausgezeichnet Karten, am beſten und „ſchneidigſten“ das Fräulein, Frau Tobler noch am wenigſten gut. Wenn das Fräulein einen Trumpf ausſpielte, ſo kam ſie jedesmal in gehörige Aufregung, ganz ſo, wie es ſich für Spielratzen ziemte, auch klatſchte ſie mit ihrer weiblichen Fauſt wie der älteſte und verbohrteſte Spieler auf die Tiſchplatte und ſchrie hinwiederum echt mädchenhaft auf, ſobald die Sache zu ihren Gunſten ſich zeigte. Ihre Figur war eckig und ihr Geſicht recht unſchön. Ihre Mutter betrug ſich klug und geſittet. Wie wäre es möglich, eine ältere gutſituierte Frau zu ſein und ein unleidliches Betragen zu offenbaren?

Joſeph dachte bei ſich, indem er dem Kartenſpiel, das er noch nicht einmal Gelegenheit gehabt hatte zu lernen, zuſah: „es iſt intereſſant, dieſe drei Frauengeſichter beim Spielen zu beobachten. Die eine tut es gelaſſen, ſie lächelt dabei, das iſt die Älteſte. Meine Frau Tobler da aber iſt vollſtändig weg. Ganz reißt der Zauber des Spiels ſie hin.

Ihr Geſicht drückt die echte, leidenſchaftliche Spielerluſt aus. Dies verſchönt ihr Geſicht gewiſſermaßen. Übrigens iſt ſie die Herrin, und mir ſteht es in keinerlei Weiſe zu, an ihr etwas auszuſetzen. Sie iſt wie ein aufpaſſendes Kind dieſer Unterhaltung gegenüber. Aber die dritte, dieſes Männerfräulein da, behüte, iſt das eine! Die verdreht die Augen, während ſie ſetzt und ſpielt, denkt gewiß Wunder was für fremde Dinge und hält ſich unbedingt für die Schönſte, Beſte und Geſcheiteſte. Nicht auf zwei Meter Entfernung, in Gedanken, möchte man der einen Kuß geben. Ein verdorbenes Mädchen. Sieh da, was für eine ſpitzige Naſe ſie hat. Da erfröre einer bei der kleinſten Berührung. Und in wie falſchen Tonarten ſie redet, lacht, ſich beklagt und aufſchreit. Ich halte ſie für eine ſchlechte, teufliſche Perſon, neben ihr aber meine Frau da für einen Engel."

Er würde weiter ſo räſoniert haben, wenn nicht Frau Tobler plötzlich auf den Gedanken gekommen wäre, den ſie auch ſogleich ausſprach, „heute abend einmal auf dem See Gondel zu fahren." Es ſei ſo ſchön heute abend, und das bißchen Geld, was es koſte, das ſei doch gar nicht groß der Rede wert. Da das Kartenſpiel eben beendet worden war, ſo hatte niemand etwas wider den Plan einzuwenden,

nicht einmal Tobler ſelber, der brummend beiſtimmte. Joſeph wurde, als ein richtiger Mann für alles, ins Dorf geſchickt, um mit einem dreiſitzigen, breiten Boot längs des Ufers, ohne ſich irgendwie aufhalten zu laſſen, denn es müſſe jetzt, da es beginne, Nacht zu werden, flink geſchehen, in die Nähe der Villa zu fahren. Unten in einer Art Hafen würde man dann einſteigen. Der Angeſtellte hatte ſich ſchon auf den Weg gemacht. Tobler ſeinerſeits verſchmähte es, die Partie mitzumachen. Ebenſo konnte man die alte Fabrikdame nicht mitnehmen, dagegen beſchloß Frau Tobler, die Kinder mitzunehmen. Das Fräulein erklärte ſich bereit, nicht nur mitfahren, ſondern ſogar tüchtig mitrudern zu wollen, worauf die Hausfrau ſich für die Luſtfahrt in Bereitſchaft ſetzen ging.

Man wartete ſchon an der Landungsſtelle unterhalb der Villa Tobler auf den breiten Steinplatten eines alten, außer Gebrauch geſtellten Dammes, als endlich das Schiff, von Joſeph gerudert, anlangte. Alle begannen einzuſteigen, Frau Tobler zuerſt, damit man ihr die Kleinen, eins ums andere, reichen konnte. Die beiden Knaben gebärdeten ſich ſehr unmanierlich, man machte ſie auf die Gefahr ihres wilden, unachtſamen Weſens aufmerkſam, worauf ſie ſich ſtiller verhielten. Die Mädchen waren

ganz ruhig, ſie hielten ſich mit ihren kleinen Händen feſt an den Rändern des Bootes. Zuletzt ſtieg Joſeph ein, indem er bis zuletzt das Fahrzeug an einer raſſelnden Kette ſtrammgehalten hatte. Und dann ging es auf einmal los, Joſeph ruderte, er verſtand es ganz gut, aber es ging langſam vorwärts, doch verlangte niemand, daß es ſchneller vorwärtsgehen ſollte. Wie kühl auf einmal die Welt wurde. Frau Tobler ſah auf die Kinder, ermahnte ſie, artig zu ſein, ſich in keiner Weiſe heftig zu bewegen, da ſonſt ein großes Unglück geſchähe und ſie alle zuſammen ohne Erbarmen ertrinken müßten. Alle vier Kinder horchten auf dieſe ſeltſamen Worte, hielten ſich ſtill, auch die Knaben, denn es war ihnen jetzt, ſo mitten draußen in der Nacht und mitten im murmelnden Waſſer, in dieſem leiſe dahingleitenden Boot doch etwas ängſtlich zumute. Frau Tobler ſagte leiſe, wie ſchön es ſei, hier, und welch guten Gedanken ſie, wie es ihr ſcheine, gehabt habe, ſolches vorzuſchlagen. Da genieße man doch einmal wieder etwas, und ihr Mann würde beſſer getan haben, mitzukommen. Aber, ſetzte ſie hinzu, für ſo etwas habe er keinen Sinn. — Wie kühl, wie ſchön!

Einen gewiſſen Abſtand vom Nachen beſchreibend ſchwamm im dunkelglitzernden Waſſer Leo,

der große Hund, nach. Man rief ihn. Namentlich riefen ihm die Kinder Koſeworte zu. Neben Frau Tobler lag deren ſeidenes Schirmchen. Ein befederter Hut ſchmückte ihren länglich geſchnittenen Kopf. Ihre Hände und Arme waren von langen, weißen Handſchuhen umſchloſſen. Das Fräulein ſchwatzte in einem fort. Aber Frau Tobler, die ſonſt dergleichen auch nicht gerade verachtete, gab nur zerſtreute und einſilbige Antworten. Etwas wie eine ſchöne, glückliche Naturträumerei ſchien ihr die gewöhnlichen Tagesdinge und deren umfangreiches Gerede unwichtig und unwert gemacht zu haben. Ihre großen Augen leuchteten ruhig und ſchön mit dem Gleiten des Schiffes dahin. Ob Joſeph nicht müde werde vom Rudern, fragte ſie. O nein, was ſie denke, antwortete er. Das Fräulein wollte ſich in die Ruderbank ſetzen, Frau Tobler aber gab es nicht zu, da das Boot ſonſt in zu ſtarke Bewegung gerate. Es brauche ja gar nicht ſo raſch zu gehen, je langſamer gerudert werde, um ſo länger dauere die ohnehin kurze Fahrt, und das ſei ihr lieb, denn das ſei ſchön.

Dieſe Frau kommt aus echt bourgeoiſen Kreiſen her. Sie iſt in der Nützlichkeit und Reinlichkeit aufgewachſen, in Gegenden, wo die Brauchbarkeit und die Beſonnenheit als das Höchſte gelten. Sie

hat wenig romantiſche Genüſſe in ihrem Leben gehabt, aber eben deshalb liebt ſie ſie, denn ſie ſchätzt ſie in der Tiefe ihrer Seele. Was man vor dem Mann und der Welt ſorgſam verbergen muß, weil man keine „überſpannte Gans“ ſein will, iſt deswegen nicht tot, ſondern lebt ſein eigentümliches Leben in der Enge und Stille weiter. Eines Tages kommt eine kleine mit großen Augen grüßende und bittende Gelegenheit, und da darf dann das Halbvergeſſene einmal erwärmen und lebendig werden, aber das wiederum nur für kurze Zeit. Wer mit ſeiner Genußfreude und Gier vor die Öffentlichkeit treten darf, wem ſolches die Lebensverhältniſſe leicht und gefällig erlauben, der ſtumpft in der Seele und im Herzen nur zu bald, alles, was darin gebrannt hat, auslöſchend, ab. Nein, dieſe Frau hat keinerlei Farbenſinn oder dergleichen, ſie verſteht nichts von den Geſetzen der Schönheit, aber gerade deshalb fühlt ſie, was ſchön iſt. Sie hat nie Zeit gehabt, ein Buch voller hoher Gedanken zu leſen, ja, ſie hat noch kein einziges Mal auch nur daran gedacht, was hoch und was niedrig ſei, aber der hohe Gedanke ſelber beſucht ſie jetzt, und das tiefere Gefühl ſelber, angezogen von ihrer Unwiſſenheit, netzt ihr mit dem naſſen Flügel das Bewußtſein.

Ja kühl war's und dunkel um das langſam fahrende Schiff herum. Der See war ganz ruhig. Das Stille und Ruhige verband ſich mit dem menſchlichen Empfinden und mit der undurchdringlichen Schwärze der Nacht. Vom Ufer her blitzten die zerſtreuten Lichter und kamen ein paar Geräuſche her, darunter eine helltönende Männerſtimme, und jetzt hörte man vom jenſeitigen Strand her eine warme Handharfe ertönen. Die Töne dieſer Muſik ſchlangen ſich wie etwas Blumenartiges oder Efeuartiges um den dunklen, duftenden Leib der Seeſommernachtſtille. Alles ſchien eine ſonderbare Genugtuung, Befriedigung und Bedeutung bekommen zu haben. Das Tiefe ſetzte ſich an das unergründlich Naſſe an. Die Frau hielt ihre Hand leicht in das Waſſer, ſie ſagte etwas, aber ſie ſchien es in das Waſſer hinabgeſprochen zu haben. Wie das trug, das ſchöne, tiefe Waſſer. Einmal fuhr ein anderes Boot, von einem einzelnen Mann beſetzt, an dem Toblerſchen hart vorbei. Frau Tobler ſtieß einen leiſen Überraſchungs-, ja beinahe Schreckensſchrei aus. Niemand hatte das Schiff kommen ſehen, es ſchien ſich plötzlich in ihre Nähe geworfen zu haben, aus weiter unbekannter Ferne her, oder aus der Tiefe heraus. Der Himmel war über und über mit Sternen bedeckt. Wie das hob und trug und

umdrehte. Die Frau ſagte, ſie fröſtele jetzt beinahe ein wenig, und ſie warf ſich ein Tuch, das ſie mitgenommen hatte, über die Achſel. Joſeph ſchien es, indem er ſie anſchaute, als lächle ſie da ſo im Dunkel, genau würde er es nicht haben unterſcheiden können. Wo iſt unſer Leo, fragte ſie. Dort, dort. Er ſchwimmt nach, rief Walter, der Knabe.

Steige, hebe dich, Tiefe! Ja, ſie ſteigt aus der Waſſerfläche ſingend empor und macht einen neuen, großen See aus dem Raum zwiſchen Himmel und See. Sie hat keine Geſtalt, und dafür, was ſie darſtellt, gibt es kein Auge. Auch ſingt ſie, aber in Tönen, die kein Ohr zu hören vermag. Sie ſtreckt ihre feuchten, langen Hände aus, aber es gibt keine Hand, die ihr die Hand zu reichen vermöchte. Zu beiden Seiten des nächtlichen Schiffes ſträubt ſie ſich hoch empor, aber kein irgendwie vorhandenes Wiſſen weiß das. Kein Auge ſieht in das Auge der Tiefe. Das Waſſer verliert ſich, der gläſerne Abgrund tut ſich auf, und das Schiff ſcheint jetzt unter dem Waſſer ruhig und muſizierend und ſicher fortzuſchwimmen. —

Es muß zugegeben werden, daß Joſeph ſich ein wenig zu ſehr ſeinen Einbildungen überlaſſen hatte. Er merkte kaum, daß die Fahrt zu Ende

war, als man auch ſchon ans Land anſtieß, das heißt an einen dicken Pfahl, der in der Nähe des Ausſteigedammes aus dem Waſſer ragte. Tobler, der dicht daneben ſtand, rief ſeinem Untergebenen zu, er könne auch beſſer aufpaſſen. Es nehme ihn wirklich Wunder, in welchen Landesteilen Joſeph rudern und ſteuern gelernt habe. Aber es war durchaus kein Unheil entſtanden, alle ſtiegen wohlbehalten aus. Den Reſt der Nacht verbrachte man in einem hübſchen, menſchenbeſetzten Biergarten, wo Tobler Bekannte antraf, einen Eiſenbahnwagenkontrolleur mit ſeiner Frau, mit denen er ſich in großzügigen Geſprächen zu ſchaffen machte. Die kleine, luſtige Beamtenfrau erzählte von ihren Hühnern und Eiern und von dem ſchwungvollen Handel mit dieſen beiden ergiebigen Artikeln. Man lachte viel. Joſeph wurde von Tobler in ſeiner Eigenſchaft als „mein Angeſtellter“ den Leuten vorgeſtellt. Ein junges, franzöſiſches Mädchen, eine Warenhausverkäuferin, trippelte an der Geſellſchaft vorüber. „Une jolie petite française,“ ſagte die Kontrolleursfrau, offenkundig voller Vergnügen, ein paar franzöſiſche Worte aus dem Gedächtnis frei herſagen zu dürfen. Das iſt immer ſo in deutſchen Landen, daß die Leute ſich freuen, zeigen zu können, daß ſie Franzöſiſch verſtehen.

„Meine Herrin," dachte Joſef, „verſteht kein Wort Franzöſiſch. Die Arme!"

Später ging man gemeinſchaftlich nach Hauſe.

Als Joſeph in ſeinem Zimmer angelangt war und eine Kerze angezündet hatte, hielt er, anſtatt ſich ſogleich ins Bett zu legen, halbausgezogen, und am Fenſter ſtehend, folgendes Selbſtgeſpräch: „Was leiſte ich eigentlich? Ich kann mich da, wenn ich will, ſogleich ungeſtört zu Bett legen, um in einen ſehr wahrſcheinlich geſunden und tiefen Schlaf zu verſinken. Ich bekomme in Biergärten Bier zu trinken. Ich kann mit Frau und Kindern Gondel fahren, ich habe zu eſſen. Die Luft hier oben iſt eine ausgezeichnete, und was die Behandlung betrifft, ſo wäre ich ein Lügner, wenn ich ſie tadelte. Licht und Luft und Geſundheit. Aber was gebe nun ich dafür? Iſt das etwas Reelles und Gewichtiges, was ich zu bieten vermag? Bin ich klug und gebe ich das Maß meiner Klugheit auch wirklich voll her? Was ſind das für Dienſte, die ich bis zum heutigen Tage Herrn Tobler bereits geleiſtet habe? Alles was recht und gut iſt, aber ich bin felſenfeſt davon überzeugt, daß mein Herr und Meiſter noch wenig Nutzen durch mich davongetragen hat. Sollten mir der Schneid, die Ini-

tiative, die Begeiſterungsfähigkeit fehlen? Das iſt möglich, denn in der Tat, ich bin mit einer merkwürdig umfangreichen Portion Ruhe ausſtaffiert zur Welt gekommen. Aber ſchadet denn das etwas? Freilich ſchadet es, denn die Unternehmungen Toblers verlangen leidenſchaftliche Anteilnahme, und die Ruhe der Seele ähnelt bisweilen der trockenen Gleichgültigkeit. Das Schickſal der Reklame-Uhr zum Beiſpiel, hat es mich wirklich auch an allen Faſern meines Ichs angepackt? Bin ich davon erfüllt? Ich muß geſtehen, ich denke nur allzu oft an ganz andere Dinge. Das aber, mein beſter Herr Gehülfe, iſt Verrat. Tauche jetzt endlich mal ſtramm unter in die Angelegenheiten Fremder, du ißt ja auch Fremder ihr Brot, gehſt mit Fremder ihren Frauen und Kindern auf dem See ſchiffahren, liegſt in Fremder Kiſſen und Betten und trinkſt Fremder Rotwein aus. Kopf hoch jetzt, und vor allen Dingen den Kopf ſauber gehalten. Ich meine, wir ſind hier bei Toblers nicht deshalb, daß wir es nur ſchön haben. Es iſt eine Ehre, es ſich auch ein bißchen ſauer zu machen. Hopp!“

Joſeph hatte ſich inzwiſchen ausgezogen, er löſchte die Kerze und warf ſich ins Bett. Aber noch eine ganze Weile plagten ihn die Vorwürfe „ſeiner Kopfloſigkeit“.

Im Traum ſah er ſich mit einem Mal in die Wohnſtube der Frau Wirſich verſetzt. Er wußte, wo er war und wußte es doch nicht recht, es war ziemlich hell in der Stube, aber ſie erſchien ihm ganz voll Seewaſſer. Waren die Wirſichs Fiſche geworden? Verwunderlicherweiſe rauchte er eine Pfeife, es war Toblers Pfeife, diejenige, aus der er mit Vorliebe zu rauchen pflegte. Auch Tobler ſelber ſchien ganz in der Nähe zu ſein, man hörte ſeine metallene Männerſtimme, die reine Vorgeſetztenſtimme. Dieſe Stimme ſchien das Wohnzimmer umrahmt oder umarmt zu haben. Da ging die Türe auf und Wirſich erſchien, noch blaſſer im Geſicht als ſonſt, und ſetzte ſich in einen Winkel des Zimmers, das fortwährend zitterte unter der ſtarken Umſchloſſenheit jener Stimme. Jawohl, die Wohnſtube zitterte, ſie hatte Angſt, auch die Fenſterſcheiben zitterten. Und wie hell es dazu immer war. Es war aber kein Taglicht, auch kein Mondlicht, ſondern ein wäſſeriges, gläſernes Licht. Nun ja, man befand ſich eben unter Waſſer. Frau Wirſich war mit einer weiblichen Handarbeit beſchäftigt, aber plötzlich zerfloß ihr die ganze Arbeit in etwas Glitzernd-Schneidendes, und Joſeph ſagte dazu: „ſieh da, Tränen!“ Warum er das wohl geſagt hatte? In dieſem Augenblick donnerte und krachte Toblers

Stimme wie ein Ungewitter um die Wohnung der Armut herum. Aber die alte Frau lächelte nur dazu, und wie man das Lächeln näher betrachtete, war es der Hund Leo, noch ganz naß von der eben unternommenen Schwimmpartie. Die furchtbare Stimme ging langsam in ein Säuseln über, wie Blätter im heißen, leisen Sommermittagswinde etwa zu lispeln und zu säuseln pflegen. Da erschien Frau Tobler in tiefschwarzem Seidenkleide, warum sie das trug, konnte man nicht erraten. Sie trat auf Frau Wirsich mit vornehmer Wohltäterinnengebärde langsam zu, aber plötzlich schienen ihre Gefühle eine andere Richtung angenommen zu haben, denn sie fiel der Frau um den Hals und küßte sie. Toblers Stimme brummte dazu etwas, was, das konnte man nicht verstehen. Wahrscheinlich, dachte Joseph, findet er die Herzensüberwallung seiner Frau ziemlich überflüssig. Da verwandelte sich auf einmal die Wirsichsche Wohnung in den Laden jenes häßlich frisierten und geschminkten Zigarrenweibes, bei dem Joseph früher täglich auf einem Stuhl gesessen hatte, um Geschichten aus ihrem Mund anzuhören. Auch jetzt erzählte sie eine Geschichte, eine lange und eintönige und traurige, und merkwürdig, trotzdem sie lang war, dauerte ihre Erzählung kaum einen Moment. Träume ich das nur, oder erlebe

ich's wirklich, dachte Joseph, und was hat ein Zigarrenweib mit einer Frau Wirsich zu schaffen? Da drang ein köstlich gebautes und geschweiftes, goldenes Boot in den Laden hinein, das Weib stieg ein, und fort ging es mit ihr, weit fort, bis sie sich in einem schwarzen, grellen, scharfen Luftraum verlor, aber ein Pünktchen von ihr blieb in der hohen Luft hängen. Wieder machte der Traum einen Sprung und zwar ins Toblersche Kontor hinunter, dort sah sich Joseph im bloßen Hemd schreibend an seinem Schreibtisch sitzen, und alles schaute ihn fragend an, durchdringend und fragend. Was das alles war, was ihn beobachtete, konnte er nicht genau sehen, aber es war eben alles, es war scheinbar die ganze, lebendige Welt. Überall waren Augen, die sich boshaft an seiner sonderbaren Blöße erfreuten. Das Bureau war ganz grün vor Schadenfreude, stechend grün. Da suchte er sich zu erheben, um von diesem Punkte der Scham fortzukommen, aber er blieb fest daran kleben, es war ihm entsetzlich zumut und er erwachte. —

Er empfand einen brennenden Durst, stand auf und trank ein Glas Wasser. Darauf trat er ans Fenster, atmete und horchte hinaus, es war alles ganz still, das weißliche Mondlicht umzauberte und umflüsterte die Gegend. Und so warm war es.

Die kleinen, alten Arbeiterhäuſer dicht unterhalb des Hügels ſchienen in ihrer Form zu ſchlafen. Kein einziges kleines Menſchen- und Lampenlicht mehr! Die Seefläche war von Dunſt umwoben, man ſah ſie nicht. Der zaghafte Schrei eines Vogels unterbrach kurz die Stille der Nacht. Solch ein Mondlicht, wie das noch den Schlaf verſinnbildlichen konnte. Das war eine Stille, das. Joſeph erinnerte ſich nicht, je ſo etwas geſehen zu haben. Er wäre beinahe am offenen Fenſter ſelber eingeſchlafen.

Am Morgen verſpätete er ſich.

Das liebe er nicht, meinte Tobler grollend.

Joſeph hatte die Unverſchämtheit, zu ſagen, es werde ja doch wohl auf ein paar Minuten nicht ankommen. Da aber kam er ſchön an. Erſtens bekam er ein böſes Geſicht anzuſchauen, zweitens wurde ihm folgendes geſagt:

„Sie haben pünktlich bei der Arbeit zu erſcheinen. Mein Haus und mein Geſchäft ſind kein Hühnerſtall. Schaffen Sie ſich einen Wecker an, wenn Sie nicht erwachen können. Übrigens, wollen Sie oder wollen Sie nicht? Wenn Sie den guten Willen nicht haben, ſo ſagen Sie's, dann machen wir kurzen Prozeß mit Ihnen. In der Stadt gibt es genug Leute, die froh über eine ſolche Stelle

ſind. Man kann nur den Zug nehmen und hinfahren. Man kann ſie heutzutage ja auf der Straße aufleſen. Von Ihnen aber erwarte ich Pünktlichkeit, verſtanden, ſonſt — ich will das jetzt nicht mehr ausſprechen.“

Joſeph ſchwieg wohlüberdachtermaßen.

Eine halbe Stunde ſpäter war Herr Tobler der gütigſte Herr und freundlichſte Mann ſeinem Gehülfen gegenüber. Er hätte ihn beinahe aus überlaufender Gutherzigkeit geduzt, er ſagte Marti zu ihm. Bis jetzt hatte er immer Herr Marti geſagt.

Der Grund dieſer Freundlichkeit war eigentlich ein außenſtehender, er war in der Idee der Vaterlandsliebe zu ſuchen. Der folgende Tag war nämlich der 1. Auguſt, und an dieſem Tage feierte man allgemein im Land das alljährlich wiederkehrende Jubelfeſt zur Erinnerung an eine hochherzige und wackere Tat der Vorfahren.

Joſeph mußte ins Dorf laufen, um für den morgigen Tag allerhand Lampen, Lampions, kleine Fahnen und Flaggen, ſowie Kerzen und Brennmaterialien zu Feuerwerkzwecken einzukaufen. Außerdem hatte er ſo raſch wie möglich, wunderbarerweiſe beim Dorfbuchbinder, der dergleichen anzufertigen verſtand, einen hölzernen, zwei Meter hohen und breiten Rahmen zu beſtellen, ſowie zwei Fahnen-

tücher, ein dunkelrotes und ein weißes. Das Tuch würde dann über den Rahmen gespannt, und das Ganze ergäbe das Wappen des Landes, nämlich ein großes rotes Feld mit dem weißen Kreuz in der Mitte, alles zum Aufstellen in der kommenden Nacht vor die Fassade der Villa Tobler. Hinter den Rahmen und das Bild würde man brennende Lampen stellen, damit das Licht durch das Tuch schimmere und jedermann aus der weiteren und weitesten Entfernung die zwei Landesfarben leuchten sähe.

Nach Verlauf von anderthalb Stunden kamen alle die notwendigen Gegenstände an. Leute stellten sich plötzlich ein, um an der Dekorierung des Hauses zu helfen, Leute, die einfach mit einmal dawaren, und so begann man, überall an Gesimsen und Nischen, an Borden und Fenstern und Gittern Fähnchen zu befestigen und Lampen anzubringen. Sogar in die Büsche und festeren Gewächse des Gartens legte und hing und stellte und klemmte man die Beleuchtungsapparate an, so daß in der ganzen toblerschen Besitzung keine heimlich nicht unterminierte und zum bevorstehenden Feuerwerk vorbereitete Stelle mehr zu finden war. Wie glücklich sah Tobler aus. Das war etwas für ihn. Für Feste und deren schöne Inszenierung schien er wie

kaum ein zweiter geſchaffen zu ſein. Beſtändig trat er vors Haus hinaus, um da oder dort noch etwas anzuordnen oder ſelber einen Draht mit der Zange zu krümmen, eine ſchief hängende, elektriſche Lampe gerade zu drehen oder um bloß dem Ding zuzuſchauen. Seine Reklame-Uhr ſchien er vergeſſen oder wenigſtens verſchoben zu haben. Natürlich war dieſe ganze Veranſtaltung etwas Freudiges, Feierliches und Geheimnisvolles für die Kinder, die ſich nicht genug wundern konnten und fragen konnten und denken konnten, was das eigentlich nun zu bedeuten habe. Joſeph hatte an dieſem Tage genug für den Feſttag zu tun, ſo daß ihm gar keine Zeit blieb, darüber nachzuſinnen, ob die Dienſte, die er Tobler leiſtete, wirklich auch wahre Dienſte ſeien. Frau Tobler ſchien den ganzen Tag zu lächeln, und das Wetter —.

Davon ſagte Tobler, daß, wenn das ſo anhaltend prachtvoll ſchön ſei, man ruhig etwas Beſonderes in Szene ſetzen könne. Auch brauche man bei einer ſolchen Gelegenheit das bißchen Koſten nicht zu ſcheuen. Das ſei ſchließlich für das Vaterland, und traurig müſſe es um den Mann und Menſchen ſtehen, der nicht auch ein bißchen Vaterlandsliebe im Leibe habe. Man mache ja da abſolut nicht mehr als wie anſtändig ſei, zu übertreiben brauche

man die Sache auch nicht. Aber wer gar keinen Sinn mehr für derartiges habe, wer nur noch die ganze Zeitlang auf seinem Beruf und Geldschrank hocke, der sei wirklich nicht wert, ein schönes Heimatland zu haben, der könne jeden Tag nach Amerika oder nach Australien abdampfen, das komme solch einem doch ganz genau auf ein und dasselbe heraus. Übrigens sei das zuletzt noch Geschmackssache. Er, Tobler, möge es nun einmal eben gern so, und damit dürfe es gut sein.

Von Josephs Turm herab flatterte eine schöne, große Fahne. Je nachdem der Wind wehte, machte sie mit ihrem leichten Leib einen kühnen, stolzen Schwung, oder sie bog sich beschämt und müde zusammen, oder sie kräuselte und schwang sich kokett um die Stange, wobei sie sich in ihren eigenen, graziösen Bewegungen zu sonnen und zu spiegeln schien. Und dann auf einmal wieder wehte sie hoch und breit und weit empor, einer Siegerin und starken Beschützerin ähnlich, um allmählich von neuem rührend und liebkosend in sich selber zusammenzusinken. Dieses prachtvolle Blau am Himmel.

Geschäftlich vieles zu erledigen, das erschien beinahe unmöglich. Die Post (es wunderte einen, daß sie heute überhaupt kam) brachte eine ziemlich hohe Rechnung betreffend die kürzlich erst stattge-

fundene Ausführung des kupfernen Turmdaches, desselben Daches, auf welches man eine so schöne Fahne gesteckt hatte. Der hohe Betrag der Rechnung prägte sich in einem Stirnrunzeln auf Toblers Gesicht aus, und zwar deutlich, beinahe mathematisch genau, als hätte man der Stirn den genauen Zahlenbetrag müssen ablesen können. Als Beigabe zur patriotischen Feier war solches nicht gerade besonders erbaulich.

„Der kann warten," sagte der Chef, indem er die Faktura Joseph dicht neben den aufs Pult herabgebeugten, denkenden und korrespondierenden Kopf warf. Joseph sprach durch die Nase: natürlich! als sei er bereits jahrelang im Geschäft tätig gewesen, als kenne er mehr als zur Genüge schon die Verhältnisse, Gewohnheiten, Qualen, Freuden und Hoffnungen seines Herrn. Überdies fand er es heute für passend, gutmütige Töne und Gebärden an den Tag zu legen. Bei so schönem Wetter —

„Wie eilig es die Leute haben, wenn es gilt, Rechnungen zu präsentieren," bemerkte Tobler. Er war gerade mit Zeichnen beschäftigt, und zwar mit der Skizzierung der „Tiefbohrmaschine".

„Wenn die Reklame-Uhr nicht geht, dann geht wenigstens die Bohrmaschine," murmelte er zu

Joſeph hinüber, und von dem Korreſpondenztiſch her klang zur Antwort wieder ein:

„Natürlich!“

„Im ſchlimmſten Fall habe ich ja noch den ‚Schützenautomaten‘, der reißt alles heraus,“ redete der Skizziertiſch, worauf die Abteilung für kaufmänniſches Weſen antwortete:

„Selbſtverſtändlich!“

„Glaube ich eigentlich an das, was ich da ſage?“ dachte Joſeph.

„Nicht zu vergeſſen der patentierte Krankenſtuhl,“ rief Tobler.

„Aha!“ machte der Gehilfe.

Tobler frug Joſef, ob er nun auch wirklich ſchon einen einigermaßen klaren Begriff von dieſen Sachen habe.

„Ach ja,“ glaubte der Schreiber erwidern zu dürfen.

Ob er den Brief an das ſtaatliche Patentamt aufgeſetzt habe?

„Nein, noch nicht.“ Joſef habe heute noch keine Zeit dazu gefunden.

„So machen Sie doch, zum Kuckuck!“

Als Joſeph den Brief zur Unterſchrift vorlegte, ergab es ſich, daß das Schreiben falſch war, es wurde zerriſſen und mußte noch einmal geſchrieben

werden. Nichtsdeſtoweniger behagte ihm die Nachmittagskaffeeſtunde ausgezeichnet. Außerdem erhielt er von ſeiner Frau Weiß aus der Stadt eine Antwort auf ſeine letzte Benachrichtigung. Sie ſchrieb, er brauche mit Schuldenabzahlen gar nicht zu eilen, das habe gute Zeit. Der Brief war im übrigen ziemlich hausbacken, ja ſogar langweilig. Aber hatte er denn etwas anderes erwartet? Nicht im geringſten. Er hielt gottlob dieſe gute Frau nie für geiſtreich.

Er bemerkte heute zum erſten Mal eine vernarbte Wunde unter den Ohren am Hals der Frau Tobler.

Woher ſie das habe?

Sie erzählte ihm, es komme von einer Operation her, und ſie werde ſich wahrſcheinlich ein zweites Mal an derſelben Stelle müſſen operieren laſſen, da die Krankheit noch nicht geheilt ſei. Sie klagte: da werfe man für ſo eine Sache viel Geld aus, in den Rachen der allezeit koſtſpieligen Arzneikunſt, und von einer wirklichen Heilung ſei dann doch nicht die Rede. Ja, dieſe Menſchen, die Ärzte und Profeſſoren, ſagte ſie, nehmen für den kleinſten, dem Auge des gewöhnlichen Sterblichen kaum bemerkbaren Schnitt mit der Lanzette ein kleines, halbes Vermögen in Empfang, und wofür? Dafür, daß

ſie irgend einen Fehler begehen, damit man nach kurzer Zeit wieder zu ihnen laufen, und ſich von neuem kurieren laſſen könne.

Ob es denn ſchmerze?

„So! Bisweilen!“ ſagte die Frau.

Dann erzählte ſie Joſeph den Hergang der Operation. Wie man ſie aufgefordert habe, in einen großen, leeren Saal zu treten, in welchem nichts anderes zu ſehen geweſen ſei als ein hohes Bett oder Geſtell und vier gleichmäßig angezogene Krankenſchweſtern. Dieſe Schweſtern hätten eine wie die andere ausgeſchaut, ſo leer und fühllos. Ihre Geſichter ſeien einander ſo ähnlich geweſen wie vier gleich große und gleichfarbige Steine. Alsdann habe man ihr befohlen, und zwar in ſonderbar barſchem Ton, das Geſtell zu beſteigen. Sie wolle nicht übertreiben, aber ſie müſſe ſchon ſagen, daß ihr entſetzlich zumute geworden ſei. Nicht ein Zug, nicht ein Fingernagel voll Freundlichkeit ſei um ſie herum geweſen, ſondern es habe ihr alles den Eindruck der Härte und der Herzensverlaſſenheit gemacht. Nicht ein Schein einer milden Miene, nicht die Spur eines tröſtenden oder beruhigenden Wortes. Als ob ein bißchen gütiges Weſen ſie hätte vergiften, anſtecken oder gar töten können. Sie meine, das heiße die Vorſicht und die Korrektheit denn doch

gar zu weit treiben. Dann habe man ſie eingeſchläfert, und von da an habe ſie natürlich nichts mehr empfunden und nichts mehr gewußt, bis es vorbei war. Und vielleicht, ſchloß ſie ihren Bericht, müſſe ja das alles ſo ſein. Man empfinde es nur als überflüſſig herzlos. Der wahre Arzt dürfe aber vielleicht gar kein Herz haben, wer könne das beurteilen.

Sie ſeufzte und ſtrich ſich mit der Hand durch das Haar.

Der Gedanke, fuhr ſie fort, ſich ein zweites Mal dort — hinlegen zu müſſen, ſei ihr abſcheulich und peinlich. Und auch noch wegen etwas anderem. Joſeph könne das leicht erraten. Es ſei ihr ſchwer, ihrem Mann mit ſo etwas zu kommen, wo die ganze finanzielle Lage, Joſeph müſſe das ja wiſſen, ſich immer mehr zuſpitze. Da ſei eine Frau froh, wenn ſie keine Urſache zu außergewöhnlichen Ausgaben habe. Dieſes dumme Geld; wie ſchnöde doch eigentlich die beſtändige Sorge um ſo etwas ſei. Nein, da müſſe ſie, und ſie lächelte, zuerſt das neue Kleid haben, das ſie ſich ſchon längſt wünſchte, ehe ſie den Ärzten wieder etwas gebe. Das könne ihretwegen noch eine Zeitlang warten.

Joſeph dachte: „Der Herr will die Schloſſerwerkſtätten warten laſſen und die Frau die Ärzte.“ —

Der 1. Auguſt!

Ein Abend, eine Nacht und ein Tag ſind ohne beſondere Dinge vorübergegangen. Der Abend iſt wieder da, es iſt der Feſtabend. Schon fängt man an, Kerzen in Brand zu ſtecken. Aus der Ferne dringen die dumpfen Schläge der Böllerſchüſſe zu den Ohren der um das Haus Verſammelten. Tobler hat für einige Flaſchen guten Weines geſorgt. Der Mechaniker, der den „Schützenautomaten“ in Arbeit hat, iſt vom Nachbardorf zu der feſtlichen Veranſtaltung zu Toblers herübergekommen. Auch die beiden Parketteriefrauen ſind da. Man ſitzt im Gartenhaus und hat die Weine bereits angeſtochen. Tobler glänzt vor Feſtnachtfreude, ſchon jetzt, und je dunkler es am Himmel und auf der Erde wird, um ſo feuriger drückt ſich dieſer eigentümliche Glanz auf ſeinem rötlichen Geſicht ab. Joſeph zündet Kerzen und Lampen an, er muß ſich unter jeden Buſch hinabducken, um Beleuchtungsſtellen zu ſuchen. Vom Dorf her hört man ein murmelndes Singen und Lärmen, als müſſe dort, in der Entfernung eines ſchwachen Kilometers, eine rauſchende Freude herrſchen. Neue Schüſſe! Diesmal donnern ſie vom andern Seeufer herüber. Tobler ruft: „Ah, die da drüben machen auch ſchon Ernſt!“ Er ruft Joſeph zu ſich heran, um ihm „etwas zu trinken“, und neue

ergiebige Winke bezüglich der elektrischen Beleuchtung des großen Wappenschildes zu geben. Der Angestellte ist heute nacht ein Angestellter im Namen des großen, heiligen Vaterlandes.

Wie tönte doch da die sonore Stimme des Herrn Tobler, an diesem großen Abend. Bald flogen die knisternden und zischenden Raketen in die Höhe, oder es platzte ein Feuerteufel. Auch ganze Glutschlangen sprangen, von der Hand des eifrigen Gehilfen dirigiert, in die dunkle Luft hinauf, wahrhaftig, es konnte bald einem Märchen aus Tausendundeine Nacht gleichen. Wiederum, pum, ein Schuß aus der Ferne. Die im Dorf schossen jetzt auch. Tobler rief: „Nun? Kommt ihr auch bald einmal? Ihr seid doch immer die Spätesten. Das gleicht euch halt, ihr Wirtstischhocker!“ — Er lachte aus vollem Halse, ein gefülltes Glas schimmernden, hellgoldenen Weines in der Hand schwenkend. Seine verhältnismäßig kleinen Augen sprühten, als hätten sie Feuerwerk abgeben mögen.

Immer eine Rakete nach der andern, eine Glutgarbe und -schlange nach der andern. Joseph glich einem heldenmütigen Kanonier in der heißen Schlacht, so, wie er dastand. Er hatte die romantisch-edle Stellung und Haltung eines Kämpfers angenommen, der scheinbar entschlossen war, sein letztes bißchen

Blut für die Ehre herzugeben. Das machte ſich ohne eigenes Wollen, nein, ganz von allein. In ſolchen Momenten glauben ja die Menſchen Wunder was zu ſein, die Vorſtellung von etwas Gutem und Hohem und Eigenartigem iſt von ſelbſt da. Es bedarf nur des Weines und des Gewehrdonners, und der Wahn des Außergewöhnlichen iſt zuſammengewoben, feſt genug, eine ganze, lange, ruhige, beſcheidene Nacht zu durchſchwärmen. Auch Joſeph war, wie ſein Herr, vom Herzensfeuer der Feſtnacht ergriffen worden.

„Schießt, ihr Fötzel!“

Solches rief Tobler aus, und zwar in die Dorfrichtung, und er meinte damit jene paar Leute, die ſich immer einen gewiſſen ſpöttiſchen Ton herausnahmen, wenn er angefangen hatte, am Biertiſch von ſeinen techniſchen Erfindungen zu reden. Durch ſeinen Ausdruck und Ausruf zeigte er dieſen „Schlappſchwänzen“, wie ſeine abermalige, kurze Anſprache lautete, deutlich ſeine Verachtung.

„Aber Karl!“

Frau Tobler mußte hell auflachen.

Berauſchend ſchön war's, als jetzt von den fernen, unſichtbaren Bergen herab, gleichſam im hohen Raum bodenlos ſchwebend, Freudenfeuer zündeten und brannten. Auch Hornrufe, groß und wuchtig

tönende, kamen aus weiter Höhe und Ferne herabgeklungen, langsam den metallenen Atem ausstoßend und ihn lange anhaltend. Das war schön, und alles, was Ohren hatte, horchte. Ja, wenn die Berge selber zu tönen und zu reden anfangen, muß wohl bald das kleine Gezische und Geknatter der hastigen Raketen schweigen. Bergfeuer brennen still aber lang, während der Sprühregen der Nähe emporprasselt, mit recht vielem augenblicklichen Erfolg und Geräusch, aber auch gleich wieder ins Nichts zusammensinkt.

Mit dem Eindruck, den das große, erleuchtete Wappenschild mit der roten und weißen Farbe machte, war Tobler ausnehmend zufrieden. Er ließ daher noch ein paar Flaschen bringen und konnte sich mit Einschenken in die verschiedenen Gläser gar nicht genug tun. Ei was, sprach er laut, heute müsse eins über den Durst genommen werden.

Und so klangen denn die Gläser eifrig aneinander, der Gläserklang vermischte sich mit dem Gelächter, das über allerhand rasch ersonnenen und ausgeführten Torheiten erschallte. Die Wangen waren so heiß wie der Ausdruck der Augen. Die Kinder hatte Frau Tobler natürlich schon längst in die Betten schaffen lassen. Ein Flaschenpfropfen wurde heimlicherweise mit roter Lackfarbe bestrichen

und plötzlich der alten Dame aus der Parkettfabrik auf die Naſe geſetzt, daß er kleben blieb. Tobler lief auf dieſen Anblick hin Gefahr, ſich halb krank zu lachen, er mußte ſich die Backen feſthalten, da dieſe zu zerſpritzen drohten.

Schließlich klingelte und lächelte das Feſt mit dem letzten Glas Wein an den Lippen der Teilnehmer aus. Die Luſt am Späßetreiben erlahmte und ſank jeden Augenblick, hintenüber taumelnd, in Schlaf. Die Frauen ſtanden auf und gingen nach Hauſe, wogegen die Männer ſich noch eine halbe Stunde, allmählich wieder ernſthaft werdend, im Gartenhaus aufhielten.

Das Dorf Bärensweil, die Gemeinde, in deren Bezirk ſich die Toblerſche Anſiedelung befindet, liegt eine gute Dreiviertelſtunde Eiſenbahnfahrt von der großen Kantonshauptſtadt entfernt. Der Ort iſt, wie faſt alle Dörfer in dieſer Gegend, reizend gelegen und zeichnet ſich durch eine ganze Anzahl, teilweiſe aus der Rokokozeit herrührender, ſtattlicher, herrſchaftlicher oder öffentlicher Bauten aus. Auch ſind viele angeſehene Fabriken hier, ſo Seidenfabriken, Bandwebereien, die ebenfalls ſchon ein ziemliches Alter haben. Die Induſtrie und der Handel haben hier vor ungefähr hundertfünfzig Jahren

zum erſten Mal ihre mehr oder minder primitiven Räder und Gurten geſchwungen, und ſie haben ſich bis zum heutigen Tag eines fortgeſetzt guten Rufes nicht nur im Inland, ſondern auch in der übrigen, weiten Welt zu erfreuen gehabt. Die Kaufleute und Fabrikanten ſind aber nicht bloß im Gelderwerb hängen und ſtecken geblieben, nein, ſie haben im Laufe der Jahre und der Geſchmacksänderungen auch Geld ausgegeben, ſie haben, wie man noch heute ſehen kann, mit einem Wort geſagt, zu leben gewußt. Sie ließen ſich in den verſchiedenen Zeiten und Bauſtilen allerhand reizende, villenartige Gebäude aufrichten, deren unaufdringliche aber graziöſe Form der zufällige Beſchauer noch heute bewundern und im ſtillen beneiden kann. Jene reichgewordenen Leute haben ſicher ihre Schlößchen und Häuſer mit Geſchmack und Gewicht zu bewohnen verſtanden, derart, daß, wie man ahnen kann, damals ein ſchönes, ſolides häusliches Leben regiert und beſtanden haben muß. Nun bauen aber die Nachkommen dieſer alten vornehmen Handelsfamilien auch heute noch in einem gemeſſenen Stil. Sie verſtecken ihre Häuſer gern in ältere, bereits durch ein tüchtiges Wachstum ausgezeichnete Gärten, denn ihnen iſt der Sinn für die Beſonderheit und Schlichtheit durch die Übertragungen des gleichen

Blutes geſchenkt und gegeben worden. Auf der andern Seite ſehen wir in Bärenswil oder Bärensweil viele armütige und elendigliche Bauwerke, und in dieſen wohnen die Arbeiter, und auch dieſe dem Reichtum und der zierlichen Schönheit entgegengeſetzte Seite hat ſchon ihre lange natürliche Überlieferung. Das armſelige Haus kann eben ganz genau ſo feſt und ſo lang und ſo gutbegründet weiterbeſtehen wie das wohlhabende und ausgeſuchte; das Elend ſtirbt nicht aus, ſo lange die Pracht und das feinere Weltleben fortexiſtieren.

Ja, Bärensweil iſt ein hübſches und nachdenkliches Dorf. Seine Gaſſen und Straßen gleichen Gartenwegen. Sein Anblick vereinigt ſowohl ſtädtiſches als dörfliches und ländliches Weſen und Treiben. Wenn man hier eine ſtolze Frau nebſt Gefolge zu Pferd daherreiten ſieht, ſo muß man nicht vor lauter dummer Verwunderung vor den Kopf geſchlagen ſein, ſondern man muß ſich nur die Fabrikrohre anſchauen und denken: hier wird eben Geld verdient, und das Geld ſchafft bekanntlich alles. Auch Kaleſchen mit ſtreng uniformierter Dienerſchaft ſind hier keine gar ſo ſehr fabelhafte Seltenheit. Sie brauchen nicht Gräfinnen oder Baroninnen zu gehören, ſolches kann auch hie und da einer Fabrikbeſitzersfrau gebühren, um ſo mehr,

als in diesen Gegenden der stolze Gewerbefleiß wirklich zum alten Land- und Stadtadel zu zählen ist.

„Ein reizendes Nest," würde ein gebildeter Fremder von Bärensweil sagen. Herr Tobler aber sagt das seit einiger Zeit nicht mehr, ja, er schimpft sogar auf „das Dreckneſt", und zwar nur deshalb, weil einige Bärensweiler, mit denen er am Stammtisch des „Segelschiffes" zu sitzen pflegt, an die gesunde Basis seiner technischen Unternehmungen nicht so recht glauben wollen.

Denen wolle er es schon zeigen. Die möchten ihre Augen eines Tages schön aufreißen, sagt er in letzter Zeit öfters.

Aber warum ist Herr Tobler denn eigentlich hierher gezogen? Was hat ihn veranlaßt, zum Aufenthaltsort diese Gegend zu wählen? Darüber herrscht folgende, etwas unklare Geschichte. Tobler ist vor noch drei Jahren ein einfacher Angestellter, Hilfsingenieur in einer großen Maschinenfabrik gewesen. Da hat er eines Tages eine größere Summe Geldes geerbt und dadurch den Plan genährt, sich selbständig zu machen. Ein noch verhältnismäßig so junger und heißblütiger Mann ist in allen Dingen, so auch in der Ausführung von heimlichen Plänen, stets etwas rasch, und das ist ja ganz in der Ordnung. Tobler liest eines Abends, Nachts

oder Tages eine Zeitungsannonce, wonach die Villa zum Abendſtern, denn ſo nennt ſie ſich, zum Verkauf ausgeſchrieben iſt. Prachtvolle Seegegend, ſchöner, hochherrſchaftlicher Garten, gute Eiſenbahnverbindungen mit der nicht allzu weitentfernten Hauptſtadt: Teufel, das ſei, denkt er, etwas für ihn! Er macht kurzen Prozeß und kauft ſich das Grundſtück. Er kann als freier unabhängiger Erfinder und Geſchäftsmann wohnen, wo es ihm beliebt, er iſt an keinerlei Scholle gebunden.

Ein eigenes Heim! Dies iſt der alleinige treibende Gedanke geweſen, der Tobler nach Bärenswil geführt hat. Das Heim kann ſtehen, wo es will, wenn es nur ein eigenes iſt. Tobler will ein freiverfügender und -beſtimmender Herr ſein, und er iſt es.

Am frühen Morgen nach der Feſtnacht ſchaute ſich Joſeph unten im Bureau ein wenig den „Schützenautomaten“ an, der ſchließlich auch ſtudiert ſein wollte. Zu dieſem Zweck nahm er ein Blatt Papier zur Hand, auf welchem die ausführliche Beſchreibung dieſer Maſchine nebſt zeichneriſchen Wegleitungen zu leſen und zu ſehen war. Was war es nun mit dieſer Nummer zwei der Toblerſchen Artikel? Die Nummer eins kannte man ja bereits beinahe

auswendig, da sei es, dachte Joseph bei sich, Zeit, sich mit Neuem im Geist zu befassen. Und er wunderte sich, wie rasch es ihm gelang, sich mit dem innern und äußern Wesen dieser Nummer zwei vertraut zu machen.

Der Schützenautomat erwies sich als ein Ding, ähnlich den Schokoladenautomaten, die die reisenden Menschen auf Bahnhöfen und in allerlei öffentlichen Lokalen antreffen, nur entsprang dem Schützenautomaten nicht eine Platte Süßigkeit, Pfefferminz oder dergleichen, sondern ein Paket scharfer Patronen. Die Idee als solche war also keine gerade neue, sondern nur eine verfeinerte und verschärfte, auf ein anderes Lebensgebiet geschickt übertragene. Auch war der Toblersche Automat bedeutend größer, er war ein dickes, hohes Gestell von einem Meter und achtzig Höhe und dreiviertel Meter Breite. Der Leibesumfang des Apparates war der eines vielleicht hundertjährigen Baumstammes. Am Automaten war in ungefährer Manneshöhe ein Schlitz angebracht, zum Hineinwerfen oder -fügen des Geldstückes oder der Münze, die für Geld erhältlich war. Nach dem Einwurf hatte man einen Moment zu warten, dann an einem bequem zu erfassenden Hebel zu ziehen und das nun in eine offene Schale stürzende Paket Patronen ruhig in Empfang zu

nehmen. Die ganze Sache war praktiſch und einfach. Die innere Konſtruktion beruhte auf drei ſich gegenſeitig bedienenden Hebeln, ſowie auf einem abwärts gleitenden Kanal zur Beförderung der Patronen, die ſich in gleichmäßigen, der ſtaatlichen Verpackung entſprechenden Paketen in einer Art von Kamin zu dreißigen von Stücken aufeinandergetürmt befanden; zog man nun an dem Hebel mit dem bequem zu erreichenden Griff, ſo fiel eben eines der im Kamin befindlichen Stücke äußerſt elegant heraus, und der Apparat funktionierte weiter, das heißt er blieb ſtill, bis ein zweiter oder ein dritter Schütze des Weges daherkam und ihn von neuem zu der eben beſchriebenen Betätigung reizte. Aber noch mehr! Der Automat hatte den Vorzug, mit dem Reklameweſen verbunden zu ſein, indem eine kreisrunde Öffnung am oberen Teil desſelben jeweilen bei Einwurf der Münze und Ziehen am Griff des Hebels eine ſchönbemalte Reklameſcheibe zeigte. Dieſes Reklameweſen beſtand ſehr einfach aus einem Reifen verſchiedenartig gefärbten Papieres, der mit der ganzen Hebelvorrichtung in engſter und zweckentſprechendſter Verbindung ſtand, derart, daß der Sturz eines Patronenpäckchens jeweilen eine erneute Reklame unmittelbar und exakt an die kreisrunde Öffnung ſchob, indem ſich der Papier-

reifen ſtückweis umdrehte. Der Streifen oder Reifen war in „Felder“ abgeteilt, die Beſetzung und Benützung der einzelnen Felder koſtete Geld, und dieſes Geld mußte die Koſten der Anfertigung des Automaten brillant herausſchlagen: „Aufzuſtellen iſt der Schützenautomat auf Schützenwieſen gelegentlich der zahlreich ſtattfindenden Schützenfeſte. Was die Reklamen betrifft, ſo hat man ſich zur Erlangung von Beſtellungen und Aufträgen wiederum, wie bei der Reklame-Uhr, an nur erſte Firmen zu wenden. Wenn man annehmen darf, daß ſämtliche Felder mit Reklamen beſetzt werden, und man darf das wohl annehmen, ſo verdient da Tobler (Joſeph war mit ſeinen Gedanken ſo ſehr beſchäftigt, daß er anfing, mit ſich ſelbſt zu reden) wieder einen ſchönen Haufen Geld, denn was die Inſerate einbringen, das überſteigt bei weitem die Koſten der Fabrizierung. Bei der Beſetzung je eines Feldes in mehreren, ſagen wir zehn Automaten, tritt natürlich eine weſentliche Preisermäßigung ein.“

Der Kaſſenbote der Bärensweiler Sparbank trat ein.

„Natürlich ein Wechſel,“ dachte Joſeph. Er ſtand von ſeinem Platz auf, nahm das Formular in die Hand, beſah es von allen Seiten, ſchüttelte es hin und her, prüfte es auf das Genaueſte,

machte ein zugleich nachdenkliches und wichtiges Geſicht und ſagte dann zu dem Boten, es ſei gut, man werde vorbeikommen.

Der Mann nahm den Wechſel wieder zu ſich und ging. Joſeph nahm ſogleich die Feder zur Hand, um brieflich den Ausſteller des Wechſels zu erſuchen, noch einen Monat Geduld zu haben.

Wie leicht ſich das ſchrieb. Auch der Bank mußte gleich telephoniert werden. In dieſen Dingen hatte man nun hoffentlich bald ein wenig Routine. Da hatte er ſich einfach hingeſtellt und ſeine Augen feſt auf den zu zahlenden Betrag gerichtet, und dann hatte er einfach den Boten ruhig, ja ſogar etwas ſtreng angeſchaut. Wie der Mann Reſpekt bekam! Leute, die Geld von Tobler haben wollten, mußten in Zukunft noch ganz anders, noch viel kräftiger, abgefertigt werden. Das war Pflicht, das gebot das Zartgefühl Herrn Tobler gegenüber. Der Chef durfte jetzt unter keinen Umſtänden an dieſe widerwärtigen Bagatellen erinnert werden. Der hatte gerade jetzt ganz anderes zu tun, den konnten jetzt nur die großen Sorgen beſchäftigen. Dafür hatte ja Tobler einen Angeſtellten, damit dieſer womöglich intelligente und geiſtreiche Kerl ihm die kleinlichen Unannehmlichkeiten abnahm, ſich dicht an der Tür aufſtellte, um ungerufene, ſteife

Akzeptwechſelmenſchen energiſch weiterzubefördern. Nun, das tat Joſeph ja auch. Aber dafür rauchte er jetzt auch wieder einmal einen von den eben aus dem Dorf herſpedierten, neuen Zigarrenſtumpen.

Er ging im Bureauraum auf und ab. Tobler war den Geſchäften nachgegangen und blieb wahrſcheinlich heute den ganzen Tag von zu Hauſe weg. Wenn da jetzt nur nicht etwa der Herr Johannes Fiſcher ankam, das würde fatal ſein.

Dieſer Johannes Fiſcher hatte auf die Annonce „Für Kapitaliſten" hin ſich ſchriftlich gemeldet und ſchrieb, er werde ſehr wahrſcheinlich ſchon in allernächſter Zeit einmal in Bärensweil zwecks Beſichtigung der betreffenden Erfindungen vorſprechen.

Welch zarte, beinahe weibliche Handſchrift der Mann beſaß. Dagegen war die Schrift Toblers wie mit dem Spazierſtock geſetzt. Solche ſchlank- und feinſchreibenden Menſchen machten einen ſchon zum voraus große Reichtümer ahnen. So wie dieſer Mann ſchrieben beinahe alle Kapitaliſten: exakt und zugleich etwas nachläſſig. Dieſe Handſchrift entſprach ganz und gar einer vornehmen und leichten Körperhaltung, einem unmerklichen Kopfnicken, einer ruhigen, ſprechenden Handbewegung. Sie war ſo langſtielig, dieſe Schrift, eine gewiſſe Kälte ſtrömte ſie aus, ſicher war er das Gegenteil

eines heißblütigen Geſellen, der ſo ſchrieb. Dieſe paar Worte: kurz und artig im Stil. Die Höflichkeit und Bündigkeit erſtreckten ſich ſogar auf das intime Format des blitzſauberen Briefpapieres. Auch noch parfümiert trat dieſer Herr Johannes Fiſcher unbekannterweiſe auf. Wenn er nur heute nicht kam. Tobler würde das lebhaft bedauern, ja, es konnte geſchehen, daß er, toll vor Ärger, ganz außer ſich käme. Übrigens hatte er den Befehl zurückgelaſſen, dem Herrn, wenn er anlangte, alles ordentlich zu zeigen und auseinanderzuſetzen, und ganz beſonders eingeſchärft hatte er Joſeph, dieſen Herrn Fiſcher unter keinen Umſtänden wegziehen zu laſſen, ſondern ihn ſo lange aufzuhalten zu ſuchen, bis Tobler wieder zu Hauſe wäre. Womöglich ließ ſich ja dieſem anſcheinend hocheleganten Fremdling eine Taſſe Kaffee anbieten, denn es war noch lange nicht geſagt, daß der zu nobel für ſo etwas ſei. Solch ein zierliches Gartenhaus, wie Toblers eins hatten, durfte für jedermann, auch für die höchſtgeſtellte und erhobene Perſon, ein Gegenſtand ruhigen Betrachtens und Genuſſes ſein. Dieſer Herr Kapitaliſt mochte alſo immerhin nur daherzutraben kommen, es war, glaubte Joſeph, genügend geſorgt für ihn.

Aber Joſeph war es doch ein wenig bange.

Wie nett es ſich übrigens für ihn hier lebte, wenn der Herr Prinzipal ſich außerhalb befand. So ein Prinzipal, er mochte der netteſte Menſch von der Welt ſein, blieb doch immer eine Urſache zum fortwährenden Aufpaſſen. War er guter Laune, ſo hatte man beſtändig Angſt, etwas könnte kommen und die fröhliche Gebieterlaune ins gerade Gegenteil umſchlagen. War er gehäſſig und biſſig, ſo hatte man die mehr wie ſaure Pflicht, ſich ſelber für einen ſtruben Gauner zu halten, weil man ſich unwillkürlich als der elende Veranlaſſer der ſchlechten Stimmung anſah. War er gleichmütig und geſetzt, ſo blieb die Aufgabe vor, dieſem gleichmäßigen Weſen keinen auch nur fadenſcheinig dünnen Schaden anzutun, damit es ſich ja nicht etwa mit einem Ritzchen und Spältchen verletzt fühle. War der Herr ſpaßig aufgelegt, ſo verwandelte man ſich augenblicklich in einen Pudel, da es doch galt, dieſes luſtige Tier nachzuahmen und die Witze und Zoten behend aufzuſchnappen. War er gütig, ſo kam man ſich wie ein Elender vor, war er grob, ſo fühlte man ſich verpflichtet zu lächeln.

Das ganze Haus war ein anderes, wenn der Hausherr nicht da war. Die Frau ſchien auch eine ganz andere zu ſein, und die Kinder, namentlich die beiden Knaben, denen ſah man das Vergnügen

über des ſtrengen Vaters Abweſenheit von weitem an. Es war etwas Ängſtliches fort, wenn Tobler weg war. Auch etwas allzu Geſpanntes und Gewichtiges.

„Bin ich eine ſolche duckmäuſeriſche Angeſtelltenſeele?“ dachte Joſeph. Da kam Silvi, das ältere der kleinen Mädchen, und rief zum Mittageſſen.

Nachmittags, Joſeph ſaß gerade beim Kaffee und plauderte mit Frau Tobler, ſchritt ein Herr den Garten zum Haus hinauf.

„Gehen Sie ins Bureau, es kommt jemand,“ ſagte die Frau zum Gehülfen.

Dieſer lief eilig weg und konnte nur bis zur Bureau-Eingangstüre gelangen, als ihm auch ſchon der Fremde entgegentrat. Ob er die Ehre habe, Herrn Tobler ſelber vor ſich zu haben, frug mit angenehmer Stimme der Ankömmling. Nein, ſagte Joſeph etwas betreten, Herr Tobler ſei leider gerade verreiſt, er ſelber ſei nur der Angeſtellte, aber er bitte, eintreten zu wollen.

Der Herr ſagte ſeinen Namen. „Ah Herr Fiſcher!“ rief Joſeph aus. Er verneigte ſich etwas zu fröhlich, etwas zu freudig vor Herrn Johannes Fiſcher, und er bemerkte auch ſogleich den Fehler, den er gemacht hatte.

Sie traten beide, der Kapitaliſt voran, in das

Zeichenbureau ein, wo derſelbe ſogleich nach den techniſchen Dingen ſich zu erkundigen begann, während er ſich mit einer gewiſſen Überlegenheit nach allen Seiten umſchaute.

Joſeph erklärte ihm die Reklame-Uhr. Er holte ein Exemplar derſelben in Natura herbei, legte ſie vor die Augen des Gaſtes auf den Tiſch zur Beſichtigung, und ſchickte ſich zu gleicher Zeit an, dem aufmerkſam alles, was ihn umgab, beobachtenden Mann die Gewinnchancen des Werkes auseinanderzuſetzen.

Der Fremde, der mit Intereſſe zuzuhören ſchien, fragte, indem er die Adlerflügel der Uhr betrachtete, ob man ſich in der Höhe der angenommenen Reklamegelder nicht vielleicht, wie das ja in einem ſolchen Falle leicht möglich ſei, ein wenig verrechne? Und ob bereits Reklame-Aufträge eingelaufen ſeien?

Er nahm es ruhig mit ſeinen Fragen. Und ein bißchen nachdenklich ſchien er geworden zu ſein, was ſich Joſeph, vielleicht etwas früh, zu ſeinen Gunſten auslegte.

Dieſer erwiderte, die Summe dürfte wohl kaum als zu hoch gegriffen betrachtet werden, im Gegenteil, und Aufträge ſeien bereits in ganz erfreulicher Anzahl da.

„Und die Uhr koſtet?“

Joſeph verſuchte auch das dem Herrn Fiſcher klar zu machen, wobei er ein ganz klein wenig, er wußte ſelbſt nicht warum, ſtotterte. In der Ungewißheit, wie er ſich zu benehmen habe, wollte er ſich einen gemütlichen Stumpen anzünden, verwarf aber dieſes plötzliche Gelüſte als nicht ganz ſchicklich. Er errötete.

„Wie ich ſehe," ſprach Herr Fiſcher, „handelt es ſich hier um ein ſcheinbar ganz vortrefflich geplantes und auch, wie mir ſcheint, bereits ganz gut vorbereitetes Unternehmen. Dürfte ich mir erlauben, einige kleine Notizen zu machen?"

„Aber bitte!"

Joſeph hatte eigentlich ſagen wollen: bitte recht ſehr. Aber Stimme und Lippe wollten ihm den erforderlichen Dienſt nicht leiſten. Warum? War er aufgeregt? Jedenfalls, das ſpürte er deutlich, war er ſchon darauf vorbereitet, zu ſagen, dem Herrn dürfte es vielleicht angenehm ſein, im Garten eine Taſſe Kaffee zu trinken.

„Meine Frau wartet unten," bemerkte leicht der andere. Er ſchrieb einiges mit Bleiſtift in ein elegantes Notizbuch. Plötzlich war er fertig. Joſeph hatte den unfeinen Eindruck, als habe es der Kapitaliſt mit ſeinen verſtändnis-erleichternden Notizen nicht ernſt genommen. Er wollte den Mund auf-

tun, um zu ſagen, er könne ja raſch hinunterſpringen und die Dame, die unten wartete, heraufholen.

Herr Fiſcher ſagte, er bedaure, Herrn Tobler perſönlich nicht angetroffen zu haben. Dies ſei ſchade, aber er hoffe, dieſes Vergnügen werde ihm nicht verloren gehen. Jedenfalls danke er verbindlichſt für die erhaltene, liebenswürdige Auskunft. Joſeph verſuchte zu reden.

„Schade," nahm wieder der andere das Wort, „ich würde mich äußerſt wahrſcheinlich gleich zu etwas Definitivem haben entſchließen können. Die Reklame-Uhr hat mir ſehr gut gefallen, und ich bin der Anſicht, daß ſie ſich rentieren wird. Wollen Sie die Güte haben, und Ihrem Herrn Chef eine höfliche Empfehlung von mir ausrichten? Ich danke Ihnen."

„Man kann ja" — War das Joſeph, der nicht beſſer ſprechen konnte?

Herr Johannes Fiſcher hatte ſich kurz verbeugt und war gegangen. Sollte man ihm nachſpringen? Was iſt man in dieſem Augenblick? Muß Joſeph ſich nun vor die Stirn ſchlagen? Nein, es ſcheint, er muß nun ins Gartenhaus gehen, zu einer geſpannt und beſorgt wartenden Frau, um derſelben zu ſagen, wie „unverantwortlich kopflos" er ſich benommen hat.

„Das iſt dumm, ſehr dumm," dachte er.

Als er im Garten- oder Kaffeehaus anlangte, war Frau Tobler eben damit beſchäftigt, dem Knaben Walter eine Tracht Prügel zu verabreichen. Sie weinte und ſagte, es ſei nicht ſchön, was ſie für Unholde von Kindern habe. Dadurch wurde es dem Angeſtellten recht eigentlich trübe ums Herz: Auf der einen Seite eine weinende und erzürnte Frau, auf der andern Seite ein ironiſch winkender und grüßender Kapitaliſt, und im Hintergrund die Ahnung von der Mißbilligung Toblers.

Er ſetzte ſich an den vor zehn Minuten eilig verlaſſenen Platz und goß ſich noch eine Taſſe Kaffee ein. Er dachte: „Warum nicht nehmen, wenn es doch da iſt? Alle Abſtinenz der Welt iſt jetzt doch nicht imſtande, das herankommende Ungewitter von meinem Kopf abzulenken." —

„War das dieſer Herr Fiſcher?" fragte die Frau. Sie hatte die Augen getrocknet und ſchaute nach der Landſtraße hinunter. Dort unten ſtand in der Tat noch Herr Fiſcher. Er und die Dame ſchienen ſich am Anblick des Toblerſchen Beſitztums zu ergötzen.

„Ja," antwortete Joſeph, „ich habe verſucht, ihn aufzuhalten, aber es war unmöglich, er ſagte, er müſſe abſolut gehen. Übrigens hat man ja für alle Fälle ſeine Adreſſe."

Er log! Wie einem die Schwindeleien ruhig zum Mund herauskamen. Nein, er hatte nicht sein Möglichstes getan, zu versuchen, Herrn Fischer aufzuhalten. Wenn er solches jetzt behauptete, so war es jetzt einfach eine freche, frivole Lüge.

Frau Tobler sagte bekümmert, das werde ihnen beiden ihr Mann sehr übel nehmen, sie kenne ihn genau in diesen Stücken.

Sie schwiegen beide eine Weile. Silvi, das Mädchen, saß auf einem Gartenstein und sang in leisen, dummen Tönen. Frau Tobler befahl ihr zu schweigen. Wie das heiß war, sonnig, gelblich und bläulich. Der Geldmann war jetzt nicht mehr zu sehen.

„Sie haben wohl ein wenig Angst?" sagte die Frau und lächelte.

„O wegen der Angst," entgegnete Joseph trotzig, „das ist das wenigste. Übrigens kann Herr Tobler mich fortjagen, wenn er will."

Er solle nicht so sprechen, sagte sie, das sei weder klug noch recht und müsse eigentlich ein recht schlimmes Licht auf seinen Charakter werfen. Natürlich habe er jetzt ein wenig Angst, man könne ihm das ja ganz schön ansehen. Aber er solle sich nur beruhigen, auffressen werde ihn „Karl" nicht können. Es werde heute abend eben ein gelindes

Donnerwetter abſetzen, auf das dürfe Joſeph immer ſich gefaßt machen.

Sie lachte hell und ſchön auf und fuhr fort zu ſprechen.

Sie habe, ſagte ſie, immer recht gut den Reſpekt begriffen, den ihr Mann andern Menſchen einzuflößen verſtehe. Für Fernerſtehende habe er beinahe etwas Furchtgebietendes, das ſei ſo, und ſie ſpreche jetzt ernſthaft, und ſie verſtehe das ausgezeichnet. Nur ſie ſelber habe nicht die geringſte Angſt vor Tobler.

„Wirklich?“ machte Joſeph. Er war ruhiger geworden.

Wirklich nicht, plauderte ſie weiter. Sie müſſe nicht hell von Verſtand ſein, wenn ſie ſich in dieſer Beziehung einer Täuſchung hingeben könne. Sie empfinde die ſchrecklichſten Wutausbrüche ihres Mannes eher als ein Luſtſpiel, als wie eine Tragödie, ſie müſſe jedesmal, ſie wiſſe ſelbſt nicht ganz recht warum, laut lachen, wenn er ihr grob begegne. Ihr ſei das nie merkwürdig, ſondern immer natürlich an ihr erſchienen, aber ſie wiſſe wohl, daß es Leute gebe, die, wenn ſie ſo etwas ſehen, die Augen und den Mund vor Verwunderung aufreißen, darüber, daß es eine anſcheinend ſo unſelbſtändige Frau, wie ſie eine ſei, wage, das Betragen des

Mannes komiſch zu finden. Komiſch finden? O ſie finde es manchmal gar nicht ſo komiſch, wenn Tobler heimkomme und an ihr alle aufgeſammelten ſchlechten Eindrücke, die ihm die Welt hinterlaſſen habe, auslaſſe; in ſolchen Fällen habe ſie nötig, Gott zu bitten, ihr die Kraft zu einem Gelächter zu geben. Man gewöhne ſich übrigens nach und nach ans Gehudelt- und Geſcholtenwerden, auch wenn man nur „eine unſelbſtändige Frau“ ſei. Auch eine ſolche Frau denke hin und wieder ernſthaft über die Dinge der Erde nach, ſo zum Beiſpiel denke ſie jetzt, der Tumult, der ihnen beiden heute abend bevorſtehe, werde kein andauernder, ſondern, wie es ſtets mit derartigen Gewittern beſtellt ſei, nur ein vorübergehender ſein können.

Sie erhob ſich. Sie hatte in dieſem Augenblick etwas Gelaſſen-Ironiſches an ſich.

Joſeph rannte raſch in ſein Turmzimmer hinauf. Er hatte das Bedürfnis, einen Augenblick allein mit ſich zu ſein. Er wollte ſich in aller Eile ein wenig „zurechtdenken“, aber er fand die paſſenden und beruhigenden Gedanken nicht. So trieb es ihn wieder in das Kontor hinunter, aber auch dort wurde er dieſes beſchämende Gefühl des Unheimlichen nicht los. Um es endgültig zu bewältigen, lief er ſchnurſtracks zur Poſt, obgleich es noch

nicht Zeit dazu war. Das Marſchieren mit den Beinen beruhigte und tröſtete ihn, und der Anblick der freundlichen, landſchaftlichen Welt erinnerte ihn an die Nichtigkeit und Bedeutungsloſigkeit der Unruhe. Im Dorf trank er ein Glas Bier, um Humor in den Ton ſeiner Stimme zu bekommen, er würde eine gewiſſe Unempfindlichkeit heute nacht gut brauchen können, dachte er. Wieder zu Hauſe angekommen, machte er ſich ſogleich dahinter, vermittels eines langen Gummiſchlauches den Garten zu ſpritzen. Das dünne Waſſer beſchrieb in der Abendluft einen ſchönen, hohen Bogen und fiel klatſchend auf die Blumen und Gräſer und Bäume herab. Wenn etwas beruhigen konnte, ſo war es das Spritzen, denn man empfand während dieſer Arbeit eine eigentümlich gemütliche und feſt geſchloſſene Zugehörigkeit zum Toblerſchen Haus. Wer noch kurz vorher ſo viel Eifer bewies, den Garten zu pflegen, den konnte man ſicherlich nicht allzuwüſt anſchimpfen.

Zum Abendeſſen gab es gebackene Fiſche. Es war doch einfach unmöglich, kurz vorher noch gebackene Fiſche zu eſſen und dann gleich nachher der Elendeſte der Menſchen zu ſein. Das vertrug ſich nicht recht zuſammen.

Wie ſchön wieder der Abend war. Konnte

man an ſolch einem herrlichen Abend den Unternehmungen Toblers Verluſte beigebracht haben?

Die Magd ſetzte eine brennende Lampe ins Gartenhaus. Nein, im Licht einer ſo hübſchen, traulichen Lampe durfte man von Tobler erwarten, daß er ſich den verfehlten Beſuch des Herrn Fiſcher nicht allzu heftig zu Herzen nähme.

Endlich begehrte Frau Tobler noch, von Joſeph in der Schaukelbahn geſchaukelt zu werden. Sie ſetzte ſich auf das Brett und er zog die Seile an, und die Reitſchule ſetzte ſich in ſchwingende Bewegung. Das war ſo ſchön anzuſehen, daß der Gedanke, jetzt werde Tobler kommen und alle dieſe Bilder ſtören, leichtſinnig abgewieſen wurde.

Gegen zehn Uhr hörten Frau Tobler und Joſeph Schritte im Kies den Garten heraufkommen, es waren „die ſeinen“.

Sonderbar, ſowie man Schritte eines Bekannten hört, iſt dieſer Näherkommende auch bereits leibhaftig da, ſein wirkliches Erſcheinen iſt dann nie eine Überraſchung mehr, mag er dann ausſchauen wie er will.

Tobler war müde und gereizt, aber das war nichts Überraſchendes, denn ſo pflegte er immer nach Hauſe zu kommen. Er ſetzte ſich, atmete hörbar auf, als einem wohlbeleibten Mann hatte ihm

das Erklimmen des Hügels Mühe verursacht, und verlangte seine Pfeifen. Joseph sprang wie besessen ins Haus hinein, um sogleich das Gewünschte herbeizuholen, glücklich darüber, seinem Vorgesetzten für eine halbe Minute wenigstens aus dem Wege zu gehen.

Als er mit den Rauchutensilien zurückkam, hatte sich die Lage der Dinge bereits verändert. Tobler sah schrecklich aus. Die Frau hatte ihm rasch alles gesagt. Sie stand jetzt da, unerhört kühn, wie es Joseph erschien, den Mann ruhig anschauend. Dieser sah aus, wie einer, der nicht fluchen kann, weil er fühlt, daß er es zu unmäßig täte.

„Also Herr Fischer war da, wie ich höre," sagte er, „wie haben ihm die Dinger gefallen?"

„Sehr gut!"

„Die Reklame-Uhr?"

„Ja, die hat ihm besonders gut gefallen. Er sagte, sie scheine ihm ein ganz ausgezeichnetes Unternehmen zu sein."

„Haben Sie ihn auch auf den Schützenautomaten aufmerksam gemacht?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Herr Fischer hatte so große Eile, seiner Frau wegen, die unten am Gartentor wartete."

„Und Sie haben ſie warten laſſen?“

Joſeph ſchwieg.

„Und ich muß einen ſolchen Tropf von Angeſtellten haben,“ ſchrie Tobler, außerſtande, die Wut und den geſchäftlichen Jammer, die ihn verzehrten, länger zurückzuhalten, „ich muß das Unglück haben, von der eigenen Frau und einem nichtsnutzigen Gehülfen betrogen zu werden. Da ſoll der Teufel Geſchäfte machen.“

Er würde die Petroleumlampe mit der Fauſt zerſchlagen haben, wenn Frau Tobler ſie nicht glücklicherweiſe in dieſem Moment, bevor die Hand niederſauſte, etwas weiter gerückt hätte.

„Du brauchſt dich gar nicht ſo furchtbar aufzuregen,“ rief die Frau, „und zu ſagen, ich betrüge dich, das verbiete ich dir. Sonſt weiß ich dann auch noch, wo Vater und Mutter wohnen. Auch der Joſeph verdient nicht, daß er mit Ausdrücken ſolcher Art beſchimpft werde. Schick ihn ganz fort, wenn du dich durch ihn geſchädigt glaubſt, aber mach' keine ſolche Szenen.“

Sie hatte das als „unſelbſtändige Frau“ natürlich weinend geſprochen, aber was ſie ſprach, das hatte ſeinen Eindruck durchaus nicht verfehlt, Tobler war ſofort ruhig geworden, das „Gewitter“ war am Vorübergehen. Er fing an, mit Joſeph zu rat-

ſchlagen, was man tun könne, um ſich die Kapitalien des Herrn Johannes Fiſcher nicht entgehen zu laſſen. Morgen früh müſſe ſogleich telephoniert werden.

Im Leben gewiſſer Handelsleute ſpielt das Telephon eine große Rolle. Die kaufmänniſchen Gewaltſtreiche wollen in der Regel telephoniſch begonnen werden.

Schon der bloße Gedanke, daß man ja dieſem Herrn Fiſcher morgen früh telephonieren könne, machte beider, Toblers und Joſephs, Hoffnungen wieder aufleben. Wie war es denn möglich, daß, wenn man derartige Hilfsmittel zur Verfügung hatte, das Geſchäft zu Schanden gehen konnte?

Und Tobler würde ſich unmittelbar nach der drahtlichen Ankündigung in den Zug ſetzen und nach der Reſidenz fahren, um dieſem „entflohenen Vogel" einen perſönlichen Beſuch abzuſtatten.

Die Stimme Toblers zitterte noch dunkel, als er ſchon längſt wieder heiter und vergnügt geworden war, als habe die Aufregung innerlich weitergebrannt. Alle drei ſpielten noch bis in die ſpäte Nacht hinein Karten. Joſeph müſſe das Kartenſpiel auch lernen, hieß es, es ſei einer kein rechter Mann, wenn er dieſes Spiel nicht verſtehe.

Am nächſten Morgen wurde, wie verabredet,

telephoniert. Tobler warf ſich in den Eiſenbahnwagen, mit welch zuverſichtlicher Miene! Abends war die Miene eine gedrückte, zornige und traurige. Das Geſchäft war nicht zuſtande gekommen. Statt der flüſſigen Gelder gab es eine neue, bittere Szene im nächtlichen Gartenhaus. Tobler ſaß da wie das verhaltene Ungewitter ſelber und gefiel ſich in unſchönen, gottesläſterlichen Verwünſchungen. So ſagte er unter anderem, ſeinetwegen möchte die ganze Erde in Moraſt verſinken, das käme jetzt alles auf ein und dasſelbe heraus. Er ſelber wate ſo wie ſo in nichts anderem mehr als in einer Unmaſſe von Schlamm.

Als er ſich ſogar dazu verſtieg, ſich und alles, was ihn umgebe, zum Teufel in die Hölle zu wünſchen, gebot ihm Frau Tobler Mäßigung. Er aber fuhr ſie ſo grauſam hart an, daß es ſie, den Kopf voran, auf die Tiſchplatte niederſtreckte, worauf ſie ſich hoch aufrichtete und mit ſanft geſetzten Schritten davonging.

„Sie haben Ihrer Frau wehgetan," wagte Joſeph in einem Anflug von weltmänniſcher Ritterlichkeit zu ſagen.

„Ach was wehgetan! Da iſt eine kleine Welt verletzt," erwiderte Tobler.

Dann ſkizzierten ſie beide zuſammen eine neue

Annonce für die täglich erſcheinenden Weltblätter. In dem Inſerat kamen Worte vor wie: „Glänzendes Unternehmen“, „Höchſter Gewinn bei abſoluter Riſikoloſigkeit“. Das würde man gleich andern Tages in die Annoncenexpedition ſchicken.

Es wurde wieder Sonntag und Joſeph bekam wieder fünf Mark in die Taſche. Er genoß wieder den Vorzug, nach Belieben im Zeichenzimmer antreten zu dürfen. Gerade das hatte entſchieden etwas Poetiſches. Heute würde es wieder ein feines Eſſen geben, vielleicht einen Kalbsbraten, ſchön gelblich und bräunlich, mit Blumenkohl aus dem Garten, und dann vielleicht Apfelmus, das hier oben ſo wundervoll ſchmeckte. Auch die beſſere Zigarre wurde ihm verabreicht. Was doch Tobler für eine Manier beſaß, zu lachen und einen ſpöttiſch von oben herab anzuſehen, ſobald es ſich darum handelte, Zigarren zu verabreichen. Gerade, als ob Joſeph ein Schloſſermeiſter geweſen wäre, zu dem man ſagt: „Da. Nehmen Sie. Sie rauchen gewiß auch ganz gern einmal eine beſſere Zigarre.“ Als ob Joſeph ſoeben mit Gitteranſtreichen oder Türſchloßausbeſſern fertig geworden wäre, oder als ob er ſoeben einen Baum geſtutzt hätte. Das war die Art, wie man einem tüchtigen Gärtner eine

Zigarre gibt. War denn etwa Joſeph nicht Toblers „rechte Hand“, und durfte man glauben, man zeichnete eine ſolche rechte Hand gebührend aus, indem man ihr Sonntags etwas Beſſeres zu rauchen darbot?

Er blieb etwas länger im Bett heute, er öffnete die Fenſter und ließ ſich im Bett von der weißlichen Morgenſonne anſcheinen und anblenden, was eben auch genoſſen ſein wollte, ſo gut wie verſchiedenes anderes auch, wie zum Beiſpiel der Gedanke an das Frühſtück. Wie war heute alles ſonnig und ſonntäglich. Das Sonnige und das Sonntägliche ſchienen von weit her ſchon Brüderſchaft miteinander geſchloſſen zu haben, und der innige Gedanke ans ruhige Frühſtück, ja, der war auch aus ſo etwas Sonnigem und Sonntäglichem gewoben, das ſpürte man jetzt deutlich. Wie wäre es möglich geweſen, heute etwa verdrießlich zu ſein, oder gar mißgeſtimmt, oder gar melancholiſch. Es war etwas Geheimnisvolles in allem, in jedem Gedanken, an den eigenen Beinen, an den Kleidern auf dem Stuhl, am Schrank, zwiſchen den blendend ſauber gewaſchenen Gardinen, an der Waſchkommode, aber dieſes Geheimnisvolle war nicht beunruhigend, im Gegenteil, es ruhete und lächelte und friedelte einen förmlich an. Eigentlich war man gedanken-

los, und man wußte gar nicht warum, aber man ſchien zwingende Urſache dazu zu haben. In und an der Gedankenloſigkeit lag ſo viel Sonne, und wo Sonne war, da dachte Joſeph unwillkürlich an köſtlich gedeckte Frühſtückstiſche. Ja, mit dem einfachen Gedanken fing dieſes dumme aber beinahe ſüße Sonntägliche ſchon an.

Er ſtund vom Bett auf, kleidete ſich beſſer als ſonſt an und trat auf die viereckige Plattform, die ihm zur Verfügung ſtand, hinaus. Von hier ſah man auf die Kronen der im Nachbarobſtgarten gelegenen Bäume hinüber. Wie ruhig und blendend ſonnig hier alles ausſah. Pauline, die Magd, deckte den Morgentiſch draußen an der freien Luft. Dieſem Anblick konnte der Gehülfe nicht länger widerſtehen, es riß ihn hinunter zu Kaffee, Brot, Butter und Eingemachtem.

Später ging er ins Bureau hinunter. Es war ja nicht viel zu machen da unten, aber er ſetzte ſich trotzdem, angezogen von einem beinahe lieblichen Gewohnheitsgefühl, an den Schreibtiſch, der wie ein Küchentiſch ausſah, und korreſpondierte. Ach, es war heute das reine Tändeln mit der ſonſt ſo ernſthaften Feder. Das Wort „telephoniſche Unterredung“ erſchien ihm ebenſo ſonntäglich geputzt wie das Wetter und die Welt draußen. Die Rede-

wendung „und gestatte ich mir“ war blau wie der See zu Füßen der Villa Tobler, und das „hochachtungsvoll“ am Schluß des Schreibens schien nach Kaffee, Sonne und Kirschenmarmelade zu duften.

Er trat zur Bureautür in den Garten hinaus. Das war ja auch sonntäglich, daß man sich gestatten durfte, mir nichts dir nichts die Arbeit zu unterbrechen, um rasch den Garten ein bißchen inspizieren zu gehen. Wie das duftete, wie heiß es schon war, trotz der noch frühen Morgenstunde. Da würde man vielleicht in einer halben Stunde baden gehen, so „genau kam es sicher nicht darauf an“. Ja heute durfte man diese Worte Tobler ruhig ins Gesicht hineinsagen, er würde ganz derselben Meinung wie Joseph sein. Das „Nichtdaraufankommen“, das war schließlich der ganze Unterschied zwischen einem Sonntag und einem Werktag. Wie der ganze Garten verzaubert dalag, verzaubert von Hitze, Bienensummen und Blumendüften. Heute abend würde man den Garten auch wieder einmal recht tüchtig spritzen müssen.

Joseph kam sich wie das Ideal eines Angestellten vor, indem er das dachte. Er trug jetzt die Glaskugel ans Freie hinaus.

Da kam ihm Tobler, mit einem wahrhaft noblen

neuen Anzug bekleidet, entgegen und erklärte ihm, daß er heute mit Frau und Kindern ausreiſen wolle. Man könne nicht immer zu Hauſe ſitzen, und der Frau müſſe man auch einmal eine Freude gönnen. Was Joſeph beträfe, ſo werde der wahrſcheinlich, wie Tobler denke, nach der Stadt fahren, um ſeine dortigen Freunde aufzuſuchen.

„Das laß du nur einſtweilen meine Sache ſein, das mit den Freunden," gab Joſeph dem Herrn im ſtillen als ſtumme Antwort zurück. Laut ſagte er, nein, er wolle heute da bleiben, es paſſe ihm beſſer ſo.

„Das können Sie meinetwegen halten, wie Sie wollen," ſprach Herr Tobler. Ungefähr nach einer halben Stunde ſtand die kleine Ausflugsgeſellſchaft, beſtehend aus den beiden Ehehälften Tobler, den beiden Knaben, dem Fräulein aus der Nachbarſchaft und der kleinen Dora, reiſefertig vor dem Haus, um dem an einem ziemlich weit entfernten Ort ſtattfindenden kantonalen Sängerfeſt einen halbtägigen Beſuch abzuſtatten. Frau Tobler hatte ein ſchwarzſeidenes Kleid an und ſah beinahe imponierend darin aus. Sie empfahl Pauline Obacht über das Haus an, und zu Joſeph ſagte ſie in gemütlichem Ton, er möge ebenfalls ein bißchen aufpaſſen auf alles, was um das Haus herum vor-

gehe, da er doch, wie ſie gehört habe, zu Hauſe bleiben wolle.

Endlich begab man ſich fort unter dem Geheul des an der Kette feſtgebundenen Hundes, den es bitter zu verdrießen ſchien, allein zurückbleiben zu müſſen. Neben Joſeph kauerte die Silvi, das Schweſterchen der Dora, am Boden. Dieſes Mädchen ſchien ſich nicht im geringſten über die Ungerechtigkeit, die ihr widerfuhr, zu grämen. Darin, daß allein ſie von den vier Kindern dagelaſſen wurde, erblickte ſie etwas Alltägliches. In der Tat war ſie längſt an allerlei Zurückſetzungen gewöhnt, derart, daß ihr beinahe ſchon alles Empfinden dafür abhanden gekommen war.

„Viel Vergnügen zu Hauſe, Marti," hatte Tobler zu Joſeph noch geſagt.

„Ja viel Vergnügen! Sorgen Sie gefälligſt für Ihr Vergnügen, Herr Ingenieur Tobler," dachte Joſeph ein wenig bitter, als er es ſich, mit einem Buch in der Hand, auf dem Bett, das er halb abdeckte, oben in ſeinem Luftgemach, bequem gemacht hatte:

„Da gehen ſie, dieſe merkwürdigen Herrſchaften Tobler, mitſamt dem ſauren Engel aus der Parkettfabrik, auf vergnügliche Sängerfahrten, und die kleine Silvi laſſen ſie zu Hauſe wie ein wider-

wärtiges Häuflein Unrat. Dieſe Silvi iſt nur ſo ein kleines Hudelchen, für das das ſchöne Sonntagswetter zu ſchade iſt. Die ſchöne Frau Tobler mag das Mädchen nicht ausſtehen, es iſt ihr zu wenig ſchön, da muß es eben zu Hauſe ſitzen. Und dieſer Herr Unternehmer! Vor drei Tagen noch haben ihn die Wut und das Gefühl der Enttäuſchung von links nach rechts und im Kreis herum geſchüttelt, daß es ein Jammer geweſen iſt, und heute ſagt er zu mir, er wünſche mir viel Vergnügen, und ich ſolle in die Stadt zu Bekannten und Freunden fahren. Er fürchtet, ich würde mit Pauline, ſeiner Dienſtmagd, anbandeln, das iſt alles."

Er geſtand ſich, daß er zu bitter ſei und zwang ſich zur Lektüre des Buches. Da ihm aber dies nicht gelingen wollte, legte er das Buch beiſeite, trat an den Tiſch heran, nahm ſeine private Feder zur Hand und einen Streifen Papier und ſchrieb folgendes darauf:

Memoiren.

Ich habe ſoeben gehäſſige Gedanken hegen wollen, aber ich verbiete mir das. Dann habe ich leſen wollen, aber ich bin dazu nicht imſtande geweſen, der Inhalt des Buches hat mich nicht

ergriffen, da habe ich das Buch weggelegt, denn es ist mir unmöglich zu lesen, ohne begeistert von der Lektüre zu sein. So sitze ich nun an diesem Tisch und beschäftige mich mit der eigenen Person, da ich niemanden auf der Welt besitze, der begehrt, von mir irgendwelche Nachrichten zu erhalten. Wie lange habe ich nun schon keinen warmen Brief geschrieben? Jener Brief an die Frau Weiß gibt mir deutlich zu verstehen, wie es mich aus dem Kreis nahestehender und teilnehmender Menschen herausgeschüttelt und -gerüttelt hat, wie sehr mir Menschen fehlen, die aus natürlichen Gründen ein billiges Recht haben, von mir Auskunft über mein Wesen und Treiben zu fordern. Jener Brief ist mit einem ersonnenen und erdichteten Gefühl geschrieben worden, er ist wahr, aber er ist zugleich eine Erfindung gewesen, herauserfunden aus einem Geist, der erschreckt ist, darüber, daß ihm einfachere und näherliegende Beziehungen vollständig mangeln. Bin ich ruhig jetzt? Ja. Und ich sage zu der mittäglichen Stille, was ich jetzt sage. Rund um mich herrscht sonntägliche Ruhe, schade, daß ich das nicht irgend einem Menschen von Gewicht mitteilen kann, denn das wäre ein ganz hübscher Briefanfang. Doch jetzt will ich mein Wesen ein bißchen beschreiben.

Joſeph hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort zu ſchreiben:

Ich komme aus gutem Hauſe, aber ich glaube, ich habe eine etwas zu flüchtige Erziehung genoſſen. Ich will mit dieſen Worten keineswegs meinen Vater oder meine Mutter anklagen, behüte Gott im Himmel, ſondern ich will nur verſuchen, ob ich mir klar darüber werden kann, was mit meiner Perſon eigentlich los iſt und mit dem Umkreis von Welt, der die Mühe gehabt hat, mich zu ertragen. Die Verhältniſſe, in denen ein Kind aufwächſt, erziehen dasſelbe großenteils. Die ganze Gegend und Gemeinde helfen mit, es zu erziehen. Das elterliche Wort und die Schule ſind freilich die Hauptſache, aber was iſt das für eine Art und Weiſe, mich hier mit meiner eigenen, werten Perſon zu befaſſen, ich gehe lieber baden.

Der zum Tagebuchſchreiben ſo wenig taugliche Gehülfe legte die Feder beiſeite, zerriß das Geſchriebene und verließ das Zimmer.

Nach dem Bad gab es ein Mittageſſen mit Pauline und Silvi. Die ziemlich roh fühlende Magd ſuchte unter beſtändigem Gelächter, das bei Joſeph bezüglich ihres Betragens Zuſtimmung vorausſetzte, dem Kind Manieren beizubringen, während ſie doch ſelber kaum ſolche beſaß. Das eitle und herzloſe

Bemühen gipfelte in dem mehrere Male wiederholten Vormachen und Einexerzieren der Führung von Meſſer und Gabel, wobei irgendwelcher Erfolg des Unterrichtes gar nicht erwartet, ja nicht einmal gewünſcht wurde, da ja ſonſt das Vergnügen des barſchen und beluſtigenden Einſtudierens vorbei geweſen wäre. Das Kind ſaß da und ſchaute mit großen, tatſächlich dummen Augen bald ſeine Lehrmeiſterin, bald den gleichmütig zuſchauenden Joſeph an und verſchüttete in ziemlich garſtiger Weiſe ihr Eſſen, worüber ſich Pauline in einem erneuten und übertriebenen Entrüſtungswortesturm berauſchte, der für Silvi ernſt, aber für Joſeph komiſch wirken ſollte, gleichſam, um zwei entgegengeſetzte Welt- und Lebensanſchauungen mit einem Streich zu befriedigen. Silvi benahm ſich ſo läppiſch, daß es die Dienſtmagd, der ſeitens der Mutter des Kindes beinahe unbeſchränkte Herrſchaft über das kleine Weſen zuerteilt worden war, für paſſend fand oder für nötig erachtete, den Tunichtgut ohne Umſtände zu ohrfeigen und an den Haaren zu ſchütteln, ſo daß Silvi laut aufſchrie, nicht vielleicht ſo ſehr des körperlichen Schmerzes wegen, der übrigens gar ſo geringfügig auch nicht war, als wegen eines letzten Stümpchen Stolzes, verletzten, erniedrigten Kinderſtolzes, ſich derart von einer fremden Perſon, wie

die Pauline eine war, malträtieren laſſen zu müſſen. Joſeph ſchwieg dazu. Angeſichts des kindlichen Zornes und Schmerzes ſpielte die Magd handkehrum die ernſtlich Gekränkte und Beleidigte; das kam daher, weil Joſeph gar nicht lachen wollte, was ſie ganz unbegreiflich fand, und auch daher, weil Silvi nicht ruhig ſich hatte ſchlagen laſſen, was ſie in ihrer Gedankenloſigkeit und Roheit als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt hatte. „Ich will dich ſchreien lehren, du Unflat," rief ſie, oder krächzte ſie vielmehr, und nahm das Kind, das von ſeinem Platz weggelaufen war, und ſtellte es wieder auf ſeinen Stuhl, wobei das Geſchöpfchen hart an die Rücklehne desſelben anprallte. Silvi mußte Gabel und Meſſer von neuem, und zwar ordentlich, wie ihr die Lehrerin und Erzieherin durch einen ſtrengen und ſpitzen Zuruf befahl, in das Händchen nehmen, um die wehmütige und appetitloſe Mahlzeit gezwungenermaßen zu beenden. Sie ſah infolge der verweinten Augen für Pauline noch viel dümmer und ungerader als vorher aus, und da lachte denn das Muſter aller Erziehungsmethoden der Welt laut auf. Der Anblick der traurig eſſenden Silvi mußte auf ihre Lachmuskeln geradezu erſchütternd wirken. Der Humor war alſo wieder da. Ein ſchamloſes Mundwerk iſt nie zu verachten, und ſo frug denn

mit breiter Stirn, auf der ſich bäuerlich-beſchränktes Erſtaunen deutlich abmalte, Pauline den ſtill daſitzenden Joſeph, ob er etwa böſe ſei, oder was er ſonſt habe, daß er gar kein Wort rede? Die Dreiſtigkeit und Stiernackigkeit dieſer mutwilligen Frage machten, zu einem unerträglichen Eindruck vereint, denſelben heftig erröten. Er hätte ſeine Tiſchnachbarin tätlich angreifen müſſen, wenn er es hätte unternehmen wollen, ſie von dem Gefühl, das ihn beherrſchte, zu überzeugen. So murmelte er nur etwas und ſtand vom Tiſch auf, welches Benehmen die Magd in dem Inſtinkt beſtärkte, der ihr weis machte, Joſeph ſei in allem ein ſehr wenig verträglicher und vertraulicher Menſch, der es ſicherlich darauf müſſe abgeſehen haben, ſie zu kränken und unwirſch zu machen. Dieſe neue boshafte Empfindung bekam Silvi ſogleich zu koſten, indem ihr befohlen wurde, den Tiſch abzuräumen, eine Arbeit, der ſich Pauline eigentlich ſelber zu unterziehen gehabt hätte. Das Kind, eifrig bemüht, dem Befehl der Tyrannin und Unterdrückerin nachzukommen, ſtellte ſich jeweilen, wenn es etwas vom Tiſch herunter zu nehmen hatte, auf die Zehen der kleinen Füße, erfaßte mit beiden Händen je eine Schüſſel, einen Teller oder ein paar Beſtecke und trug ſo Stück für Stück demütig und ſorgſam, und den

Küchenwüterich ſtets anſchauend, an den Platz hinaus, wo die Sachen gereinigt werden mußten. Es tat dies ſo, als trüge es in den Ärmchen und Händchen jedesmal eine kleine, dornige, feuchte Krone, die von den eigenen Augen ſchimmernd naß geweinte Krone des frühen und unabänderlichen Kinderleides.

Joſeph ging in den Wald hinauf. Der Weg dahin war ſehr hübſch und ſehr ſtill. Natürlich war er, während er ſo ging, von Gedanken an die kleine, verhutzelte und verſchuggte Silvi in Anſpruch genommen. Pauline kam ihm wie ein gefräßiger Raubvogel vor und Silvi wie die Maus, die ſich unter den Krallen des grauſamen Tieres befand. Wie konnte Frau Tobler ihr zartes Töchterchen dieſem Drachen von Dienſtmagd ausliefern? Aber war denn Silvi ſo zart und die Magd ſo ſehr ein Drache? Vielleicht war alles das gar nicht ſo ſchlimm. Man würde da leicht zu Übertreibungen neigen, wollte man von der einen Seite ſofort das Teufliſchſte, was es in der Welt gab, annehmen, und vom andern Teil das Lieblichſte und Beſte. Der „Unflat“ Silvi war ja ſchon ein wenig ein ſolcher, aber Pauline war Pauline. Joſeph erſchien es undenkbar, im ſtillen etwas Günſtiges von Pauline ausſagen zu dürfen, als höchſtens etwa, daß ihr

Vater ein ehrlicher Bahnwärter und Landmann ſei. Aber was hatte das Bahnwärterhaus mit dem brutalen Vergnügen an der Kindermißhandlung zu tun? Möglich war es ja, daß der Vater der Pauline ein halber, wütender Stier ſein konnte, was wußte man denn Genaues! Aber dieſe feine, beinahe ariſtokratiſche Toblerdame, dieſe Mutter, dieſe aus echt bürgerlichen Kreiſen herſtammende Frau, die das zarte Empfinden mit der Muttermilch einſog, dieſe Kluge, in mancher Hinſicht ſogar Schöne, was war es mit der? Was hatte die für Urſache, das Kind zu verſtoßen und zu verſchuggen? Joſeph freute ſich an dieſem kurioſen Wort: „verſchuggen“, er fand es für die Eigentümlichkeit, die es benannte, ſo kennzeichnend. „Verſtoßen“, das erinnerte ein wenig an die Märchenbücher, aber „verſchuggen“ konnte man heute noch ſo gut arme, kleine, wehrloſe Kinder wie vor aberhunderten von Jahren. Solches gelang ja ſogar in einer Villa Tobler, dem Ort, wo zwei Feen ſich ſo gern aufhielten, nach Toblers eigener Redensart, der Anſtand (es muß anſtändig zugehen bei mir) und die Säuberlichkeit (potz tauſend, mehr Ordnung, haben Sie gehört). Konnten zwei ſo reizende Feen etwas ſo Unſauberes und in der Tat Unanſtändiges, wie es die fortwährende Demütigung eines kindlichen Ge-

mütes war, in ihrem Beiſein dulden, war das möglich? Wie es ſchien, ja! Es war eben allerlei möglich, in dieſer Welt, wenn man ſich die Mühe und Liebe nahm, auf einem Wieſenſpaziergang ein bißchen darüber nachzudenken.

Joſeph begegnete faſt gar keinen Leuten. Ein paar Bauern ſtanden am Weg. Zu beiden Seiten desſelben ſtreckten ſich üppige Wieſen aus, von hunderten von Fruchtbäumen beſetzt. Es war alles ſo eng und zugleich ſo weit und ſo grün. Bald langte er im Wald an, er entdeckte nach kurzer Zeit des Umherlaufens eine kleine, enge, von einem Waſſer durchzogene Waldſchlucht und machte es ſich im Moos bequem, indem er ſich einfach auf den weichen Boden hinfallen ließ. Der Bach murmelte ſo artig, durch die Blätter der hohen Buchen blitzte die Sonne, ſo bekannt, ſo wohlig, und das ſaftige Grün umwob die Schlucht wie mit feinen, ſüßen Schleiern. Hier wäre für eine romantiſche Geſchichte ein ſchöner, paſſender Schauplatz geweſen. Von irgend woher aus den umliegenden Hochebenen ertönten Schüſſe, da war wohl in ziemlicher Nähe ein Schießſtand. Wie ſtill ſonſt! Kein Lüftchen konnte in dieſe grüne, verborgene Welt hineindringen. Die Bäume hätten vorher umfallen müſſen, aber es waren hohe und alte, die hielten einem

Unwetter, ja zehn Unwettern ſtand, und heute ſah es da oberhalb der Schlucht nicht nach Winden und Wettern aus. Irgend ein Ritterfräulein in Samtrock und ledernen Handſchuhen, das weiße Roß an der Leine führend, das reiche, goldene Haar ungebunden tragend, hätte jetzt daherkommen können, Joſeph würde ſich nicht allzuſehr über den Auftritt gewundert haben. So ſah es hier aus, ganz nach ritterlichen und frauenhaften Begebenheiten. Aber was konnte viel Schönes und Ritterliches in der Nähe der Villa Tobler vorkommen? Etwa gar die Pauline, oder Tobler ſelber als abenteuerluſtiger und ebenſo gekleideter Unternehmer? Unternehmungen, ja, die gab es in Hülle und Fülle, kein Zweifel, aber was für welche? Was hatten techniſche Unternehmungen mit grünen Waldſchluchten, weißen Röſſern, edlen, lieben Frauengeſtalten und mit mutigen Taten zu tun? Ritten in früheren Jahrhunderten die Ritter und Unternehmer auch auf der „Reklame-Uhr“ und auf dem „Schützenautomaten“, oder auf ähnlichen Gäulen herum? Gab es damals auch ſchon „verſchuggte“ Kinder, Ecepecen Silvi? O ja, aber eben, man nannte ſie „Verſtoßene“, und heute nannte ſie da ſo einer, der zwiſchen dem herrlichſten Grün im Mooſe lag, „Verſchuggte“.

Er lachte. O es war ſo ſchön hier. Im Wald iſt die Stille eine doppelte. Ein weiter Ring von Bäumen und Geſträuchen bildet die erſte Stille, und die zweite, noch ſchönere, iſt der eigene erwählte Platz. So wie der Bach murmelte, glaubte man ſich ſchon in lange, kühle Träumereien verſtrickt, und ſo wie man ins Grün hinaufſchaute, befand man ſich mitten in ſilbernen und goldenen und guten Weltanſchauungen. Die ſelber erdachten, einem fernen und nahen Bekanntenkreis entnommenen Perſonen flüſterten leiſe, ſie ſagten etwas, oder ſie machten bloß Mienen, während die Augen eine tief innerliche Sprache für ſich redeten. Die Gefühle traten nackt und mutig auf, und das Feinſtempfundene traf ein verborgenes, ſehnſuchtsvolles Verſtändnis an. Die Lippen und Gedanken, ohne der Zeiträume und Lebensſtraßen zu bedürfen, küßten ſich, wenn ſie ſich erkannt hatten; auf den Lippen ſah man die Freude hochaufbrennen, und aus den Gedanken heraus ſang eine zu Bach, Buſch und Waldſtille paſſende, freundliche Wehmut. Man brauchte nur zu denken, es werde bald Abend werden, und ſo ſchienen auch ſchon alle bekannten und unbekannten Landſchaften im Abendlicht zu ſchwimmen. Der Wald über dem Kopf des Träumers hob und ſenkte und wiegte ſich leiſe und tanzte in

dem hinaufgerichteten Auge, und für das Auge war das Mittanzen keine Frage. Wie ſchön iſt es hier, ſagte Joſeph mehrmals ſtill für ſich. Plötzlich hatte er eine lebhafte Erinnerung aus dem Kindheitleben.

Damals, in der Jugendzeit, gab es auch ſo eine Art Schlucht, aber eigentlich war es mehr eine Sandſteingrube, aber eine ſo ſeltſame und zierliche, wie er ſpäter nie wieder eine geſehen hatte. Dieſe rundliche Grube befand ſich am Rand eines ausgedehnten Buchen- und Tannen- und Eichenwaldes, er und ſeine Geſchwiſter entdeckten ſie eines Tages auf einem hin und herſtreifenden Nachmittagsſpaziergang. Es war auch an einem Sommerſonntag, vielleicht war es auch ſchon ein wenig gegen den Herbſt zu. Die Kinder waren vorausgeſprungen, Spiele erfindend und betreibend, hinterher kamen die Eltern. Die neuaufgefundene Grube erwies ſich als der herrlichſte Spielplatz, man beſchloß, dazubleiben und die Eltern hier zu erwarten. Dieſe kamen an, und auch ſie fanden den Ort reizend, es gibt Naturpunkte, die einfach berücken, ſo dieſer. Die Ränder der Grube waren von einem wahren, kaum durchdringbaren Baumdickicht bewachſen, ſo daß es eigentlich nur neugierigen Kindern aufbewahrt bleiben konnte, den Ort ausfindig zu machen. Freilich befand ſich an einer Stelle eine breitere Öffnung zum bequemen

Durchſchreiten. Mutter ſetzte ſich auf ein Raſenbord und lehnte ſich mit dem Rücken an eine Tanne an. Es gab da mitten in der Grube eine kleine Erhöhung natürlichen Urſprunges, die, da ſie ſo hübſch mit jungen Bäumen beſetzt war, von ſelbſt zum Sitzen und Liegen einlud. Wem hätte das nicht gefallen müſſen? Der Ort, wie er dalag, ſchien von einer ſinnigen Naturſchwärmerhand geſchaffen worden zu ſein, aber nein, die Natur ſelber, ſo unbekümmert ſie ſonſt iſt, war hier gleichſam ſo zartfühlend geweſen, indem ſie die Traulichkeit und Geſchloſſenheit ſelber erſchuf. Rund um die kleine Erhöhung ſtreckte und rundete ſich eine Spielbahn, eine Waldwieſe, bewachſen von den wunderlichſten Gräſern, Kräutern und wilden Blumen, die einen berauſchenden, romantiſchen Duft verbreiteten. Von der übrigen Welt ſah man nichts als ein Stück Himmel, das die hohen Bäume am Rand der Grube geſetzmäßig den Blicken abſchnitten. Das Ganze glich einem Plätzchen in einem weitläufigen, herrſchaftlichen Garten, nicht einer zufälligen Waldſtelle. Die Eltern ſchauten ſchweigſam dem Treiben der Kinder zu, die ſich, eines das andere, die ſteilanſteigende Sandwelle der Grube hinauf und hinabjagten, wobei gelacht und geſchrieen wurde. Dieſe frühen Stimmen. Wie man nur ſo wild ſein konnte. Die

Kinder waren alle darüber erfreut, daß es der Mutter hier gefiel, daß ſie ruhig ſitzen bleiben durfte, umweht von den Annehmlichkeiten eines ſo hübſchen Ruheplatzes. Sie kannten die Wünſche und Bedürfniſſe des Muttergemütes. Bald ſchien denn auch der ganze Ort erfüllt zu ſein von dieſem freundlichen, gedankenvollen Gefallen und von dem kindlichen Meinen, Glauben und Hoffen, das Richtige getroffen zu haben. Ein ſonderbarer Gemütszauber machte die lebhaften Spiele noch um ein Bedeutendes beliebter und ſtürmiſcher. Man durfte ſich jetzt, da die Mutter zufrieden zu ſein ſchien, ſchon ein wenig Ausgelaſſenheit über das gewöhnliche Maß erlauben. Wie es in faſt jedem bürgerlichen Familienhaus irgend eine bedrückende Miſere gibt: hier war ſie vollſtändig neben die Seite geſtellt worden, ja, die Welt ſchien man vergeſſen zu haben. Die Kinder ſchauten von Zeit zu Zeit auf die Mutter, ob ſie böſe war oder nicht, nein, ſie ſchaute gütig und im übrigen gemeſſen gradaus. Das war ein gutes Zeichen, und der kleine Grashügel ſelbſt ſchien von da an Empfindung bekommen zu haben. „Sie iſt gut aufgelegt,“ flüſterten den Kindern die Blätter der rauſchenden Bäume zu. Wenn die Mutter lächeln konnte, was eine ſo große Seltenheit war, dann lächelte ihnen die ganze umliegende

Welt zu. Mutter war ſchon damals krank, ſie litt an übergroßer Empfindlichkeit. Wie ſüß kam nun den Kindern das ruhige Daliegen der Frau vor, an der das Unglück herumnagte. Das Unglück ſchien von dieſem traulichen Winkel verbannt zu ſein, und ſo liſpelte und flüſterte denn eine Freude in jedem Grashalm der kleinen, weltentrückten Waldwieſe und ein freundlicher Glauben in jeder Tannennadel. Im Schoß der Mutter lagen ein paar Feldblumen, und der Sonnenſchirm lag neben ihr, den Händen war irgend ein Buch entglitten. Das Geſicht, das die Kinder fürchteten, ſah ſo friedlich aus. Da durfte man ſchon toben und ſchreien und Übermütigkeiten einfädeln. Jeder Zug des Geſichtes ſagte: „Ja tobt nur, es geht jetzt. Tobt euch nur aus, es macht nichts.“ Und der ganze liebliche Ort ſchien ſich geſellig und ſtürmiſch mit im Kreiſe des Spieles zu drehen. — „Das war eine Grube geweſen, und hier iſt nur eine Waldſchlucht, und das Haus Tobler iſt in der Nähe, und es iſt eine unverzeihliche Sünde, zu träumen, wenn der Menſch das dreiundzwanzigſte Jahr überſchritten hat.“

Joſeph machte ſich auf den Heimweg.

Das Haus Tobler, wie ſteht es da, feſt und zugleich zierlich, als werde es von lauter Anmut

und Lebensgenügsamkeit bewohnt! Solch ein Haus ist nicht leicht umzuwerfen; fleißige, geschickte Hände haben es dauerhaft zusammengefügt, mit Mörtel, Balken und Ziegelsteinen. Ein Seewind weht es nicht um, selbst ein Orkan nicht einmal. Was können ein paar geschäftliche Verfehlungen solch einem Haus schaden?

Nun besteht ja allerdings ein Haus aus zwei Seiten, aus einer sichtbaren und einer unsichtbaren, aus einem äußeren Gefüge und aus einem inneren Halt, und der innere Bau ist vielleicht ebenso wichtig, ja, manchmal vielleicht noch wichtiger zum Tragen und Stützen des Ganzen, wie der äußere. Was nützt es, wenn ein Haus schmuck und gefällig steht, wenn die Menschen, die es bewohnen, es nicht zu stützen und zu ertragen vermögen? Da sind allerdings die geschäftlichen und ökonomischen Fehler von großer Bedeutung.

Item, das Haus Tobler besteht noch, trotzdem Herr Johannes Fischer seine geldspendende Hand jählings zurückgezogen hat. Gibt es nur einen einzigen darlehnfähigen Menschen auf der Welt? Wenn so, dann mußte ja Tobler den Mut wirklich verlieren. Wie kommt er aber dann gerade jetzt dazu, sich im Garten eine Grotte bauen zu lassen? Es scheint halt doch, der Mann hat noch nicht das

mindeſte verloren, ſonſt dächte er wohl kaum an ſolche Bauereien.

Unten auf der Landſtraße ſtehen öfters Menſchen ſtill, biegen den Kopf zur Höhe und ſchauen ſich die Villa gemächlich an, und man gewinnt, wenn man von oben herabſchaut, den Eindruck, daß dieſe zufälligen Beobachter über den Anblick erfreut ſind. Wer ſollte auch nicht erfreut ſein beim Anſchauen eines ſo reizend gelegenen Hauſes? Schon allein der kupferne Turm iſt ja allen Intereſſes wert. Der Turm hat ja auch genug Geld gekoſtet. Auf die Idee, daß die diesbezügliche Rechnung oben im Bureau im Fach der unbezahlten Rechnungen liegt, wird nicht ſo leicht jemand, der in den Anblick des Hauſes verſunken iſt, verfallen, dazu machen Haus und Garten einen viel zu wohlhabenden Eindruck.

Der Verwalter der Bank von Bärenswil iſt ja gewiß ſchon ein wenig nachdenklich geworden, darüber, daß es im Hauſe Tobler Sitte ſei, die zur Zahlung präſentierten Wechſel unter dem Geſuch, dieſelben prolongieren zu laſſen, zurückzuweiſen. Aber er hütet ſich, die Gedanken des Mißtrauens und der Beſorgnis, die er leiſe zu hegen angefangen hat, laut zu äußern. Es kann alles nur eine vorübergehende Kriſis ſein, und ein Bankver-

walter iſt in der Regel kein Waſchweib, ſondern ein mit ſich ſelbſt ſtrenger Mann, der weiß, was vorlaute Bemerkungen einem ſtrebenden und mit der Exiſtenz ringenden Geſchäftsmann für Unheil anrichten können. Man iſt ein wenig ſtutzig geworden, runzelt in ſeinem Direktionszimmer leicht die Stirn, macht mit der Hand eine kleine Geſte, aber man ſchweigt, denn man dient dem Handel und dem induſtriellen Verkehr der aufblühenden Ortſchaft, und Herr Tobler rechnet auch dazu, obſchon es, wie es ſcheint, in letzter Zeit da oben auf dem Hügel zum Abendſtern ein bißchen bergab geht. Die Banken und Sparkaſſen haben gewöhnlich einen feinen, zugekniffenen Mund, und ſolche Lippen reden erſt dann, wenn die Gewißheit der endgültigen Zahlungsunfähigkeit buchſtäblich vorhanden iſt. Da kann Tobler alſo noch ins Fäuſtchen lachen und froh ſein. Das Geheimnis ſeiner ſchwierigen Lage ruht in der Sparbank von Bärenswil wie in einem wohlverſchloſſenen Grabe.

Wer noch Luſt hat, mit Frau und Kindern rauſchende Sänger- oder Turnerfeſtlichkeiten mitzumachen, der wird wohl noch im geheimen irgend eine Kreditquelle liegen und fließen haben, die er eben nur deshalb noch nicht auftut, weil er dieſe letzte aller Hülfsbewegungen bis jetzt noch nicht

nötig gehabt hat. Wer eine ſolche ſtattliche Frau hat, die, wenn ſie durchs Dorf geht, von allen Seiten fröhlich gegrüßt wird, mit dem wird es ſicher noch nicht ſo ſchlimm ſtehen.

Und es ſtand ja auch gar nicht ſo ſchlimm. Geld konnte über Nacht in das techniſche Bureau hinabregnen, inſeriert war worden, man brauchte vorläufig nur Geduld zu haben, die Erfolge mußten ſich ja einſtellen. Welcher reiche und unternehmende Mann konnte einer Annonce widerſtehen, die mit den Worten begann: „Glänzendes Unternehmen“? Und wenn einer einmal ſo weit gekommen war und angebiſſen hatte, würde man ihn ſchon zu halten verſtehen. Man würde es nicht ſo machen wie mit dem Herrn Fiſcher, der ja übrigens, wenn man ſich die Sache recht überlegte, vielleicht gar nicht geſonnen geweſen war, Ernſt zu machen, und der daher eigentlich auch gar nicht verdient habe, daß man ihn ſo ernſt nahm.

War die Reklame-Uhr etwa plötzlich ins Waſſer gefallen? I woher. Im Gegenteil, heller und ſchimmernder als je prangten die eleganten Flügel ihrer Reklamefelder, und der Schützenautomat? War man nicht mit der Herſtellung eines erſten Exemplares desſelben ſchon ſeit Wochen beſchäftigt? Kam nicht der tüchtigſte und dienſtfertigſte aller

Mechaniker faſt täglich in die Villa, um mit Tobler Karten zu ſpielen? Andere Leute ſpielten auch Karten und tranken ihr Glas Wein, und proſperierten trotzdem, warum Tobler nicht? Das war nicht einzuſehen.

Dazu, um voreilig kleinmütig zu werden, war Herr Tobler nicht nach „dieſem Lumpen-Bärenswil“ gekommen, das konnte er ſich anderswo, wenn es durchaus ſein mußte, auch noch leiſten, und zur Genüge. Nein, es galt gerade jetzt, dieſen Hechten und Heringen ein Beiſpiel zu geben, rund um die neugierigen, ſpöttiſchen Naſen herum, was ein lebendiger und arbeitsfroher Menſch und Mann zu leiſten imſtande war, ſelbſt noch in dem Augenblick, wo ihm die Bretter des eigenen Wohn- und Geſchäftshauſes auseinanderzugehen drohten. Und deshalb ließ Tobler, unbekümmert um das, was man ſich im Dorf in den Wirtshäuſern in die Ohren flüſtern würde, den Garten umbauen, um eine Grotte zu errichten, mochte es einen ganzen Heuwagen voll Geld koſten.

Dieſe Bärenswiler mußten nicht triumphieren dürfen, das wäre noch beſſer geweſen! Denen mußte man mit aller verfügbaren Gewalt die Freude verſalzen, die dieſe Menſchen empfinden würden, wenn es ſo weit käme, daß Tobler wie ein Hampelmann

im Kaſperletheater „abzotteln“ müßte. Nein, ſo weit war man noch nicht. Und zum Trotz würde Tobler gelegentlich der Einweihung ſeiner Grotte, ſobald ſie nur einigermaßen fertig hergeſtellt wäre, an die angeſehenſten Bürger des Dorfes, an ſolche, die es mit ihm etwa noch ein bißchen aufrichtig meinten, Einladungskarten ſchicken, damit ſie ſähen, wie feſt und wie überlegen er das Leben betrachtete und anpackte.

Wer ſich für ſeine Familie, wie Tobler, verantwortlich fühlte, wer Frau und vier Kinder ſein eigen nannte, den ſtieß man noch nicht ſo raſch von einem einmal erworbenen und bewohnten Platz und Punkt herunter. Da ſollten nur ihrer ein paar herankommen, er würde ſie davonjagen mit Hieben, geblitzt und geſtrahlt aus den bloßen, zornigen Augen. Und wenn ſie dann noch nicht genug hätten, die Speck- und Wurſteſſer, nun, ſo würde es ihm eben einfallen können, den einen oder den andern von ihnen handlich anzupacken und über den Gartenzaun hinüberzuwerfen, Umſtände würde er in einem ſolchen Fall nicht machen.

Aber ſo weit war es noch lange nicht. Noch hatte die Firma C. Tobler, techniſches Bureau, überall uneingeſchränkten Kredit bei den Handwerks- und Geſchäftsleuten von Bärenswil. Tape-

zierer und Schreiner, Schloſſer und Zimmermann, Fleiſcher und Weinhändler, Buchbinder und Buchdrucker, Gärtner und Kürſchner lieferten ihre Arbeiten und Waren, ohne ſofortige Zahlung zu fordern, in vollem Vertrauen auf eine ſpätere, gelegentliche Regulierung, in die Villa zum Abendſtern. Von einem Getuſchel und Geziſchel in den öffentlichen Lokalen des Dorfes war keine Rede, Tobler ſchien ſich, indem er auf ſeine Miteinwohner loszog, bloß auf dieſen Fall und für dieſe Lage zum voraus einzuüben, und das auch nur dann, wenn ihn ein Menſch oder eine geſchäftliche Sache geärgert hatten.

Noch duftet das Haus Tobler von Sauberkeit und Wohlanſtändigkeit rings in die ſchöne Umgebung hinein, und wie! Umblitzt von der ſtrahlenden Sonne, erhoben von einem grünen, wundervoll zum See und zur Ebene herablachenden Hügel, umgeben und umarmt von einem wahrhaft herrſchaftlichen Garten, ſteht es da, die reine beſcheidene und beſonnene Freude. Nicht vergebens wird es von zufällig vorübergehenden Spaziergängern lange angeſchaut, denn es iſt eine wahrhaftige Zier zum Anſchauen. Hell glänzen ſeine Fenſterſcheiben und ſeine weißen Geſimſe, bräunlich winkt der ſchöne Turm, und die Fahne, die man vom Nachtfeſt her

da oben hat ſtehen laſſen, windet ſich in heiter-majeſtätiſchen Bewegungen, in Zuckungen, Windungen und flammenartigem Geröll um die ſchlanke, feſte Stange. Dieſes Haus drückt in ſeiner Bauart und an ſeinem Bauplatz zweierlei Gefühle aus, das der Lebendigkeit, und das der Ruhe. Ein ganz klein wenig protzt es allerdings, es iſt anders als die tief in den lieben, alten Gärten verſteckten Herrenhäuſer älteren Urſprungs, aber es iſt lieblich, und wer darin wohnt und dabei denken muß, es könne ſein, daß er es unehrenhafterweiſe verlaſſen müſſe, dem darf übel zumut ſein, er hat Urſache.

Aber ſolches zu denken, das verbietet ſich Herr Tobler.

Si-vi, Si-vi!

Wie ſchneidend das klingt. Und doch ſchneidet es nicht einmal recht. Ein grobes, ſeit Jahren nicht mehr geſchliffenes Küchenmeſſer kann ebenſo gut Sivi rufen, wie Pauline, die infolge eines Zungenfehlers das I nicht zu artikulieren vermag. Aber zu befehlen weiß dieſe Magd ausgezeichnet, wenn es die Silvi betrifft. Betrifft es Dora, dann ſinkt die Befehlshaberſtimme zu einem Säuſeln und Liſpeln herab. Zu der Dora ſagt die Pauline immer: Do-li, denn jetzt erſtreckt ſich ihre ſchwache Zunge auf das

r im Namen Dorli, das l ſpricht ſie aus, was verwunderlich genug iſt, da ſie es bei Si-vi doch ſtets wegläßt. Aber Si-vi klingt eben ſpitz, und die Silvi will man verwunden, man will ihr ſchon mit dem bloßen Zuruf wehtun, zu dieſem kleinen Mädchen ſpricht niemand liebevoll.

Die eigene Mutter mag das Kind nicht ausſtehen, da geht es wohl mit ganz natürlichen Dingen zu, daß alle ein wenig es verabſcheuen. Dora dagegen beſteht aus Zucker, wenigſtens meint man das eine Zeitlang, denn aus allen Ecken tönt und flötet und bittet es: Dorli, liebes Dorli! heraus, daß man glaubt, es müſſe eine ſchneeweiße Konditorei in unmittelbarer Nähe ſein. Dora iſt beinahe nicht Fleiſch und Bein, ſondern es ſind Mandeln, Torten und Sahne an ihr, ſo ſcheint es wenigſtens, ſo voll iſt die Luft um das Mädchen herum von Artigkeiten, Süßigkeiten, Knixen und Liebkoſungen.

Wenn Dora krank iſt, iſt ſie die Lieblichkeit ſelber. Sie liegt dann, in Kiſſen gebettet, auf dem Ruhbett im Wohnzimmer, ein Spielzeug in der Hand und ein Engelslächeln auf den Lippen. Jedermann geht hin und ſchmeichelt ihr, auch Joſeph tut das, er muß es beinahe tun, es zwingt ihn, denn die Kleine iſt wirklich ſchön. Sie iſt ganz der Vater,

dieſelben dunklen Augen, dieſelbe Fülle des Geſichts, ein und dieſelbe Naſe, überhaupt ganz Herr Tobler.

Silvi dagegen iſt ein nicht recht gelungenes Abbild der Mutter, eine zugleich verkleinerte, aber auch ziemlich mißratene Photographie derſelben. Armes Kind! Was kann ſie dafür, daß man ſie ſchlecht photographiert hat? Sie iſt dünn und doch plump. Sie ſcheint von Charakter, wenn man bei einem Kind von einem ſolchen ſprechen darf, mißtrauiſch, und in der Seele ſcheint ſie falſch und verlogen zu ſein.

Wie iſt dagegen Dorli entzückend aufrichtig im ganzen Weſen. Deshalb hat man ſie ja auch im ganzen Haus und in der Nachbarſchaft ſo gern. Man macht ihr Geſchenke und man gehorcht ihr. Joſeph trägt die Dora im Garten herum, auf den Achſeln, ſie braucht nur zu ſagen: tu's, und ſo tut er's. Sie bittet ſo ſchön. Der Himmel ſelber ſcheint ihr auf den Lippen zu liegen, wenn ſie bittet. Weiße, kleine Wolken ſcheinen dieſem Kinderhimmel alsdann zu entſchweben, und irgendwo, meint man, müſſe jemand plötzlich angefangen haben Harfe zu ſpielen. Sie bittet und befiehlt zugleich. Eine Art unwiderſtehlicher Befehl iſt immer mit einer tatſächlich ſchönen Bitte verbunden.

Silvi kann nicht bitten, ſie iſt zu ſchüchtern, zu

verſchlagen dazu, ſie getraut ſich nicht recht, es zu tun, aber um bitten zu können, muß man ein unbändiges, kräftiges Vertrauen zu ſich und zu andern haben. Wenn man den ſchönen Mut zu einer flehentlichen Bitte finden ſoll, muß eines zum voraus von der Erfüllung derſelben feſt, ja felſenfeſt überzeugt ſein, aber Silvi iſt von niemands Güte überzeugt, da man ſie nur zu raſch und zu unvorſichtig an ganz anderes gewöhnt hat. Ein verprügeltes Hudelgeſchöpfchen wie Silvi wird leicht von Tag zu Tag unliebenswürdiger und häßlicher zum Anſchauen und Ertragen, weil ſich ein ſolch kleiner Menſch nicht nur nicht mehr in Acht und Zucht nimmt, ſondern ſogar, aus einem geheimen, ſchmerzlichen Trotz, den nur niemand einem unentwickelten Kind zutraut, bemüht, durch ein immer ſchlechteres Betragen den Abſcheu und den Ekel der Nebenmenſchen ſtets höher zu reizen. Es iſt überhaupt mit der Silvi ganz eigentümlich, es iſt einem faſt unmöglich, ſie lieb zu haben, wenn man ſie ſieht. Die Augen beurteilen ſie ſogleich ſchlecht, nur das Herz, wenn man eines hat, ſagt hinterher: Arme, kleine Silvi!

Von den Knaben iſt Walter der Bevorzugte, Edi, der Jüngere, der Vernachläſſigte. Aber in gewiſſen Familien ſind Knaben höher im allgemeinen

geſchätzt als Mädchen, ſo daß es nicht möglich iſt, daß einem weniger geliebten Knaben in einem ſolchen Maß alle gütige, warme Zuneigung verloren geht, wie es beim „verſchuggten“ Mädchen der Fall ſein kann. Auch in der Familie Tobler iſt das ſo: Walter und Edi ſind, zuſammengerechnet, ein höherer Wert als das weibliche Doppelgebild Dora und Silvi. Walter und Edi ſind ganz verſchiedene Naturen, der erſte iſt ein wilder, zu Streichen aufgelegter, aber offenherziger Burſche, während Edi gern in den Winkeln der Wohnung kauern bleibt, ganz wie Silvi, ſein Schweſterchen, und ſehr wenig ſpricht, ebenſo wie dieſe. Edi macht ſich auch nie über Silvis Benehmen luſtig, es herrſcht zwiſchen den beiden ein unausgeſprochenes, aber vielleicht um ſo natürlicher empfundenes Einverſtändnis. Ja, ſie ſpielen ſogar zuſammen. Walter würde nie mit Silvi Ernſthaftes zu tun haben. Er macht ſich über ſie luſtig und mißhandelt ſie oft, weil man den Knaben daran gewöhnt hat, nichts dabei zu empfinden.

Von Silvi muß noch erwähnt werden, daß ſie faſt jede Nacht ihr Bettchen vernäßt, trotzdem ſie von Pauline regelmäßig aus dem Schlaf geweckt wird, um auf das Nachttöpfchen geſetzt zu werden. Dieſem körperlichen Makel hat die Kleine haupt-

ſächlich die ſtrenge Behandlung, welcher man ſie ausſetzt, zu verdanken, denn man iſt allgemein des feſten Glaubens, ſie ſei zu faul zu erwachen und vom Bett aufzuſtehen. Pauline hat Auftrag von Frau Tobler, das Kind zu hauen, wenn das Bettlaken unſauber ſei, und zwar jedesmal, und wenn Ohrfeigen nichts nützen, ſo ſolle die Magd nur den Möbelausklopfer nehmen, dann fruchte es vielleicht eher etwas, und Pauline gehorcht der Herrin. So hört man denn oft mitten in der Nacht ein jämmerliches Geſchrei aus dem Kinderſchlafzimmer dringen, vermiſcht mit den Scheltworten und laut ausgerufenen Schimpfnamen, die Pauline der Sünderin glaubt anhängen zu müſſen. Morgens muß Silvi das Häfchen, das ſie während der Nacht benutzt hat, ſelber nach unten tragen. Es iſt dies auch eine Verordnung der Mama, die der Anſicht iſt, daß es ſich für eine Bettverunreinigerin zieme, dies mit eigenen Händen zu beſorgen, die Pauline habe auch ſonſt noch genug zu tun. Da ſitzt dann das Hutzel- und Hudelkind mit dem bewußten Gegenſtand, den ſie in kurioſer Weiſe neben ſich hinſtellt, auf einem der Treppenabſätze und ſcheint, wenn man ſie ſo betrachtet, von allen guten Schutzengeln, die ſonſt den Ruf haben, ſich um arme, ſchutzloſe Kinder zu bekümmern, verlaſſen zu ſein. Wenn ſie ſich „zum

Überfluß“ noch widerſpenſtig zeigt, ſperrt man ſie in den Keller, und dann iſt des Geſchreies und Polterns gegen die zugeſchloſſene Kellertüre kein Ende, ſo daß ſogar Nachbarn, ſchlichte Arbeiterleute, auf den Jammer, der aus der Villa tönt, aufmerkſam werden.

Tobler weiß von alledem wenig, er iſt ja ſo ſelten zu Hauſe, jetzt geht er überhaupt immer mehr auf Reiſen. Er iſt von Geſchäftsſorgen erfüllt und kann ſich der Erziehung und Überwachung ſeiner Kinder in nur ganz geringem Grade widmen. So ein Mann, wie Tobler einer iſt, überläßt gern die häuslichen Dinge ſeiner Frau, denn er ſelber reiſt und kämpft in Dingen der Reklame-Uhr und des Schützenautomaten. Der Mann trägt die Verantwortung, da müßte man hoffen dürfen, die Frau trage die Liebe und die Mühe. Der Mann kämpft mit der Exiſtenz, und die Frau ſorgt für die Haltung und für das friedliche Benehmen zu Hauſe. Inwiefern das Frau Tobler tut, wird es ſich zeigen? Vielleicht.

Wo Kinder ſind, da wird es ja immer Ungerechtigkeiten geben. Die Kinder Tobler bilden ein ſehr ungleichmäßiges Viereck. An den vier Spitzen des Quadrates ſtehen Walter, Dora, Silvi und Edi. Walter ſpreizt ſeine Beine und zerreißt ſeinen frechen

Mund zu einem gesunden Lachen. Dora saugt am Finger und lächelt und schaut auf die sie bedienende Silvi herab, die der Prinzessin die Schuhe binden muß. Edi schnitzt an einem Holzstück herum, das er irgendwo im Garten aufgelesen hat, ganz in die Arbeit, die das Taschenmesser, dessen er sich bedient, leistet, versunken. Wo ist da Regelmäßigkeit? Wie kann man jedem kleinen Sinn und Herzen gerecht sein? Pauline schaut zum Küchenfenster heraus. Diese Person aus den weiteren Volksschichten hat verwunderlicherweise keinen Sinn für Gerechtigkeit, oder sie versteht sie eben falsch. Nun verschiebt sich das unregelmäßige Viereck, die Kinder zerstreuen sich, jedes in seine Art und Weise hinein, in die Stunden und Tage und in die geheimen Kinderempfindungen, und in den Weltraum rund um das Haus Tobler herum, in die Schmerzen und Freuden hinein, in die Demütigungen und in die kosenden Worte, in die Stube und in den täglichen Kreis, in die Schlafnächte und in den Fortgang der kindlichen Erfahrungen. Vielleicht üben sie sogar einen gewissen richtungbeeinflussenden Druck auf das Steuerruder des Toblerschen Unternehmungenschiffes aus. Wer kann's wissen. —

Im Laufe der Woche, die im übrigen ruhig

verlief, waren eines Abends zwei Leute, Herr und Frau Doktor Specker, in die Villa zum Abendstern zu Besuch gekommen. Es war recht gemütlich gewesen, wie man sich auszudrücken pflegt. Man holte wieder einmal ein Spiel Karten und „jaßte". Der „Jaß", so hieß in der weiten und breiten Landesgegend ein beliebtes, ja sogar national gefärbtes und angehauchtes Kartenspiel. Frau Tobler, die es in diesem Spiel, wie bereits angedeutet worden ist, bis zu einer gewissen Meisterschaft gebracht hatte, unterrichtete Frau Doktor Specker in den zahlreichen Kniffen, die dasselbe enthielt, letztere Dame war darin noch nicht so sehr beschlagen. Es war an diesem Abend viel gelacht und gescherzt worden. Joseph wurde das Amt eines Kellermeisters übertragen, er hatte Wein aus dem Keller zu holen und den Inhalt der Flaschen dann in die Gläser zu gießen, und es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß er einen gewissen Stolz besaß, der Tobler dumm vorkam, aber als Gegengewicht einigen gesellschaftlichen Takt, so daß sich sein Chef nicht zu genieren brauchte, ihn mit den herrschaftlichen Gästen näher bekannt zu machen. Dies ist mein Angestellter, hatte Tobler laut gesagt, auf welche Worte sich Joseph vor der Dame und dem Herrn aus dem Dorf verneigte.

Was waren es denn eigentlich für Leute geweſen? Er war Arzt und dazu ein noch blutjunger Mann, und was ſie betraf, ſo ſtellte ſie gar nichts weiteres vor, als die Beſtätigung in Weibesgeſtalt, die Frau des Arztes zu ſein, weiter gar nichts. Sie war die Frau ihres Mannes und führte ſich als ſolche den ganzen Abend ſtill und ſchüchtern auf. So war Frau Tobler nicht ganz, der ſah man denn doch, namentlich wenn man beide Frauen miteinander verglich, etwas Geheimes an, obſchon wenig, aber an der Frau Doktor Specker war gar nichts Geheimes. Man aß ſüßes Gebäck zum Wein, und die Herren rauchten.

„Welch ein junger, glücklich ausſehender Menſch, dieſer Herr Arzt," dachte Joſeph, indem er ſich bemühte, ſo klug und ſo knifflig wie möglich zu ſpielen. Man hatte ihn aufgefordert, mitzuhelfen. Der Arzt richtete an den Gehülfen mehrfach Fragen, woher er ſei, ſeit wie lange er in Bärenswil und bei Toblers wohne, und ob es ihm hier oben gefalle uſw., und Joſeph erſtattete Antwort, ſo ausführlich, als ihm die Zurückhaltung, die Menſchen von unſtetem Lebenswandel in ſolchen Fällen immer eigen iſt, erlaubte. Inzwiſchen hatte er ziemlich unklug geſpielt, und es wurden ihm nun in der Spielregel von allen vier Seiten des Tiſches die glän-

zendſten Reden gehalten, als würde es gegolten haben, einen verbohrten, ſchwerfälligen Ketzer zu bekehren.

Geſprochen war im übrigen das Alltägliche worden, und das war ja ſchließlich das „Gemütliche“ geweſen.

Noch in derſelben Woche kam auch ein kleiner Zwiſchenfall ſittlichen und kulturellen Charakters vor, in welchem die Geſtalt des Vorgängers Wirſich eine Rolle ſpielte, dermaßen, daß von dieſem aus dem Hauſe Tobler beförderten Menſchen einige Tage lang wieder die ziemlich beſtändige Rede war. Die Sache war folgende:

Gleichzeitig mit Wirſich war vor einigen Wochen auch die Dienſtmagd aus der Villa Tobler hinausgejagt worden, die Vorläuferin von Pauline, ein nach den Darſtellungen der Frau Tobler robuſtes und ſchelmiſch, d. h. diebiſch veranlagtes junges Weibsbild, das der Herrin, nach deren Behauptungen, denen man wohl glauben durfte, ganze Wäſcheſtücke und anderes geſtohlen hatte. Entlaſſen war ſie worden wegen ihres gierigſinnlichen Weſens und Treibens, demzufolge ſie mit Wirſich in ziemlich kecke und ſchamloſe, geſchlechtliche Beziehungen getreten war, die der Herrſchaft nicht verborgen bleiben konnten, da ſie zu augenfällig und in der Tat un-

anständig unterhalten wurden. Außerdem war die betreffende Magdsperſon hyſteriſch veranlagt, und das erſchien als eine Gefahr für die Kinder. Sie hatte ſich öfters plötzlich im bloßen Hemd auf der Treppe und in der Küche gezeigt, indem ſie dann ſteif und feſt und hoch und teuer, und unter Tränen und Krämpfen ihres fetten Leibes, auf die Vorwürfe, die man ihr machte, behauptete, ſie habe es nicht mehr ausgehalten in den Kleidern, und müſſe ſterben, und was des zyniſchen und läppiſchen Geſchwätzes mehr ſein mochte. Da die Herrſchaften Tobler genau um die nächtlichen Beſuche wußten, die die lüſterne Perſon dem Wirſich im Turmzimmer abſtattete, ſo fanden ſie es kluger- und billigerweiſe geraten, das Dienſtverhältnis zu dem ungeſunden und verderblichen Mädchen aufzulöſen und ihr den Abſchied zu geben.

Nun kam dieſer Tage ein Brief eben dieſer Perſon, adreſſiert an Frau Tobler, im Abendſtern an, in welchem die ehemalige Magd in einem unangenehm vertraulichen Ton ſchrieb, es ſeien über Frau Tobler in der Gegend, wo ſie wohne, Gerüchte verſtreut worden, dahin deutend, ihre frühere Herrin habe mit dem Untergebenen Herrn Toblers, dem Wirſich, ein Liebesverhältnis unterhalten, woran ſie, die Magd, in keinerlei Weiſe glaube, da ſie

zum voraus überzeugt ſei, daß nur läſterliche und lügenhafte Zungen es ſeien, die ſo etwas hätten ſagen können. Aber verpflichtet habe ſie ſich gefühlt, der Frau, bei der ſie ſo lange Zeit gedient hätte, von den abſcheulichen Läſterreden Mitteilung zu machen, um ſie zu warnen uſw.

Dieſer Brief, der natürlich weder orthographiſch richtig noch auch nur vernünftig geſchrieben war, verſetzte die Empfängerin in die hellſte Entrüſtung, denn die darin enthaltene Anhänglichkeit eines Dienſtboten an die frühere Herrſchaft war ebenſo ſehr erlogen, wie das Vorhandenſein eines ſchlimmen Gerüchtes betreffs das Betragen der Frau Tobler. Dieſe zeigte den Brief Joſeph, es war um die Mittagsſtunde, man ſaß draußen im Gartenhaus, und Herr Tobler war abweſend, und erſuchte ihn, nachdem ſie ihn das Schreiben hatte durchleſen laſſen, ihr beim Aufſetzen einer energiſchen Antwort, die ſie der frechen Lügnerin ſchulde, behülflich zu ſein.

„Warum nicht? gern!“ gab Joſeph der erregten und ungehaltenen Frau zur Antwort. Da er dies in ziemlich trockenem Ton geſagt hatte, weil ihn der Eifer, mit dem ſie ſich in dieſe Wirſichſche Affäre hineinwickelte, beinahe kränkte, ſo glaubte Frau Tobler, er tue ihr nicht gern den erbetenen Gefallen

und ſagte, wenn er es nicht gern tue, ſo könne ſie es ja wohl auch noch allein zuſtande bringen. Zwingen wolle ſie ihn durchaus nicht. Es ſcheine ihm eben kein Vergnügen zu bereiten, ihr zu dienen, und höflich ſei ſein Benehmen ihr gegenüber heute auch nicht gerade.

„Wieſo kein Vergnügen?“ entgegnete Joſeph beinahe zornig, „erteilen Sie mir einen ſtrikten Befehl. Sagen Sie mir, wie Sie den Brief abgefaßt haben wollen, und ich gehe ins Bureau, und in ein paar Minuten iſt die Sache erledigt. Es braucht gar kein beſonderes Vergnügen dabei zu ſein.“

Das war ungezogen. Frau Tobler fühlte das und wandte ihm, indem ſie ihn mit einem erſtaunten Blick maß, den Rücken. Joſeph kehrte ſtillſchweigend zu ſeiner Arbeit zurück.

Nach ein paar Minuten erſchien auch Frau Tobler, noch ganz ereifert, im Bureau, bat ſich von dem Gehülfen eine Feder, ſowie einen Briefbogen aus, ſetzte ſich an das Pult ihres Mannes, dachte einen Augenblick nach und fing an zu ſchreiben. Da dies etwas Ungewohntes für ſie war, hielt ſie mehrmals während der Übung inne, wobei ſie hochaufſeufzte und laut über die Schlechtigkeit des niederen Volkes klagte. Endlich war ſie fertig geworden, und da konnte ſie ſich des Bedürfniſſes

doch nicht erwehren, die vollendete Arbeit dem Korreſpondenten zu zeigen, um deſſen Meinung zu hören. Der Brief war an die Mutter der heimtückiſchen Magd gerichtet und lautete:

Geachtete Frau!

Es iſt mir ein Schreiben zugegangen von Eurer Tochter, meiner ehemaligen Dienſtmagd, und daß ich es nur gleich ſage, ein unverſchämtes und nichtswürdiges Schreiben. Es werden darin, unter dem Schein der Treue und Anhänglichkeit an die Herrſchaft, Beleidigungen der gröbſten Art gegen eine Frau ausgeſtoßen, die, weil ſie gütig und nachſichtig geweſen iſt, nun dafür beſtraft wird, daß ſie nicht hart und mitleidlos hat ſein können. Wißt, geachtete Frau, daß Eure Schande von Tochter mich, währenddem ſie hier im Dienſt war, beſtohlen hat, und daß ich ſie dem Gericht überliefern könnte, wenn ich wollte, aber ſo etwas ſucht eine Frau wie ich zu vermeiden. Ich will mich kurz faſſen: Sorget, geachtete Frau, dafür, daß dieſer Nichtsnutz ſeinen Schnabel halte. Ich weiß, wer es iſt, und wer die Gerüchte ſind, die über mich Schlechtigkeiten und Schamloſigkeiten verbreiten. Es iſt niemand anderes als dieſelbe freche Perſon, die ſich ſelber bei mir im Haus der Verletzungen guter Sitte und züch-

tigen Lebenswandels ſchuldig gemacht hat, und zwar, wie ich beweiſen kann, mit demſelben Menſchen, mit dem die lügneriſche Schwätzerin nun mich, ihre Herrin von ehemals, in eine ſchmutzige Verbindung ſetzen will. Der empfangene Brief hat mich in die höchſte Aufregung verſetzt, daß Ihr es wiſſet, Frau! Und nun habt acht auf die Böswillige, ich rate es Euch im freundlichen und ſchweſterlichen Sinne hiermit an, weil Ihr, wie ich gern annehme, achtenswert ſeid und nichts dafür könnt, daß Euer ausgeſchämtes Mädchen ein „Räf“ iſt. Andernfalls würde ich mich zu keinen ſo langen und gutmütigen Worten mehr, wohl aber, wie Ihr Euch vorſtellen könnt, zu ſtrafrechtlichen Maßregeln veranlaßt ſehen. Die Hochachtung, die die Welt einer Dame bezeigt, kann dieſelbe, wenn es nötig iſt, nicht hindern, vor die Schranken der öffentlichen Gerechtigkeit zu treten, um eine Verleumderin ihrer Ehre beſtraft zu ſehen.

Somit achtungsvoll, Eure Euch grüßende
Frau Carl Tobler.

Joſeph ſagte, nachdem er dieſen Brief durchgeflogen hatte, er finde denſelben gut, nur ſcheine er ihm etwas zu hochtrabend. Solch ein Stil, wie Frau Tobler ihn da angewendet habe, paſſe eher

ins Mittelalter als in die gegenwärtige Welt, die daran ſei, die beſtehenden geſellſchaftlichen Rang- und Geburtsunterſchiede allmählich, wenn auch nur nach außen, zu verwiſchen und aufzulöſen. So ſchroff dürfe ſchließlich eine bürgerlich geborene Frau einer andern bürgerlich Geborenen nicht ſchreiben, das könne nur böſes Blut erregen und den Wunſch und Zweck des ganzen Schreibens verfehlen. Die Wohlhabenheit tue im übrigen gut, ſich gegenüber der Armut nicht allzuhoch aufzurichten, ſondern es dünke ihn nichts wie recht und billig, zu der Mutter der Magd ganz einfach „Sie“, und „Sehr geehrte Frau“ zu ſagen, damit ein etwas herzlicherer und zugleich höflicherer Ton da ſei, was ſicher nicht ſchaden könne, wie er glaube. Frau Tobler ſei eben nicht ans Briefeſchreiben gewöhnt, wie er ſehe. Dies erhelle ſich ſchon aus dem Vorhandenſein der zahlreichen Schreibfehler, die er während des Leſens bemerkt habe, und wenn ſie geſtatte, ſo wolle er ſich gern dahinterſetzen und den niedlichen Aufſatz korrigieren.

Er lachte und bemerkte des weitern, er würde auch die Behauptung, daß das Mädchen eine Diebin ſei, aus dem Schreiben entfernen, obſchon er ſeinerſeits keinen Moment an der Wahrhaftigkeit deſſen, was Frau Tobler ſage, zweifle, aber es könnten,

ſagte er, dumme Geſchichten daraus entſtehen, die mehr Verdruß als Genugtuung einbrächten. Ob ſie Beweiſe habe?

Frau Tobler wurde ein wenig nachdenklich, dann ſagte ſie, ſie wolle einen zweiten Brief ſchreiben. Ihre Erregung habe jetzt ein wenig nachgelaſſen, und ſo hoffe ſie, werde ſie ruhiger und milder ſchreiben können. Aber der ganze Brief müſſe doch in einem energiſchen Ton abgefaßt ſein, ſonſt habe er ja gar keinen Sinn. Sonſt ſchreibe ſie lieber ſchon gar nicht.

Während ſie ſchrieb, wurde ſie, ohne daß ſie es merkte, von Joſeph beobachtet, der ihren Rücken und Hals betrachtete. Das ſchöne, frauliche Haar betupfte und berührte in kleinen, geringelten Löckchen den ſchlanken Hals. Wie ſchlank überhaupt dieſe ganze Frauenerſcheinung war. Da ſaß ſie nun und bemühte ſich, dem Sinn und Verſtand gemäß, und der Schreiblehre und richtigen Methode entſprechend, an eine Frau zu ſchreiben, die vielleicht kaum leſen konnte. Joſeph bedauerte jetzt unwillkürlich, indem er ſie ſo anſchaute, ihr bezüglich ihres gutbürgerlichen Hochmutes, den er im Grunde genommen reizend fand, Vorhaltungen gemacht zu haben. Ihn rührte etwas am Ausſehen dieſes Frauenrückens, deſſen Bekleidung ſich in kleine, liebliche Falten ver-

zog, wenn der darunter befindliche Leib ſich ein bißchen bewegte. War dieſe Frau ſchön? Im landläufigen Begriff ſicher nicht, im Gegenteil. Aber auch das Gegenteil entſprach nicht den landläufigen Begriffen. Joſeph würde noch ruhig weitere Betrachtungen angeſtellt haben, wenn ſich die ſchreibende Frau nicht umgedreht hätte. Beider Augen begegneten ſich. Diejenigen des Gehülfen wichen denjenigen der Frau aus, das ſchickte ſich beinahe ſo. Joſeph empfand und mußte empfinden, daß es faſt frech geweſen wäre, den Blicken der Frau ſtand zu halten, die wieder einmal voll jenes Erſtaunens waren, das ſo vortrefflich den Hochmut widerſpiegelte, der der Frau, man konnte es nicht leugnen, ſehr gut zu Geſicht ſtand. Wozu waren denn überhaupt Gehülfenaugen gut, als zum Ausweichen und Niederſchlagen, und welcher andere Ausdruck war dieſem andern Augenpaar natürlicher als der Ausdruck des Erſtaunt- und Verwundertſeins? Er bückte ſich demzufolge wieder auf ſeine Arbeit herab, obſchon es ihm um das Arbeiten jetzt gar nicht ſo beſonders zu tun war.

Eine halbe Stunde ſpäter gab es im Gartenhaus beim Kaffetrinken einen etwas unfeinen Auftritt.

Frau Tobler, die nun wieder gänzlich beruhigt ſchien, fing plötzlich an, lebhaft den Wirſich zu

rühmen, wie dieſer leider laſterhafte Menſch in allem Sonſtigen ſo brauchbar, geſchickt und anſtellig geweſen, wie er ſich in jeden kleinen Dienſt und in jede Aufgabe ſogleich, ohne viel Weſens zu machen, hineingefunden habe und dergleichen mehr, wobei ſie Joſeph mehrmals ſpöttiſch, wie er es empfinden mußte, anſchaute, was ihn beleidigte. Er rief deshalb aus:

„Dieſer ewige Wirſich. Man möchte bald meinen, er ſei ein einzig daſtehendes Genie geweſen. Warum befindet er ſich denn eigentlich nicht mehr hier, da man doch beſtändig von ſeinen geradezu himmliſchen Eigenſchaften redet? Weil er betrunken geweſen iſt? Und glaubt man denn, man habe ein Recht, alles und jedes Gute von der Perſon eines Angeſtellten zu verlangen, und einen Menſchen wegzujagen, in die offene, ſchwierige Welt hinaus, nur weil eine ſeiner Eigenſchaften, eine einzige, die übrigen ausgezeichneten verdunkelt hat? Das iſt wahrhaftig ein bißchen zu viel verlangt. Da haben wir Treue und Klugheit, Wiſſen und Dienſtfertigkeit, Unterhaltungsgabe und Gehorſamkeit, und alle dieſe Eigenſchaften, und noch einige feine andere dazu, ſtecken wir in unſere Dienſte, nehmen wir gleichmütig und fröhlich hin, weil ſich das ſo ſchickt, und weil wir ja dem Inhaber eines ſolchen Sackes

voll Auszeichnungen für die Hingabe derſelben Gehalt, Koſt und Logis geben. Und nun bemerken wir eines Tages den dunklen Fleck am ſchönen Körper, und weg iſt die ganze, bequemliche Zufriedenheit, und wir laſſen den Mann ſein Bündelchen ſchnüren und fortziehen, wohin er will, aber wir reden nachher noch einen halben oder ganzen Meter und ein ganzes Jahr lang und breit von ihm und ſeinen ‚guten Eigenſchaften‘. Man muß zugeben, daß das kein ſo gar beſonders korrektes Verhalten iſt, insbeſondere dann nicht, wenn man alle dieſe köſtlichen und königlichen Dinge dem Nachfolger, wahrſcheinlich, um ihn zu treffen, auf die Naſe bindet, wie Sie, gnädige Frau Tobler, mir, dem Nachfolger Ihres Wirſich.“ —

Er lachte laut auf, und zwar abſichtlich, um den aufrühreriſchen Eindruck ſeiner etwas langen Rede zu beſänftigen und zu zerſtreuen. Er hatte ein bißchen Angſt, jetzt, da er wieder zu ſich gekommen war, und um dem Empfindlichen von ſeiner Sprache einen luſtigen Anſtrich zu geben, lachte er, aber es war ein gezwungenes Entſchuldigungslachen.

Joſeph habe nicht nötig, ſagte Frau Tobler nach einigem Stillſchweigen, ſo zu ihr zu reden, einen ſolchen Ton verbitte ſie ſich, und ſie ſei er-

ſtaunt, ihn ein ſolches Betragen annehmen zu ſehen. Wenn er ſo ſtolz und empfindlich ſei, daß er ſeinen Vorgänger nicht rühmen hören könne, ſo ſei es für ihn beſſer, ſich eine Einſiedlerhütte oben im Wald zu bauen und da zu hauſen, wo nur Wildkatzen und Füchſe leben, unter die Menſchen müſſe er dann lieber nicht gehen wollen. In der Welt dürfe einer nicht alles auf eine ſo ſcharfe Wage nehmen. Sie werde im übrigen nicht umhin können, ihrem Mann von dem Inhalt ſeiner ſehr ſonderbaren Rede Kenntnis zu geben, damit Tobler wiſſe, woran er mit ſeinem Angeſtellten ſei.

Sie wollte aufſtehen und weggehen. In dieſem Augenblick rief Joſeph aus:

„Sagen Sie nichts. Ich bitte alles ab. Ich bitte um Verzeihung!“

Frau Tobler ſtreifte den jungen Mann mit einem Blick der Verachtung, ſie ſagte: „Das iſt ſchon geſcheiter“ und ging weg.

„Ich habe die höchſte Zeit gehabt. Dort unten kommt Tobler!“ dachte Joſeph, und in der Tat kam eben der Chef, heute unerwarteterweiſe früher als ſonſt, nach Hauſe.

Nach einer Viertelſtunde ſchon, von allem, was geſchehen war, peinlich genau unterrichtet, ſagte Herr Tobler zu Joſeph:

„Sie fangen wohl an, meine Frau ſchlecht zu behandeln? Was?“

Weiter ſagte er nichts. Seiner Frau hatte er, als deren Klagen nicht aufhören wollten, zugerufen, ſie ſolle ihm „weggehn mit ſo dummen Sachen.“

Tatſächlich hatte der Ingenieur jetzt wichtigere Dinge zu bedenken.

Am Abend dieſes Tages war das Turmzimmer wieder einmal der ſtille, von einer Lampe erleuchtete Schauplatz eines laut vor ſich hergeſprochenen Selbſtgeſpräches. Joſeph, indem er ſich Rock und Weſte auszog, ſagte folgendes zu ſich:

„Ich muß mich beſſer zuſammennehmen, das geht nicht mehr ſo. Was hat mich nur antreiben können, dieſer Frau Tobler Grobheiten zu ſagen? Achte und nehme ich ſo ſehr wichtig, was aus dem Mund einer ſolchen Dame herauskommt? Und inzwiſchen muß ſich der arme Herr Tobler auf Geſchäftsreiſen abplagen, und ſein Herr Angeſtellter treibt in Gartenhäuſern, neben einer Taſſe Kaffee, ſolchen Gefühlsunſinn. Solche Frauengeſchichten! Was geht es mich denn an, wenn Frau Tobler an dieſem Wirſich manches Gute zu rühmen weiß? Das iſt doch ſo einfach. Dieſer bleiche Ritter mit der Armeſündermiene hat ihrem Weibergemüt Ein-

druck gemacht. Muß mich das aufregen? Wieſo denn? Statt ſtündlich und halbſtündlich an die techniſchen Unternehmungen zu denken, laſſe ich es mir angelegen ſein, eine Frau von meinem Charakter zu überzeugen. Von was? Aha, Charakter! Als ob es nötig wäre, daß ein Ingenieur-Angeſtellter Charakter hat. Ich habe eben immer nur die dümmſten Dinge in einem Kopf, der ſich zu einem wirklich nutzbringenden und geſchäfteſördernden Nachdenken verpflichtet finden ſollte. Habe ich ſo wenig Pflichtgefühl? Ich eſſe hier Brot und trinke Kaffee und verbinde mit dieſen hübſchen Vorteilen und Nutznießungen eine in der Tat unpaſſende Sehnſucht nach ſchädlicher Gedankenloſigkeit. Und dann halte ich halbſtündige Reden vor einer erſchrockenen und verwunderten Frau, um ihr zu zeigen, daß ſie mich erboſt hat. Was nützt das Herrn Tobler? Wird dadurch ſeine finanziell ſchwierige Lage leichter? Haben ſich dadurch die an den Mann zu bringenden Geſchäfte von der Lähmung, die gegenwärtig an ihnen haftet, erholt? Ich bewohne hier eines der ausſichtsfreiſten und ſchönſtgelegenen Zimmer der Welt. See und Gebirge und Wieſenlandſchaft ſind mir als Gratiszulage vor die Blicke und Füße gelegt worden, und womit rechtfertige ich ein ſolches verſchwenderiſches Entgegenkommen? Durch

„Kopfloſigkeit“! Was geht mich der Wirſich an ſamt ſeinen nächtlichen Weiberbeſuchen? Etwas viel Wichtigeres geht mich viel näher an, und das iſt die Firma, deren Schild ich auf meiner Stirne trage, deren Intereſſen ich im Kopf und im Herzen tragen ſollte. Im Herzen? Warum nicht? Das Herz muß bei einer Sache ſein, wenn die Finger und die Gedanken richtig ſollen arbeiten können. Am Herzen liegen! Nicht umſonſt ſagen die Leute ſo.“

Er zergrübelte ſich lange darüber den Kopf, was man wohl jetzt noch tun könnte, um der Reklame-Uhr ſtramm auf die Beine zu helfen, über welchem „geſchäftlichen Nachdenken“ er endlich einſchlief.

Mitten in der Nacht erwachte er plötzlich. Er richtete ſich in den Kiſſen auf! Ah, das war Silvis Geſchrei! Er ſtund auf, ging zur Türe, öffnete ſie und horchte, und da hörte er die Töne einer widerwärtigen Szene. Es war Paulines Stimme, die jetzt rief:

„Biſt wieder zu faul geweſen, aufzuſtehen und dich aufs Töpfchen zu ſetzen, du wüſtes Geſchöpf?“ Silvi wimmerte und ſuchte ſich mit abgebrochenen Worten zu rechtfertigen, was ihr aber nicht gelingen mochte, denn zur Antwort auf ihre jämmerlichen Entgegnungen gab ihr die Magd Hiebe, daß es klatſchte wie naſſe Wäſche.

Joſeph kleidete ſich an, ging die Treppe hinunter, in das Schlafzimmer der Kleinen, und machte Pauline milde Vorwürfe. Dieſe aber rief, er habe ſich gar nicht einzumiſchen, ſie wiſſe, was ſie zu tun habe, und er ſolle nur machen, daß er fortkomme, worauf ſie die Silvi, wie um zu zeigen, welche Autorität ſie im Kinderzimmer habe, an den Haaren riß und ihr befahl, ſich wieder ins Bett zu legen, und zwar, zur Strafe, in das durchnäßte.

Der Gehülfe entfernte ſich wieder, ſcheinbar demütig das Regiment der Zuchtmeiſterin anerkennend. „Morgen oder übermorgen oder wann es ſei," dachte er, indem er ſich von neuem ſchlafen legte, „muß ich der Frau Tobler eine zweite Rede halten. Mag es lächerlich ſein. Es nimmt mich doch wunder, ob ſie ein Herz hat. Als Angeſtellter des Hauſes Tobler bin ich verpflichtet, ein Wort für die Silvi einzulegen, denn Silvi iſt auch ein Glied dieſes Hauſes, deſſen Intereſſen ich zu vertreten habe."

Am nächſten Sonntag eilte er per Bahn nach der Hauptſtadt, nachdem er ein Fünfmarkſtück wie gewohnt in Empfang genommen hatte. Es war ſchönes, heißes Wetter, und die Eiſenbahnfahrt ging den blauleuchtenden See entlang. Schon beim Ausſteigen aus dem Wagen kam ihm die früher ſo

wohlbekannte Stadt ganz fremdartig vor. Wie doch eine verhältnismäßig nur kurze Abweſenheit einen Ort umgeſtalten und ganz anders färben konnte; er hätte das nie für möglich gehalten. Es kam ihm alles ſo klein vor. Am Quai, längs des Seeufers ſpazierten im grellen Mittagsſonnenſchein eine Menge Menſchen. Was für ganz fremde Geſichter! Und ſo arm erſchienen Joſeph alle dieſe Menſchen. Freilich waren es ja Leute aus dem dürftigen, arbeitenden Volk, keine Herren und Damen, aber etwas Kümmerliches, das nichts mit der Dürftigkeit der wirtſchaftlichen Armut zu tun hatte, wob ſich um dieſes ganze, helle Spaziergängerbild. Es war nichts anderes als die Fremdheit, die Ungewohntheit, die ihm entgegenblendete, und er fühlte es auch und ſagte ſich, daß, wenn einer bereits ſeit Wochen in der Toblerſchen Villa lebe, er nicht nötig habe, ſich über den Anblick eines Städtebildes und deſſen Entfremdung zu verwundern. Bei Toblers gäbe es eben dickere, rötere Geſichter und feſtere Hände und ein gewichtigeres Auftreten, als wie man es hier in der leichten Stadt ſähe, wo die Menſchen nur zu bald mager und unſcheinbar von Ausſehen werden. Das Kleine und Enge ſei immer eine ziemlich große und bedeutende Welt für ſich, ſobald man eine Zeitlang in nichts anderes mehr hineingeſchaut

habe, während gerade umgekehrt das Weite und wirklich Bedeutende anfangs klein und unanſehnlich erſcheine, weil es gar zu verbreitet, ausgedehnt und luftig ſei. Im Toblerſchen Haus herrſche eben von Anfang an eine gewiſſe kleine Dicke und Fülle, und die habe ſtets viel auf ſich und beſtricke ſogleich, wogegen die Freiheit und die Weitſchweifigkeit mit ihren breiten und auseinandergezogenen Rundſichten ſcheinbar erkälten, weil ſie nach nichts Feſtem ausſchauen. Das wirklich Wohltuende ſei immer ſo beſcheiden von Anſehen, während wiederum das Toblerſche oder Tyranniſche manches Gemütliche und Herzliche an ſich habe, das einem aus Turmzimmern und dergleichen verlockend und vielverſprechend entgegenkomme. Das irgendwo Gefeſſelt- und Gebundenſein ſei zuweilen wärmer und reicher voll zärtlicher Heimlichkeiten als die offene, Tür und Fenſter der ganzen Welt offenſtehen-laſſende Freiheit, in deren hellen Räumen den Menſchen oft nur zu bald grimmige Kälte oder drückende Hitze anfahre, aber die Freiheit, die er, Joſeph, meine, du liebe Zeit, das ſei doch am Ende das Schicklichſte und Schönſte und enthalte unſterblichen Zauber. —

Bald kam ihm denn auch das Bild ſtädtiſchen Sonntaglebens nicht mehr ſo fremdartig und flüchtig und rauhbeinig vor, und je weiter er ging, um ſo

vertrauter den Augen und dem Herzen wurde ihm alles. Er ließ ſeine Augen mitten unter die vielen Spaziergänger ſpazieren gehen, mit ſeiner an die Toblerſche Küche gewöhnten Naſe zog er wieder die Düfte der Stadt und des Stadttreibens ein, ſeine Beine marſchierten wieder ganz munter auf ſtädtiſchem Boden, als ob ſie nie auf Landerde getreten wären.

Wie hell doch die Sonne ſchien, und wie beſcheiden die Menſchen ſich hin- und herbewegten. Wie hübſch das war, daß man ſich unter das Treiben, Stehen, Gehen und Hin- und Herpendeln verlieren konnte. Wie hoch der Himmel war, und wie das Sonnenlicht es ſich auf allen Gegenſtänden, Körpern und Bewegungen bequem machte, und wie leicht und fröhlich der Schatten dazwiſchenhuſchte. Die Wellen des Sees ſchlugen gar nicht ſtürmiſch an die ſteinernen Dämme an. Es war alles ſo mild, ſo bedeckt, ſo leicht und hübſch, es war ebenſo groß wie klein geworden, ebenſo nah wie fern, ebenſo weit wie fein und ebenſo zart wie bedeutend. Es ſchien bald alles, was Joſeph ſah, ein natürlicher, ſtiller, gütiger Traum geworden zu ſein, nicht ein gar ſo ſehr ſchöner, nein, ein beſcheidener, und doch ein ſo ſchöner. —

Unter den Bäumen eines kleinen Parkes oder Anlage ruhten Menſchen auf Bänken. Wie oft

hatte Joſeph die eine oder die andere von dieſen Bänken in Anſpruch genommen, damals, als er in der Stadt gewohnt hatte. Er ſetzte ſich auch jetzt, und zwar neben ein hübſch ausſehendes Mädchen. Es ergab ſich in einem durch den Gehülfen eingeleitenen Geſpräch, daß ſie Münchnerin ſei, die hier in der ihr gänzlich fremden Stadt auf Arbeit lauere. Sie erſchien arm und unglücklich, aber ſchon ſo manches Mal hatte er arme und wehmütige Menſchen auf dieſen Bänken angetroffen und angeredet. Die beiden ſprachen einiges, dann erhob ſich die Münchnerin plötzlich, um davonzugehen. Ob Joſeph ihr mit einer Kleinigkeit an Geld helfen könne? Nein, nein, ſagte ſie, nahm dann aber doch etwas an und verabſchiedete ſich.

Was ſaßen auf ſolchen öffentlichen Ruhebänken nicht für verſchiedenartige Menſchen. Joſeph fing an, ſie der Reihe nach im Kreis herum zu betrachten. Jener junge, einzelne Menſch dort, der mit ſeinem Spazierſtock Figuren in den Sand der Erde zeichnete, was konnte er ſein, was in aller Welt, wenn nicht ein Buchhandlungsgehilfe? Vielleicht täuſchte man ſich, nun ja, ſo war er eben einer jener zahlreichen Warenhauskommis, die Sonntags jeweilen irgend etwas „vor“ haben. Und dieſes Mädchen da vis-à-vis, war ſie eine Kokotte oder eine An-

ſtandsdame oder ein artiges, zimperliches, den Erfahrungen, die die Welt mit beiden, reichen, warmen Armen den Menſchen, einem wundervollen Blumenſtrauß ähnlich, darbietet, abholdes Zierpflänzchen und -Püppchen? Oder konnte ſie zweierlei oder gar dreierlei Gattung auf einmal ſein? Möglich, denn das war ja auch ſchon vorgekommen. Das Leben ließ ſich nicht ſo leicht in Kaſten und Ordnungen abteilen. Und dort der alte, zerfallene Mann mit dem zerzauſten Bart, was war er, woher kam er gerade, welchen Berufes und Zeichens durfte man annehmen, daß er etwa ſei? War er ein Bettler? Gehörte er zu den undefinierbaren Geſellen, die während der Woche in der famoſen Schreibſtube für Stellenloſe ſitzen, wo ſie ein paar Mark im Tagelohn oder Wochenlohn verdienen? Was war er früher geweſen? Trug er einen eleganten Anzug einſt nebſt dito Stock und Handſchuhen? Ah, das Leben machte bitter, aber es konnte auch froh und innig demütig machen, und dankbar fürs Wenige, für das bißchen ſüße, freie Luft zum Einatmen. — Und was war das dort links für ein feines, ja ſogar, wie es ſchien, vornehmes Liebes- oder Brautpaar? Waren es reiſende und alle vorhandene Welt im Flug genießende Engländer oder Amerikaner? Die Dame trug eine zierliche Feder auf

dem kleinen, ihr wie von irgendher angeflogenen Hut, und der Herr lachte, er ſchien ſehr glücklich, nein, beide! Daß ſie doch nur immer lachten, es war ja ſo ſchön, zu lachen und ſich zu freuen.

Dieſer ſchöne, liebe, lange Sommer! Joſeph erhob ſich und ging langſam weiter, durch eine reiche, elegante, aber ſtille Straße. An Sonntagen, ja, da ſaßen eben die reichen Leute zu Hauſe, die ließen ſich heute recht ſpärlich ſehen; auf die Straße zu gehen, das mochte an dieſem Tage nicht fein genug ſein. Alle Magazine waren geſchloſſen. Einzelnes, verſtreutes Volk pendelte und wackelte daher, oft recht unſchön anzuſchauende Männer und Frauen. Welche Demut in ſolch einem verzettelten Spaziergängerbildnis war. Wie bitterlich arm ein Menſchenſonntag auftreten konnte. „Demütig werden," dachte der Gehülfe, „wie iſt das für ſo Manchen der letzte Lebenszufluchtsort." —

Und er kam allmählich durch neue und andere Straßen.

Wie viele Straßen! Das dehnte ſich in die Ebene hinaus, Haus an Haus, und die Hügel hinauf, und den Kanälen entlang, lauter größere und kleinere Steinblöcke, ausgehauen mit Wohnungen für reichere und ärmere Menſchen. Hin und wieder kam eine Kirche, eine ſteife, glatte, neue, oder eine

eindrucksvolle, ruhig daſtehende alte mit Efeu am zerbröckelnden Gemäuer. Joſeph ging an einem Polizeigebäude vorüber, aus deſſen Lokalen einem ihm eines Tages vor Jahren der Schrei eines gemißhandelten Menſchen entgegentönte, den man geknebelt hielt und mit Stockſchlägen zu bändigen verſucht hatte.

Es ging jetzt über eine Brücke, die Straßen erſchienen nach und nach unregelmäßiger und loſer, die Gegend, durch die er ging, bekam etwas Dörfliches. Katzen lagen vor den Haustüren, und die Häuſer waren von kleinen Gärten umſäumt. Die Abendſonne legte ſich gelblich-rot auf die hohen Hauswände und auf die Bäume in den Gärten und auf die Geſichter und Hände der Menſchen. Man war in der Vorſtadt.

Joſeph trat in eines der neuen Häuſer, die dieſer noch beinahe ländlichen Gegend ein ſo merkwürdiges Ausſehen gaben, ſtieg die Treppen empor, in die dritte Etage, blieb dort ſtehen, atmete ſich anſtandshalber aus, putzte ſich ein wenig den Staub ab und klingelte dann. Die Türe wurde aufgetan, und die Frau, die in der Öffnung erſchien, ſtieß, wie ſie den Gehülfen erblickte, einen leiſen Überraſchungsſchrei aus:

„Sie ſind es, Joſeph? Sie ſind es? — Kommen Sie.“

Die Frau, indem ſie ihm die Hand reichte, zog Joſeph in ihr Zimmer hinein. Dort ſchaute ſie ihm ziemlich lange in die Augen, nahm dem etwas ſteif Daſtehenden den Hut vom Kopf, lächelte und ſagte:

„Wie lange haben wir uns nicht geſehen. Setzen Sie ſich.“

Einen Augenblick ſpäter ſagte ſie:

„Komm, Joſeph, komm. Setz dich hierher, ans Fenſter. Und dann erzähle mir. Du mußt mir ſagen, wie du ſo lange haſt leben können, ohne mir ein einziges Sterbenswörtchen zu ſchreiben, und ohne mich ein einziges Mal aufzuſuchen. Trinkſt du? Sage es nur ruhig. Ich habe noch einen Reſt Wein in der Flaſche.“

Sie zog ihn zu ſich ans Fenſter, und er fing an, ihr vonder Elaſtiquefabrik, von den engliſchen Pfund, von der Militärdienſtzeit und von der Firma Tobler zu erzählen. Unten auf der vorſtädtiſchen Wieſe ſpielten und lärmten eine Anzahl Kinder im Abendſonnenſchein. Ein oder das andere Mal pfiff eine nahe Lokomotive, oder man konnte einen Betrunkenen ſingen und johlen hören, einer von jenen Geſellen, die den Sonntagabend mit wüſten, ſozuſagen brandroten Tönen zu heulen und zu charakteriſieren pflegen.

Name und Geſchichte der Frau, die jetzt ihrem jungen Bekannten zuhörte, ſind ſehr einfach.

Sie hieß Klara und war die Tochter eines Zimmermanns. Zufälligerweiſe ſtammte ſie aus derſelben Gegend wie Tobler und kannte daher deſſen Jugend ſo ziemlich. Sie war ſtreng katholiſch erzogen worden, aber von der Zeit an, da ſie in's Leben trat, veränderten ſich ihre Weltanſchauungen völlig, ſie ergab ſich der Lektüre freiſinniger Schriftſteller, wie Heine und Börne. Sie arbeitete in einem Photographengeſchäft, zuerſt als Retoucheuſe, dann als Empfangsdame und Buchführerin; der Chef des Geſchäftes verliebte ſich in ſie, und ſie gab ſich ihm, nicht ohne an die Folgen einer ſolchen zwangloſen Hingebung zu denken, ja dieſelben mit feſter und freier Stirn gewärtigend, hin und war ſehr glücklich. Sie bewohnte noch immer das väterliche Haus, eine jüngere Schweſter von ihr war inzwiſchen an der Auszehrung geſtorben. Nach dem Geſchäft fuhr ſie täglich hin, und zurück in ihr Haus, mit der Eiſenbahn, ein und eine Viertelſtunde lang. Zu jener Zeit empfing ſie zum erſten Mal Joſephs Beſuche. Sie fand einiges Gefallen an dem jungen, damals kaum zwanzig Jahre alten Menſchen und liebte es, ſeine Ergüſſe, die von jugendlich-unreifer Art waren, anzuhören.

Es war damals eine ſonderbare Welt und Zeit geweſen. Unter dem Namen „Sozialismus“ hatte ſich, einer üppigen Schlingpflanze ähnlich, eine zugleich befremdende und anheimelnde Idee in die Köpfe und um die Körper der Menſchen, alte und erfahrene nicht ausgenommen, geworfen, dermaßen, daß, was nur Dichter und Schriftſteller hieß, und was nur jung und raſch bei der Hand und beim Entſchluß war, ſich mit dieſer Idee beſchäftigte. Zeitungen ſolchen Schwunges und Charakters ſchoſſen wie brennendfarbige, mit Düften hinreißende Blumen aus dem Dunkel der Unternehmungsgeiſter heraus an die erſtaunte und erfreute Öffentlichkeit. Die Arbeiter und ihre Intereſſen nahm man damals allgemein mehr geräuſchvoll als ernſt. Es wurden häufig Umzüge veranſtaltet, an deren Spitze auch Frauen ſchritten, blutigrote oder ſchwarze Fahnen hoch in der Luft daherſchwenkend. Was nur immer mit den Verhältniſſen und Ordnungen der Welt unzufrieden war, ſchloß ſich dieſer leidenſchaftlichen Gedanken- und Gefühlsbewegung hoffnungsvoll und zufrieden an, und was die Abenteuerluſt einer gewiſſen Sorte von Schreiern, Krakehlmachern und Schwätzern vermochte, die Bewegung einesteils prahleriſch hochzuheben und anderteils in die Gemeinheit des Tages herabzuziehen, das bemerkten die Feinde

dieſes „Gedankens“ mit einer Art vergnüglichem Hohnlächeln. Die ganze Welt, Europa und die übrigen Erdteile, ſo hieß es damals unter den jungen und halbreifen Geiſtern, verbände und vereinige dieſe Idee zu einer fröhlichen Menſchenverſammlung, aber nur wer arbeite, ſei berechtigt, uſw.

Joſeph und Klara waren damals ganz und gar von dieſem vielleicht edlen und ſchönen Feuer ergriffen worden, das nach ihrer beiderſeitigen Meinung kein Waſſerſtrahl und keine üble Nachrede auszulöſchen vermochte, und das ſich, einem rötlichen Himmel ähnlich, über die ganze runde rollende Erde erſtreckte. Sie liebten beide, wie es damals Mode war, die „Menſchheit“.

Sie ſaßen oft ſtundenlang, bis in die ſpäteſte Nacht hinein, in der Stube, die Klara in dem kleinen Hauſe ihres Vaters bewohnte, und unterhielten ſich über die Wiſſenſchaften und über herzliche Dinge, wobei Joſeph, ſo ſchüchtern er ſonſt auch im Umgang mit Menſchen war, immer das meiſte redete, wie es ſich auch ziemte, da ihm die Freundin wie eine erhabene Lehrerin vorkam, der gegenüber er ſeine Gedanken wie mehr oder weniger gut einſtudierte Schulaufgaben zu äußern und aufzuzählen hatte. Wie ſchön waren dieſe Abende. Jedesmal, wenn er dann nach Hauſe ging, leuchtete ihm die

Frau, die damals noch Mädchen war, mit einem Licht die Treppe hinunter und ſagte ihm mit ihrer ſanften Stimme adieu und auf Wiederſehen. Wie ihre Augen leuchteten wenn er ſich zurückbog, um ſie zu guter Letzt noch einmal anzuſchauen.

Dann bekam Klara ein Kind und wurde eine „freie Frau", das heißt, ſie fühlte ſich ſehr bald in der härteſten Weiſe durch ihren Freund, den Photographen, verraten und infolgedeſſen aufs tiefſte degoutiert, ſo daß ſie ihm eines Abends, ſie ſelber lebte in den ärmlichſten Umſtänden, einfach die Türe zeigte und zu ihm nur das eine, kurze, befehlende Wort ſagte: „Geh!" — Er war ihrer unwürdig! Sie mußte ſich das tapfer ſagen, oder ſie mußte verzweifeln. Aber von da an liebte ſie nicht mehr die „Menſchheit", ſondern ſie betete ihr Kind an.

Sie ſchlug ſich durch, ſie war mutig und war von jeher ans Zugreifen in die Arbeit gewöhnt geweſen. Bald hatte ſie ſich einen eigenen Photographenapparaten angeſchafft und eine Dunkelkammer eingerichtet, und während ſie die Herrlichkeiten der Erziehung und Pflege eines kleinen Kindes, die Mühen derſelben, die Freuden, die Sorgen um dies alles empfand, photographierte ſie auf Poſtkarten und verkehrte mit Händlern und Groſſiſten

wie der geriebenſte Geſchäftemacher. Sie ſchloß ſich einer Freundin aus der Jugendzeit, die ein ähnliches Geſchick wie ſie ſelber zu koſten bekommen hatte, häuslich an und lebte mit ihr in ein und derſelben Wohnung. Es war eine Frau Wenger, eine intelligente aber ungebildete Frau, ein „guter Kerl“, wie Klara von ihr ſagte. Der Mann dieſer Frau war Mitglied oder Soldat der Heilsarmee, obgleich er ein durchaus an Verſtand und Gemüt geradegebauter Menſch, und durchaus kein religiöſer Schwärmer war. Zu den Schwärmern war er einfach aus praktiſchen Gründen übergetreten. „Tritt du nur dort ruhig ein, Hans, du verlernſt dort am beſten das Trinken,“ hatte die eigene Frau zu ihm geſagt. Ihr Hans „trank“ nämlich.

In dieſer Zwei-Frauen-Wohnung fand ſich Joſeph als ein gerngelittener Gaſt häufig ein. Etwas zu eſſen und zu trinken mochte es da immer geben, eine Taſſe Milch oder ein Glas Tee, und fidel, wenn auch in den Schranken der Zartheit, die immer um Frauen von Lebenserfahrung gezogen ſind, ging es zu. Man lachte und meinte, jetzt dürfe man lachen, da man ein Stück Welt hinter ſich habe. Klaras Knabe und deſſen Eigenſchaften wurden beſprochen. O man hatte nun ſchon vielerlei erfahren. Auch Joſeph ſprach kein Wort mehr von

der „Menſchheit“. Das war längſt vorüber. Je ſchwerer es einem wurde, ein „rechter Menſch“ zu werden, deſto weniger mochte man große Worte in den Mund nehmen, und ſchwer war es, „recht“ zu bleiben, das empfand man jeden Tag deutlicher.

Nach und nach kam Joſeph ſpärlicher, und dann geſchah es, daß er ſich ein ganzes Jahr nicht mehr blicken ließ. Ein Tages erhielt Klara dann plötzlich einen wunderlich kurzen Brief, ob er ſie wieder beſuchen dürfe? Sie hieß ihn willkommen, und ſo ein paar Male, nach wiederholten, langen Abſenzen, immer wieder.

Und nun ſaß er da am Fenſter, und ſie lauſchte dem, was er erzählte.

Auch Klara erzählte, unter anderem, daß ſie ſich bald ehelich verheiraten werde. Das Kind müſſe einen Vater haben, und ſie ſelber bedürfe einer Mannesſtütze, ſie ſei jetzt öfters unwohl und unfähig, das Erwerbsleben, das ſie ſo lange geführt habe, zu ertragen. Sie ſei zu ſchwach geworden, ſo allein und ungeliebt zu leben, ſie ſehne ſich darnach, die Müdigkeit, die ihre ganze Seele beherrſche, von einer Hand und von einem guten, offenen Willen geſtreichelt und geliebkoſt zu ſehen. Sie ſei nur eine Frau, und nur eine hoffende Frau. Der Mann, den ſie erwählt habe, habe ſich einfach von

ihr bereden, rühren und erwählen laſſen, das Ganze ſei eine zu einfache Geſchichte, als daß ſie lange erzählt zu werden brauche. „Er“ liebe ſie und begehre, begehre und begehre nur, ſie glücklich zu machen. Ob das nicht das Einfachſte von der Welt ſei? Und was Joſeph, den ſie nun ſchon ſo lange kenne, zu dem allem ſage? Er ſolle ſchweigen, denn ſie wiſſe, daß er jetzt nur eine Artigkeit habe auf die Lippen legen wollen, ſie kenne ihn, das genüge.

Sie gab ihm lächelnd die Hand.

All das Vergangene, ſprach ſie weiter, all das ſchöne Vergangene! Wie gut es geweſen ſei, all das Vorübergegangene, und wie „recht“. Und die manigfaltigen Irrtümer: wie recht. Und das Gedankenloſe, wie notwendig! Jung ſein, das irre, das müſſe ohne Gedankentiefe reden und handeln, damit es ein Vorwärts gebe. Nach den Erfahrungen kämen immer noch Gedanken und Empfindungen genug, und ein langes Leben erdrücke nachher das Jugendleben.

Und ſie ſprachen beide von der Vergangenheit, indem ſie einander die Worte und Ausrufe aus dem Mund wegnahmen, um ſie gutzuheißen und nachzuſagen.

Es gibt bei einem ſolchen Wiederfinden keine Widerſprüche, es will keine geben. Eines ſagt dem andern die Erinnerungen nachdenklich und freund-

lich nach, die Lippen ſprechen ineinander, die geſprochenen Worte finden nur Beifall und Widerhall, keine Einwendungen; und Auseinanderſetzungen finden, man möchte ſagen, nur im muſikaliſchen Sinne ſtatt.

Ja, das Vergangene kam über ſie, und rauſchte um ſie herum, und machte ſie die Welt rückwärts, gleichſam treppab, überſchauen. Sie brauchten ihre Gedächtniſſe gar nicht zu zwingen, dieſelben bogen von ſelber ihre feinen Arme und Schlingen nach den Gegenden des Erinnernswerten, um es ſpürbar näher zu bringen und zu tragen.

„Wie oft bin ich launiſch und ungroßherzig geweſen," ſagte Joſeph bedauernd. Und Klara erwiderte, er ſei doch der einzige, der immer wieder zu ihr komme:

„Du machſt lange Pauſen, aber du kommſt immer wieder. Du liebſt es, dich ſelten zu machen, aber man hat während der Pauſe das Gefühl, du denkeſt an einen. Und eines Tages biſt du dann da, und man wundert ſich darüber, wie wenig du dich verändert, wie vortrefflich du es verſtanden haſt, der Alte zu bleiben. Und man ſpricht mit dir, als ſeieſt du bloß in den nächſt-beſten Bäckerladen getreten, habeſt kein jahrelanges Loch in die Freundſchaft gemacht, wie es doch jedesmal mit dir

Flüchtling der Fall ist, seiest immer um einen herum gewesen. Andere Männer, Joseph, wissen für immer wegzubleiben, das Leben wirft sie in neue Richtungen, und sie kehren nie wieder an den alten Freundschaftsplatz zurück. Dich vernachlässigt ein bißchen das Leben, hörst du, und deshalb kannst du so schön deinen eigenen Neigungen treu bleiben. Ich will dich weder verletzen noch preisen, beides wäre unwahr, und wir beide, nicht wahr, sind bis jetzt immer noch ganz gut mit der Eindeutigkeit gefahren. Was du mir bist und was ich dir bin, bleiben wir uns!"

Es war Nacht geworden über den Gesprächen. Sie verabschiedeten sich.

„Kommst du bald wieder?"

Joseph sagte, indem er den Hut aufsetzte, es sei ja, da er doch, wie sie sage, immer der Alte bleibe, gleichgültig, ob er in Jahrzehnten oder in vier Tagen wiederkomme.

Sie schieden infolge dieses Wortes kalt voneinander.

Du bist jetzt, Herr Angestellter, oder wie du sonst gern genannt sein willst, wieder in der Villa Tobler, merke dir das, und die Reklame-Uhr schießt dir als ein flügelschlagender Vogel über den etwas

poetiſch, wie es ſcheint, veranlagten Kopf. Der weichliche Sonntag iſt vorüber, und der harte, robuſte Werktag hat dich ſoeben wieder angepackt, und da wirſt du dich in die Bruſt werfen müſſen, wenn du ſeinem kraftvollen Willen einigermaßen Stand halten willſt. Bleibe nur ruhig der „Alte“, wie deine Freundin Klara ſich ausdrückte, das wird weniger ſchaden, als wenn du dir plötzlich einreden wollteſt, ein vollkommen „Neuer“ zu werden. So von einem Tag auf den andern wird man kein Neuer, auch das ſchreibe dir, wenn es dir beliebt, nur gleich hinter die Ohren. Wenn aber einen „das Leben vernachläſſigt“, auch ſo ein Frauenſprüchlein, und wie es ſcheint, ein zutreffendes, ſo muß man gegen dieſe in der Tat unwürdige Vernachläſſigung ankämpfen, hörſt du, und nicht am heiterhellen Tag und an Abenden voll wehmütigen Sonnenuntergangſcheines mit alten Freundinnen über das „Vergangene“ reden. Man wird ſo etwas jetzt gefälligſt bleiben laſſen müſſen. Dagegen wird man ſich ſeiner Pflichten zu erinnern haben, da Sonntage und Sonntagsausflüge zufälligerweiſe nicht ewig andauern, und wird müſſen zugeben, daß dieſe Pflichten bislang von einem gewiſſen Gehülfen auch ſo ein wenig „vernachläſſigt“ worden ſind, gerade wie das Leben es mit dieſem Herrn

ſelber bis jetzt getan hat. Und die „Kopfloſigkeit“? Iſt ſie nun endgültig beſeitigt worden? So ſchnell füllen ſich Köpfe nicht an, das muß erarbeitet werden. Dulde du nur keine Trägheit in dir, und ſo wird, meint man, nach und nach ſchon etwas in deinen Kopf kommen. Die Reklame-Uhr liegt am Boden und jammert nach flüſſigen Kapitalien. Nun alſo, gehe auf ſie zu, ſtütze ſie, damit ſie ſich wieder langſam, Glied für Glied, erheben und ſich in der Meinung und im Urteil der Menſchen ein für allemal befeſtigen kann. Eine deines Geiſtes, wenn du willſt, würdige und nutzbringende Aufgabe. Sorge du nur auch dafür, daß aus dem Schützenautomaten bald Patronen herausfallen, zaudere nicht ſo lange, zieh energiſch am Hebel, die Maſchine, die von Herrn Tobler, deinem Herrn und Meiſter, ſo ingeniös erdacht und ausgeführt worden iſt, wird ſich dann ſchon in Bewegung ſetzen. Keine Gefühle jetzt. Man ſpaziert nicht immer, man leiſtet auch einmal etwas, und man wird ſich auch gelegentlich, aber nicht erſt in Wochen, ſondern ſo raſch wie möglich, die Bohrmaſchine näher anſehen müſſen, damit man mit allem, was das Geſchäft Tobler betrifft, Beſcheid weiß. Eine nur zu beſcheidene Pflicht für denſelben jungen Mann, der der Frau Tobler, was er ſo ſehr ſchätzt, helfen

darf, im Garten Wäſche aufzuhängen. Man muß auch die verborgenen Dinge bedenken, auf die kommt es an in einem Ingenieurbureau. Zum Waſchſeilſpannen, mein Herr Gartenbeſpritzer und -Bewäſſerer, hat man Sie nicht hier hinauf auf den grünen Hügel berufen. Sie ſpritzen mit Vorliebe den Garten, nicht wahr? Schämen Sie ſich! Und haben Sie auch ſchon nur ein einziges Mal an den patentierten Krankenſtuhl gedacht? Nicht? Gott im Himmel, ein ſolcher Angeſtellter. Sie verdienen, vom „Leben vernachläſſigt“ zu werden. —

Das ungefähr waren Joſephs eigene Gedanken, als er am Montag Morgen früh im Bett erwachte. Er ſtund auf, ſchickte ſich an, das Nachthemd mit dem Taghemd zu wechſeln, wobei er aber eine gute Minute im Anblick ſeiner Beine verſunken blieb. Nachdem die Beine ſtudiert waren, wurden die nackten Arme einer Prüfung unterworfen. Joſeph ſtellte ſich vor den Spiegel und fand es ſehr intereſſant, ſich hin und her zu drehen und ſeinen Körper zu betrachten. Ein guter, ordentlicher Körper, und geſund, fähig, Anſtrengungen und Entbehrungen zu ertragen. Mit einem ſolchen Leib ausgeſtattet mußte es eine wahre Sünde ſein, länger als für das Ruhen notwendig im Bett liegen zu bleiben. Ein Karrenſchieber konnte keine

geſunderen, feſter gebauten Glieder haben. Er zog ſich an.

Und zwar ſehr langſam. Es war ja noch Zeit, und auf ein paar Minuten konnte es nicht ankommen. Zwar war Tobler in dieſem Punkt anderer Meinung, wie Joſeph bereits tüchtig erfahren hatte, aber Tobler ſelber, der montagete heute. Unter montagen verſtund man das länger als ſonſt ausgeſtreckt im Bett Liegen-Bleiben, das ſich ein bißchen mehr als alle andern Wochentage Wohlſeinlaſſen und Gehenlaſſen, und gerade Tobler, der war ja der Richtige in dieſen Montagdingen, der würde heute ſowieſo erſt um halb elf Uhr unten im Bereiche der techniſchen Löſungen und Probleme erſcheinen.

Die Haare ſchienen heute früh außerordentlich ſchwer zu bürſten und zu kämmen zu ſein. Die Zahnbürſte erinnerte an vergangene Zeiten. Die Seife, womit man die Hände waſchen ſollte, glitt aus, fuhr unters Bett, und man mußte ſich bücken und ſie aus dem hinterſten Winkel hervorziehen. Der Kragen war zu hoch und zu eng, obgleich er doch geſtern prächtig gepaßt hatte. Welche wunderbaren Dinge. Und wie langweilig das alles war.

An einem andern Ort und zu einer andern Stunde wäre das alles vielleicht niedlich, belehrend,

nett, fein, amüſant, ja entzückend geweſen. Joſeph erinnerte ſich gewiſſer Zeiten in ſeinem Leben, wo ihn der Ankauf einer neuen Krawatte oder eines ſteifen, engliſchen Hutes in ſeeliſche Aufregung verſetzen konnte. Vor einem halben Jahr hatte er eine ſolche Hutgeſchichte erlebt. Es war ein halbhoher, ganz guter, normaler Hut, wie ihn die „beſſern“ Herren zu tragen pflegten. Er aber traute dem Hut nichts Gutes zu. Er ſetzte ſich ihn tauſendmal auf den Kopf, vor dem Spiegel, um ihn dann endlich auf den Tiſch zu legen. Dann ging er drei Schritte weg von dem niedlichen Ungetüm und beobachtete ihn, wie ein Vorpoſten den Feind beobachtet. Es war nichts an ihm auszuſetzen. Hierauf hängte er ihn an den Nagel, auch da erſchien er ganz harmlos. Er verſuchte es wieder mit dem Kopf, entſetzlich! Es ſchien ihn von unten bis oben zerſpalten zu wollen. Er hatte das Gefühl, als ob ſeine Perſönlichkeit eine benebelte, geſalzene, halbierte geworden ſei. Er trat auf die Straße: er ſchwankte wie ein ſchnöder Betrunkener, er fühlte ſich wie verloren. Er trat in eine Erfriſchungshalle, legte den Hut ab: gerettet! — Ja, das war eine Hutgeſchichte geweſen. Auch Kragengeſchichten, Mäntelgeſchichten und Schuhgeſchichten kamen in ſeinem Leben vor.

Er verfügte ſich ins Wohnzimmer hinunter, um zu frühſtücken. Er aß unbändig, geradezu unanſtändig. Es befand ſich übrigens niemand am Tiſch, aber trotzdem! Gerade dann! Den Anſtand beim Eſſen brauchte man ja auch ſo nicht außer acht zu laſſen. Woher er nur einen ſolchen Hunger hatte? Weil es Montag war? Nein, ihm mangelte eben der Charakter, das war es. Er hatte eine ſolche kindiſche Freude beim Brotabſchneiden, und doch war es Toblers Brot, nicht ſeines, und dann empfand er ein ſolches Vergnügen beim Herauslöffeln der Bratkartoffeln, und weſſen Bratkartoffeln waren es wenn nicht Toblers? Es kam ihm wunder wie ſchön vor, noch etwas über den Appetit hinaus zu eſſen, und wem ſchadete er dadurch? Nachdem er ſo weit fertig war, hätte er eigentlich aufſtehen können, um hinter ſeine Arbeit zu gehen, aber was machen, wenn es einem feſthielt am Platz, wenn man ſich nicht zu trennen vermochte vom Eßtiſch? Da kam Pauline und verjagte ihn mit ihrer ihm unangenehmen Erſcheinung.

Im Bureau! Erſt ein bißchen auf und ab gehen, das gehörte doch ſchließlich zur Sache, ſo fing einer immer an, wenn er zu arbeiten ſich vornahm. Gehörte Joſeph zu den Menſchen, die mit Ausſchnaufen ein Geſchäft beginnen und erſt nach

Beendigung desſelben, das heißt, nach halber Beendigung energiſch werden, das heißt wiederum, nur dazu energiſch, um ſich über irgend einen billigen Genuß herzumachen? Er zündete langſam einen der wohlbekannten Stumpen an, die ihm jeweilen den Gedanken an die beginnende Arbeit ſo ſehr verſüßten, und rauchte drauf los wie das Mitglied eines Rauchklubs.

Und dann ſetzte er ſich wieder einmal an ſeinen Schreibtiſch, und fing an, ſich nützlich zu erweiſen.

Gegen zehn Uhr erſchien Tobler, ſehr aufgeräumt, wie Joſeph ſogleich bemerkte. Man durfte daher etwas Leichtigkeit in das „Guten Morgen, Herr Tobler“ legen und den Stumpen von neuem anzünden. In der Tat ging von der Figur des Vorgeſetzten und Chefs der Firma eine außerordentliche Fröhlichkeit aus. Er ſchien den Abend vorher tapfer gezecht zu haben. Jede ſeiner gegenwärtigen Geſten ſagte: „Nun, jetzt weiß ich, wo der Haken liegt. Von jetzt an wird im Gang meiner Geſchäfte eine neue Wendung eintreten.“

Er erkundigte ſich in der freundlichſten Weiſe nach der Richtung, die Joſephs ſonntägliche Vergnügungen eingeſchlagen hätten und rief, als derſelbe ihm ſagte, wo er geweſen ſei, aus:

„Ja ſo? In der Stadt ſind Sie geweſen?

Und wie hat es Ihnen denn dort nach der längern Abweſenheit wieder gefallen? Nicht ſchlecht, was? Jawohl, die Städte vermögen manches zu bieten, aber man kommt ſchließlich doch auch gern wieder zurück. Habe ich recht oder nicht? Aber was ich ſagen wollte, Sie haben, wie ich bemerkt habe, entſchuldigen Sie, ha, ha, keine gar ſehr guten Kleider mehr am Leib. Da gehen Sie heute nur zu meiner Frau, die ſoll Ihnen einen noch ganz wie neu ausſehenden Anzug von mir geben. Sagen Sie nur, den grauen Anzug, dann wird ſie ſchon verſtehen, welchen. Sie brauchen ſich nicht im mindeſten zu genieren, ich trage doch ſo wie ſo dieſen Anzug nicht mehr. Und ein paar farbige Hemden mit dazugehörigen Brüſten und Manſchetten, für Sie ſicher ganz ausgezeichnet paſſend, wird es wohl noch in der Villa Tobler geben. Meinen Sie etwa nicht?“

„Ich habe alle dieſe Sachen gar nicht nötig,“ ſagte Joſeph.

„Warum nicht nötig? Sie ſehen ja ſelber, wie bitter nötig Sie's haben. Machen Sie keine Umſtände, wenn ich Ihnen etwas gebe. Nehmen Sie's, fertig.“

Tobler war ungehalten. Plötzlich dachte er an etwas. Er ſetzte ſich unter die Mechanik des Probe-Schützenautomaten auf einen dort ſtehenden

Stuhl und ſagte nach einer halben Minute: „Ich weiß wohl, was Sie denken, Marti. Es iſt wahr, Sie haben noch keinen Gehalt bekommen, und Sie werden denken, es werde auch keinen geben. Gedulden Sie ſich. Andere müſſen jetzt eben auch Geduld haben. Im übrigen will ich nicht hoffen, daß Sie's für nötig finden, mir deswegen eine bittere Miene zu machen. So etwas würde ich keineswegs in meiner Umgebung dulden. Wer ſo ißt, wie Sie eſſen und eine ſolche Luft genießt, wie diejenige iſt, die Sie hier oben bei mir einatmen, der hat noch eine lange Strecke zu laufen bis zur Klage. Sie leben! Denken Sie nur immer ein bißchen daran, in welcher Verfaſſung Sie dageſtanden ſind, als ich Sie dort in der Stadt engagiert habe. Sie ſehen wie ein Fürſt aus. Dafür werden Sie mir denn auch ein wenig Dank wiſſen müſſen."

Joſeph ſagte, und es war ihm ſpäter unbegreiflich, wo er die Frechheit dazu hernahm:

„Schon gut, Herr Tobler! Aber erlauben Sie Ihrem Untergebenen, Ihnen zu ſagen, daß es mir recht peinlich iſt, beſtändig an das gute Eſſen, an die prachtvolle Luft und an die Betten und Kiſſen, in denen ich ſchlafe, erinnert zu werden. So etwas kann einem die Luft, den Schlaf und das Eſſen beinahe vollſtändig verderben. Was muten Sie

mir zu, wenn Sie glauben, Urſache zu haben, mir den natürlichen Aufenthalt und Genuß, den ich hier oben bei Ihnen habe, in einem fort vorwerfen zu müſſen? Bin ich ein Bettler oder ein Arbeiter? Ruhig, Herr Tobler. Bitte, ich mache hier keine Szene, ich ſetze ganz einfach etwas für unſer gegenſeitig notwendiges Verſtändnis auseinander. Ich möchte feſtgeſtellt haben dreierlei. Erſtens weiß ich Ihnen für alles, was Sie mir ‚bieten‘, Dank, zweitens wiſſen Sie das, denn Sie konnten das meinem bisherigen Betragen ruhig entnehmen, und drittens leiſte ich etwas, ein Beweis für dieſes Letztere iſt die Tatſache, daß mein Gewiſſen und Ihre Klugheit mich immer noch hier beſchäftigt ſehen. Was die Kleidergeſchenke, die Sie mir gütigſt machen wollen, betrifft, ſo habe ich mich in dieſem Moment eines Beſſern beſonnen: ich nehme ſie mit geziemendem Dank an, ich kann Wäſche und Kleider brauchen, wenn ich mich aufrichtig frage. Den Ton dieſer Sprache werden Sie mir verzeihen müſſen, oder — Sie werden gezwungen ſein, mich aus dem Hauſe zu werfen. Es bedurfte dieſer Sprache und dieſes Tones, denn ich habe das aufrichtige Bedürfnis gefühlt, Ihnen zu zeigen, daß ich mich unter Umſtänden gegen — wie ſoll ich ſagen — Grobheiten wehren kann.“

„Donnerwetter noch einmal! Wo haben Sie dieſes Mundwerk her? Es iſt ja zum Lachen, das. Sind Sie eigentlich närriſch geworden, Joſeph Marti?“

Tobler fand es für das Vernünftigſte, laut zu lachen. Aber ſchon im nächſten Augenblick zog ſich ſeine Stirne in grimmige Falten:

„So zeigen Sie auch, Teufel noch einmal, daß Sie imſtande ſind, etwas zu leiſten. Bis jetzt habe ich noch wenig davon bemerkt. Ein großes Maul macht noch keine nennenswerte Leiſtung, haben Sie das verſtanden? Wo ſind die Briefe, die noch beantwortet werden ſollen?“

Joſeph ſagte kleinmütig: „Hier!“ Er war wieder völlig befangen. Die Briefe lagen am falſchen Ort. Tobler packte den ganzen Briefkorb und ſchleuderte ihn mit einer wilden Zornesbewegung zu Boden. Er ſchrie:

„Und das will noch immer aufbegehren. Paſſen Sie lieber beſſer auf und ſeien Sie weniger empfindlich. — Schreiben Sie!“

Und er diktierte folgendes:

An Herrn Martin Grünen in Frauenberg.

Ihren Brief, worin Sie mir das mir ſeinerzeit zwecks Realiſierung meiner Reklame-Uhr be-

willigte Darlehn von fünftauſend Mark auf den Erſten des kommenden Monates aufkündigen, habe ich erhalten und geſtatte mir — haben Sie das? — Ihnen folgendes zu erwidern: 1. iſt meine derzeitige finanzielle Lage derart, daß es mir eine reine Unmöglichkeit iſt, Ihnen auf den angegebenen Termin den fraglichen Darlehnsbetrag zurückzuerſtatten; 2. befinden Sie ſich in einem groben Irrtum, wenn Sie ein geſetzliches Recht zu haben glauben, auf ſo unerwartet raſche Zurückzahlung zu dringen, indem 3. zwiſchen uns bei Abſchluß des Darlehens, ſo viel ich mich erinnere, und wie ich, wenn nötig, ſchwarz auf weiß beweiſen kann, die Vereinbarung getroffen worden iſt, — ſind Sie ſo weit? — daß eine Zurückerſtattung der Schuldſumme erſt dann zu erfolgen hat, ſobald die Geſchäfte der Reklame-Uhr ein gewiſſes, gewinnbringendes Ziel gefunden haben. 4. Dies iſt noch nicht der Fall. 5. Das gemachte Darlehen iſt nicht außer Verbindung ſpeziell dieſes Reklame-Uhr-Unternehmens zu ſetzen, ſowie die Abzahlung des erſteren nicht zu trennen iſt vom Gelingen des letzteren. 6. Würde es ſich fragen, ob eine ſo kurzfriſtige Zahlungsforderung in einem Falle, wie dem unſrigen, überhaupt geſtattet wäre. Hauptſache: das geliehene Geld liegt im obengenannten Unternehmen und verfällt dem Riſiko desſelben. —

Sehr geehrter Herr, Sie werden ſich nun hoffentlich, nachdem ich Ihnen meinen Standpunkt erklärt habe, die Sache noch einmal ernſtlich überlegen. Bedenken Sie, bitte, in welcher Lage ich mich befinde, und Sie werden kaum den Mut finden, einen Geſchäftsmann ruinieren zu wollen, der ſich mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Kraft dagegen ſtemmt und wehrt, in die ihm drohende Tiefe zu ſinken. Wenn Sie Ihr Geld wieder haben wollen, ſo drängen Sie mich nicht. Die Reklame-Uhr wird ſich bewähren! Ich hoffe Sie genügend überzeugt zu haben und zeichne hochachtungsvoll — —

„Geben Sie her!“ Und Tobler unterzeichnete, indem er eine volle Minute lang, ſcheinbar gedankenabweſend, in den Anblick des Schreibens verſunken blieb.

Inzwiſchen gab ſich auch der Angeſtellte ſeinen privaten Gedanken hin. Er dachte: „So iſt er, dieſer Herr Tobler. Zuerſt nimmt er eine hochmütige und drohende Stellung ein, dann duckt er plötzlich klein zuſammen und bittet, zu bedenken uſw. Der Herr Grünen werde nicht den Mut finden, meint mein Herr Tobler. Wie aber, wenn er ihn findet? So wie dieſer Brief abgefaßt iſt, ſo pflegen Verzweifelte zu reden. Zuerſt klingt es hochtrabend,

dann bedeutend, dann wichtig, dann prahleriſch, dann beißend ſpöttiſch, dann auf einmal kleinmütig, dann zornig, dann flehentlich, dann plötzlich grob, dann Bruſt hoch und noch ein letztes Mal in hochmütigem Ton: die Uhr wird ſich bewähren! Wer beweiſt das? O ein ſolcher pfiffiger Darlehngeber, wie dieſer Grünen aus Frauenberg einer iſt, der wird hohnlächeln, wenn er dieſen gefühlvollen Brief lieſt." —

Ihm ſcheine der Ton des Briefes kein ganz richtiger, wagte er halblaut zu ſeinem Chef zu ſagen. Das war ein Funke ins Pulverfaß.

Tobler ſprang jählings auf: Was Joſeph da Dummheiten zu ſchwatzen habe. Wenn er Bemerkungen machen müſſe, ſo ſolle er ſie nicht erſt eine halbe Stunde nach Erledigung der Sache vom Mund ablaufen laſſen, und dann ſolle er ſehen, daß es keine ſo läppiſchen ſeien, wie die, die er ſich ſoeben erlaubt habe.

„Unſinn!" ſchrie er, ergriff ſeinen Hut und ging davon.

Joſeph kopierte das Schreiben mit der Kopierpreſſe, faltete es zuſammen, ſteckte es in einen vorher ſchon adreſſierten Briefumſchlag, klebte zu und frankierte.

Es waren ein paar hundert Zirkulare aus der

Buchdruckerei angekommen. Joſeph fing an, dieſe Zirkulare exakt zuſammenzufalten, und zwar zu jeweiliger Briefkuvertgröße, damit ſie in alle Welt hinaus verſchickt werden konnten. Das Rundſchreiben enthielt in hübſcher Druckſchrift, und mit Kliſchee-Abbildungen verſehen, die genaue Beſchreibung nebſt Preistabelle eines kleinen Dampfapparaten, auch einer Toblerſchen Erfindung. Vor allen Dingen galt es, dieſen Dampfbehälter den zahlreichen, in der Umgebung von Bärenswil und weiter im Land herum verſtreuten Fabriken und mechaniſchen Werkſtätten anzupreiſen, womit man einen ganz hübſchen Gewinn zu erzielen hoffte.

Der Gehülfe faltete bis zur Mittagseſſenszeit dieſe Papiere zuſammen, welche Arbeit für ihn etwas geradezu Fröhliches und Gedankenförderndes enthielt, und ging dann zu Tiſch. Man ſchwieg während des Eſſens, abgeſehen von Dora, die ihren reizenden Mund nicht zu halten vermochte. Die Knaben erwieſen ſich unartig. Frau Tobler klagte die langen Schul-Ferien als die Urſache der allgemeinen Jugendverwilderung an, indem ſie ſagte, ſie ſei wahrhaftig froh über den baldigen Wiederbeginn der Schulzeit, es werde nun gottlob bald wieder eine andere Zeit für die Schlingel herantreten. Die Autorität und das Meerrohr des Leh-

rers würden dann vielleicht erreichen, was der Mutter nicht möglich sei: artiges und aufmerksames Benehmen ihren Buben anzugewöhnen. Es sei ganz gut, wenn es allmählich Herbst werde. Während dieser langen, schönen Sommertage wisse das kleine Volk vor lauter Langeweile gar nicht mehr, wo noch irgend eine Gelegenheit sei, Übles und Dummes anzustellen.

Bei dem Wort „Herbst" fühlte sich Joseph in der Seele betroffen. Der schöne Herbst! dachte er. Einen Augenblick später war er mit Essen fertig geworden, er stand auf und sagte zu Frau Tobler, es fehle ihm Geld, um Briefmarken kaufen zu können. Die dadurch unangenehm berührte Frau sagte, so solle sie auch noch für solche Dinge sorgen, seufzte und händigte dem Angestellten das Gewünschte schmollend, aber zugleich ein wenig geschmeichelt, ein. Man mußte also zu ihr, der Frau, kommen, um Markengeld zu erwischen und zu ergattern. Joseph spielte wiederum ein wenig den Beleidigten.

Schließlich war er ein Mannesuntergebener, nicht ein Frauengehülfe. Wie lästig das war, jedes Zweimarkstück einem Frauenrock abbetteln zu müssen. Frau Tobler sah seinen unpassenden Zorn und begnügte sich, ihn von oben herab halb anzuschauen.

Er begab ſich zur Poſt. Im Garten waren mehrere Arbeiter und Handlanger damit beſchäftigt, Gartenerde hoch aufzuſchaufeln und zu einem mächtigen Haufen zu türmen. Die Erde war naß, es hatte kurz vorher geregnet.

„Auch noch eine unterirdiſche Feengrotte zu allem. Was denkt Tobler?“ brummte Joſeph und erreichte die Landſtraße. Aus dem Wirtshaus zur „Roſe“, das nicht gar weit entfernt lag, drang zur offenen Tür ein ſchneidender Schnapsgeruch heraus. Hier war es, wo der Wirſich ſeine erſparten Gehälter und Löhne vertrank. Von hier aus pflegte er in eine „andere Welt“ hinüber zu taumeln, indem er ſeinen beſſern Teil in der „Roſe“ unter dem Tiſch liegen ließ. Im Dorf angekommen, trat der Gehülfe, einer ſeit kurzem erſt angenommenen Gewohnheit gemäß, in das Reſtaurant zum Segelſchiff ein, und wer ſaß dort am runden Stammtiſch? Tobler!

Da hatte man ſie alſo beide, den Herrn und den Knecht, und wo? In der Kneipe.

Gewiß muß man in den Zorn gewöhnlich raſch eins hinabtrinken, um das Hitzige, was man in der Bruſt fühlt, abzukühlen und zu verlöſchen, und ebenſo natürlich iſt der Durſt eines Untergebenen, der ſoeben erſt Markengeld hat „betteln“ müſſen

und infolgedeſſen ziemlich unwirſch aufgelegt iſt. Der Unmut kann, indem man „eins“ zu ſich nimmt, zerſtreut werden. Gewiß muß und kann man auch das, aber — es war doch für einen Moment den beiden etwas kurios zumut, ſich im „Segelſchiff“ plötzlich bei Trinkgedanken zu ertappen, und beide ſchauten ſich kurz aber bedeutend an.

„So? — Sie ſcheinen ja auch Durſt zu haben,“ ſagte Herr Tobler gewichtig aber freundſchaftlich zu dem Eingetretenen. Dieſer ſagte:

„Ja! Muß auch ſein.“

Herr Tobler erwartete im „Segelſchiff“ immer die anfahrenden und abfahrenden Züge, auch jetzt „paßte er nur auf ſeinen Zug auf“. Das Reſtaurant lag in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes. Aber wie oft verpaßte trotzdem Tobler ſeine Züge; man konnte, wenn man Wirt hieß, manchmal beinahe meinen, er verpaſſe ſie abſichtlich. In ſolchen Fällen pflegte er jedesmal zu brummen: „Jetzt iſt mir das gheibe Züglein ſchon wieder an der Naſe vorbeigefahren.“

Joſeph trank aus und ging. Sein Chef rief ihm nach, ſo daß die andern Wirtsgäſte es hören konnten: „Schreiben Sie dem Uhrmacher, wie heißt er ſchnell, er ſolle mit der Montierung der Uhren für die Utzwil-Stäfener-Bahn unverzüglich beginnen.

Der Brief muß noch heute abgehen. Das Übrige werden Sie wohl wissen."

Joseph schämte sich ein wenig seines „redeseligen" Prinzipals, wie er ihn im stillen nannte, er nickte und drückte sich zur Türe hinaus.

Er ging zum Buchbinder und Papierwarenhändler und ließ sich eine ganze Reihe Gebrauchsgegenstände für Bureau und Zeichentisch geben, indem er's „ins Buch aufschreiben ließ".

Solch ein niedliches Rechnungsbüchlein, was ging da nicht alles Mögliche hinein. Man nahm einfach die Waren und ließ munter aufschreiben.

Der Inhaber des Papierladens erlaubte sich die Frage, wann und ob er einen gewissen Betrag einkassieren lassen dürfe.

„O gelegentlich etwa," entgegnete obenhin Joseph. „Ich handle sehr richtig," dachte er, „man muß zu den Leuten in oberflächlichem Ton sprechen, dann haben sie absolut festes Vertrauen. Wo man keinen Ernst zeigt, da scheint auch noch keiner erforderlich zu sein. Hätte ich die Frage dieses Mannes wichtig genommen, so würde er jetzt Verdacht haben und schon morgen früh mit der quittierten Note im Bureau erscheinen. Ich diene meinem Herrn, wenn ich fortfahre, leise sich rührende Verdächtigungen von ihm abzulenken."

Während dieſes Gedankenganges hatte er ſich ſcheinbar aufs Gemütlichſte eine Sammlung Anſichtspoſtkarten angeſchaut. Indem er jetzt den Laden verließ, lächelte er freundlich, und er wurde ebenſo freundlich vom Beſitzer desſelben angelächelt.

Zu Hauſe angelangt machte er ſich wieder mit dem Falzen der Zirkulare zu ſchaffen. Für je ein Zirkular verwendete er vier Händebewegungen. Er träumte dabei. Dieſe Arbeit forderte das gemütvolle Herumſinnen um irgend etwas geradezu heraus. Von Zeit zu Zeit wurde ein berauſchender Zug aus dem Stumpenſtengel getan. Dicht vor dem Schreibtiſch und Bureaufenſter ſaß auf einer dort plazierten Gartenbank Frau Tobler, ſie nähte und unterhielt ſich in ſingender Sprechweiſe mit ihrem Dorchen.

„Was dieſes Kind es gut hat!“ dachte Joſeph.

„Wollen Sie dieſe ganze Maſſe Zirkulare fortſchicken?“ fragte Frau Tobler. Sie ſetzte hinzu: „Übrigens iſt es Kaffeetrinkenszeit. Kommen Sie. Der Kaffee ſteht ſchon.“

Im Gartenhaus, während des Imbiſſes, fühlte ſich der Angeſtellte durch die Freundlichkeit, mit der ihn die Frau behandelte, gezwungen, zu ſagen, er bereue, ſich ſo keck gegen Frau Tobler benommen zu haben.

Was er damit meine? Sie verſtehe nicht.

„Nun, wegen dem Wirſich!“

Sie ſagte, das habe ſie längſt vergeſſen. Für ſolche Sachen habe ſie kein haarſcharfes Gedächtnis. Gottlob. Was denn das auch weiter geweſen ſei? Gar nichts von Bedeutung. Aber es freue ſie, Joſeph bekennen zu hören, daß es ihm leid ſei, ſie gekränkt zu haben. Er dürfe ruhig ſein, und er ſolle ſich in allem, was das Geſchäft ihres Mannes anbelange, nur immer Mühe geben, das ſei die Hauptſache. Ach ſie wünſche manchmal, und beſonders in letzter Zeit, ein geſchäftstüchtiger Menſch zu ſein, um Tobler helfen zu können. Wenn ſie daran denke, von hier fortziehen, das Haus, das ſie ſo lieb gewonnen habe, verlaſſen — zu — mü—ſſen — —

Tränen ſtanden ihr in den Augen.

„Ich will mir Mühe geben!“ Er ſchrie es beinahe.

Dann ſei es recht, ſagte ſie und verſuchte zu lächeln.

„Sie dürfen nicht gleich verzagen.“

Das tue ſie auch nicht. Sie ſei gleichmütig genug all dieſen ſorgenvollen Dingen gegenüber. Geſtern habe ihr Tobler bittere, und wie ihr ſcheine, ungerechte Vorwürfe gemacht, deswegen, daß ſie

ſeine ganze ſchwere Lage zu leichtſinnig nehme; ſie habe es für nötig befunden, zu ſchweigen dazu. Was denn in einem ſolchen Fall eine ſchwache und ungeübte Frau machen könne? Ob ſie gar etwa den ganzen, guten Tag lang jammern, und eine wehklagende Miene zur Schau tragen ſolle? Und was das nütze? Das würde doch einer einigermaßen vernünftigen Frau weder einfallen, noch auch nur anſtehen können, ſo etwas würde ſie eher für gefährlich als ziemlich halten. Sie ſei im Gegenteil immer ganz guten Mutes, und ſie wage es, ſich im ſtillen für dieſe Haltung zu loben. Ja, das tue ſie, und wenn es auch ſonſt auf der ganzen Welt ihr kein einziges Weſen anerkennen wolle. — Sie wiſſe im übrigen, wer ſie ſei, und ſie fühle ſich ſchon aus dieſem Grunde verpflichtet, den fröhlichen und gemeſſenen Lebensmut nicht ſo bald ſinken zu laſſen. Daneben fühle ſie wohl, wie ſchwer es ihr Mann zurzeit habe.

Sie war wieder heiter geworden.

„Und was Sie betrifft, Joſeph,“ fuhr ſie fort, indem ſie den Gehülfen mit ihren großen Augen anſchaute, „ſo weiß ich ja, daß Sie ernſt bei Ihren Aufgaben ſind. Und von einem einzelnen Mann wird man nicht alle Löſungen und trefflichen Leiſtungen aufs Mal verlangen wollen. Sie fahren

einen nur manchmal ein bißchen grob an. Ja, ja!“

„Sie demütigen mich, aber ich verdiene es,“ ſagte Joſeph.

Beide lachten.

„Sie ſind ein kurioſer Menſch,“ bemerkte Frau Tobler, das Geſpräch beendend. Sie ſtund auf. Joſeph ſprang ihr nach, um ſie zu fragen, ob ſie die Güte haben wolle, die Kleider, die ihm Herr Tobler ſoeben geſchenkt habe, herauszuſuchen und auf ſein Zimmer legen zu laſſen, er wünſche dieſelben heute noch anzuprobieren. Sie ſagte, ja, ſie wolle die betreffenden Sachen ſogleich aus dem Schrank herausnehmen.

Nach ungefähr einer Stunde ſpritzte er den Garten. Er fand das zu nett, ſo den dünnen, ſilbernen Waſſerſtrahl durch die Luft ſchneiden zu ſehen und das Aufklatſchen des Waſſers auf den Blättern der Bäume anzuhören. Die Erdarbeiter warfen bald ihre Schaufeln und Bickel weg und machten Feierabend. „Ein kurioſer Menſch,“ dachte der mit den Schläuchen Beſchäftigte, und es wollte ihm beinahe trübe zumut werden: „Wieſo ein kurioſer Menſch?“ —

Doktor Speckers kamen an dieſem Abend, auch Tobler kam an, ungehalten, unfreiwillig. Er hatte

es ſich eben im „Segelſchiff“ gemütlich machen wollen, als er telephoniſch angerufen, und davon in Kenntnis geſetzt worden war, wer in der Villa zu Beſuch gekommen ſei. „Müſſen die ſchon wieder kommen?“ hatte er durchs Telephon zu ſeiner Frau geſagt, konnte aber nicht gut abſagen, und ſo verzichtete er eben auf den Wirtshausjaß, um dafür zu Hauſe zu jaſſen, was nach ſeinem Geſchmack ein wenig „kindelig“ war. In der Tat ging es beim Jaß unter Berufsjaſſern eben viel ernſthafter und männlicher zu, vor allem viel ſchweigſamer, und Tobler hatte nachgerade dieſe häusliche, plaudernde, unſchuldige Jaſſerei ziemlich verachten gelernt.

Joſeph entſchuldigte ſich, er habe Kopfweh, er möchte noch ein wenig in der friſchen Luft ſpazieren gehen. „So, der entzieht ſich der Pflicht, und ich, ich muß dahocken,“ ſchien Toblers Geſicht zu ſagen, als er Joſeph ſich ausreden hörte.

Dieſer flüchtete „an die Natur“ hinaus. Der Mond beleuchtete zart und groß die ganze Umgegend. Irgendwo plätſcherte ein Waſſer. Er ging den Berg hinauf, zwiſchen den bekannten Wieſen hindurch. Die großen Wegſteine waren weiß vom Mondſchein. In dem Baumdickicht tuſchelte und ziſchelte und flüſterte es. Es war alles in einen

duftenden, träumeriſchen Dunſt getaucht. Vom nahen Wald her hörte er Käuzchengeſchrei. Einige zerſtreute Häuſer, ein paar zaghafte Geräuſche, und plötzlich da oder dort ein Licht, ein wandelndes, das irgend ein ſpäter Wanderer in der Hand trug, oder ein ruhendes, ein Licht hinter einem halbverdeckten Fenſter. Welche Stille im Dunkel, und welche Weite im Unſichtbaren, welche Ferne! Joſeph überließ ſich vollſtändig ſeinen Empfindungen.

Plötzlich dachte er wieder an den „kurioſen Menſchen", der er ſei. Was er denn eigentlich ſo Kurioſes an ſich hatte? Einſam in der Nacht umherzuſpazieren, das war allerdings ſeltſam genug, dieſes Vergnügen durfte man ſchon als kurios bezeichnen. Aber was weiter? War das alles? Nein, die Hauptſache war die: ſein Leben, ſein ganzes Leben, das bisher geführte und das vorauszuahnende zukünftige, das, das war kurios, und Frau Tobler hatte ganz recht, wenn ſie bemerkte — — Dieſe Frauen, wie ſie es verſtunden, in den Herzen und Charakteren zu leſen. Wie talentiert ſie waren, einem mit ſo einem einzigen Wort das Richtige und Treffende in die erſtaunte Seele hinein zu ſagen. Ein kurioſer Kerl. Spaßhaft war das, nicht wahr? —

Trauernd um Vieles, Vieles ging er nach Hauſe.

Die Bärenswiler oder Bärensweiler ſind ein gutmütiger, aber zugleich etwas heimtückiſcher, oder, wie vielleicht der richtige Ausdruck lautet, heimlich-feißer Menſchenſchlag. Sie haben es alle mehr oder weniger dick hinter den Ohren, ſie beſitzen alle, der eine mehr, der andere weniger, irgend etwas Geheimes oder Heimliches, und ſie ſehen daher alle ein bißchen pfiffig und verſchlagen in die Welt hinaus. Sie ſind ehrlich und moraliſch und nicht ohne Stolz, ſie ſind von Jahrhunderten her an eine geſunde bürgerliche und politiſche Freiheit gewöhnt geweſen. Aber ſie verbinden mit der Ehrlichkeit gern einen gewiſſen Schein von Schlauheit und Weltbenehmen und ſehen gern nach was ganz Klugem und noch Klügerem aus. Sie ſchämen ſich alle ein wenig ihrer kernigen, natürlichen Gradheit, und jeder von ihnen allen will lieber ein „ſchlechter Hund" ſein als ein Tropf von Eſel, den man leicht übers Ohr hauen kann. Die Bärenswiler ſind nicht leicht übers Ohr zu hauen, davor kann ſich jeder, der das probieren will, tüchtig gewarnt ſein laſſen. Sie ſind herzensgut, wenn man ſie achtet, ſie haben eine gute Portion Ehre im Leib, denn ſie ſind ſeit Jahrhunderten uſw. Aber ſie ſchämen ſich auch ihrer Güte, wie faſt jeglicher Gefühlsäußerung. Sie lachen mit den Stockzähnen,

wo andere Menſchen und Nationen mit den Lippen lachen, ſie plaudern mehr mit den geſpitzten Ohren als mit dem ungenierten Mund, ſie ſchweigen gerne, aber manchmal fangen ſie an zu prahlen wie die leibhaftigen Matroſen, als ob ſie alle mit einem Wirtshaustiſchmaul zur Welt gekommen wären. Später ſchweigen ſie wieder volle vier Wochen lang. Im allgemeinen kennen ſie ſich ausgezeichnet, ſie rechnen nach, wo ſie Vorzüge, wo Fehler beſitzen, und ſie ſind immer eher geneigt, ihre Mängel als ihre guten Eigenſchaften öffentlich ſtrahlen zu laſſen, damit ja niemand Beſcheid wiſſe, wie tüchtig ſie ſind. Um ſo beſſere Handelsgeſchäfte machen ſie dann. Sie ſeien grob wie die Teufel, ſagt man in der rundum liegenden Welt, und nicht ganz ohne Urſache, aber es ſind ihrer immer nur ein paar unter ihnen, die grobe Laſter ſind, und um dieſer paar Ausnahmen willen müſſen die Bärenswiler manches kecke und ungerechte Wörtlein hören. Sie haben viel Einbildungskraft, und Luſt, dieſe Kräfte zu üben; die Geſchmackloſen unter ihnen prahlen deshalb öfters mehr als gut und recht iſt und ſind verſchrieen im übrigen Land. Aber vor allen Dingen, Herr Tobler, ſind ſie trocken und nüchtern, ein Schlag Menſchen, wie geſchaffen dazu, beſcheidene aber ſichere Geſchäfte zu machen

und dito Erfolge zu erzielen. Die Häuſer, die ſie bewohnen, ſind ſauber wie ſie ſelber, die Straßen, die ſie bauen, ſind ein bißchen holperig, genau wie ſie ſelber, und das elektriſche Licht, das ihre Dorfſtraßen Abends beleuchtet, iſt praktiſch, wiederum exakt wie ſie ſelber. Und unter ſolch ein Volk mußte Herr Tobler geraten.

Herr Ingenieur Tobler!

Die Zeit machte einen unſichtbaren Schritt vorwärts. Auch in der Gegend von Bärenswil blieben die Jahreszeiten nicht ſtehen, ſondern ſie hatten natürlicherweiſe zu tun, was ſie anderorts auch tun müſſen, ſie veränderten ſich, trotz des Herrn Tobler, der vielleicht wünſchen mochte, die Zeit ſtillſtehen zu ſehen. Ein Mann wie er, deſſen Geſchäfte nicht gingen, war der unbewußte Feind alles deſſen, was ruhig und gleichmäßig vorwärtsſchritt. Der Tag oder die Woche iſt ſolch einem Menſchen ſtets entweder zu kurz oder zu lang, zu kurz, weil man die Kriſis herankommen ſieht, zu lang, weil man ſich langweilt am Anblick des lahmen Geſchäftsganges. Ging die Zeit ſcheinbar ſchnell dahin, ſo murmelte Tobler, man komme zu gar nichts Geſcheitem mehr ſeit einigen Tagen, und machte ſie ſcheinbar langſame und bequemliche Schritte, ſo

wünſchte er ſich über die Berge in ein ſpäteres Jahrzehnt verſetzt, um alle dieſe ihn umgebenden Dinge nicht mehr anſchauen zu müſſen.

Es fing an zu herbſteln, ſich zu ſetzen, es ſtund irgendwo etwas ſtill, die Natur ſchien ſich manchmal die Augen reiben zu müſſen. Die Winde wehten anders als bisher, wenigſtens ſchien das oft ſo, Schatten huſchten an den Fenſtern vorbei, und die Sonne war eine andere Sonne geworden. Wenn es warm war draußen, ſo ſagten ein paar Menſchen, echte Bärenswiler, ſieh da, wie warm es immer noch iſt. Man dankte für die Milde, weil man einen Tag vorher, unter der Haustüre ſtehend, geſagt hatte: Potz blitz, es fängt zu rumoren an!

Hin und wieder runzelte der Himmel ſeine ſchöne, reine Stirne, oder er zog ſie ſogar in Gramesfalten und -ſchleiern zuſammen. Alsdann war die ganze Hügel- und Seegegend von grauen, naſſen Tüchern umhüllt. Der Regen fiel ſchwer auf die Bäume, was nicht hinderte, daß man zur Poſt lief, wenn man zufällig ein Angeſtellter des Hauſes Tobler war. Herr Martin Grünen ſchien ſich um die ſchönen, ſanften Wechſel der Jahreszeiten auch nicht viel zu kümmern, ſonſt würde er kaum haben ſchreiben können, alles, was Tobler

an Zahlungsverweigerungsgründen ihm angebe, das berühre ihn gar nicht, und er beharre auf seiner Kündigung.

Und wenn dann das schöne Wetter wieder kam, wie glücklich konnte das einen berühren. Es waren vornehmlich drei Farben in der Natur zu sehen, ein Weiß, ein Blau und ein Gold, Nebel, Sonne und Himmelsbläue, drei sehr, sehr feine, ja sogar vornehme Farben. Man konnte dann fortfahren, draußen im Garten zu essen, man stund dann da so, lehnte sich gegen das Gitter und dachte darüber nach, ob man das schon einmal, irgendwo in der Jugend vielleicht, könne gesehen haben. Die Wärme und Farbe waren eines geworden. Ja, sagte man, solche Farben ergeben eine solche Wärme! Die Gegend schien zu lächeln, der Himmel schien selber glücklich über sein Aussehen geworden zu sein, er schien der Duft und der Inhalt und die liebe Bedeutung dieses Land- und Seelächelns zu sein. Wie das alles nur so liegen, stillsein und strahlen konnte. Wenn man über die Seefläche hinaus schaute, fühlte man sich, man brauchte nicht einmal Gehülfe zu sein, von freundlichen, wohltuenden Worten angesprochen. Schaute man in die gelbliche Baumwelt hinein, so regte sich eine zarte Melancholie in einem. Sah man das Haus

an, ſo mußte man lachen, obſchon die herriſche Pauline gerade am Küchenfenſter Teppiche bürſtete. Die Welt ſchien voller Muſik zu ſein. Über den Kronen der Bäume erſchienen wie ferne, verhallende Töne die blendend-leichten-weißen Umriſſe der Alpen. Man ſah hin und empfand mit einem Mal das alles als unwirklich. Dann war's wieder anders. Andere Ausſichten, andere Empfindungen! Auch die Gegend ſchien zu empfinden und ihre Empfindungen zu ändern. Das Empfundene verlor ſich jedesmal in das allesbeherrſchende Blau. Ja, alles war blau angefärbt und angehaucht. Und dazu dieſe Friſche, dieſes Rauſchen von den Bäumen her, in denen immer eine leiſe, kühle Bewegung war. Konnte man da arbeiten, ſich nützlich erweiſen? Ja, man ſpannte das Waſchſeil auf und half der Waſchfrau einen Korb naſſer Wäſche aus dem Keller hinauf an das golden-blaue Licht der Erde tragen. So etwas zu tun ziemte ſich an einem ſo ſchönen, bis in die letzten Winkel von Farben und Tönen durchzuckten, gleichſam hellgeſchliffenen Tage. Und es gab eine ganze Reihe ſolcher Tage, wo man nur vom Bett aufſtehen, ſich zum Fenſter hinauslehnen und mehrere Male hintereinander ſagen mußte: wie wundervoll!

Ja, aus dem Sommerland war ein Herbſtland geworden.

Aber im Marſchtempo der Toblerſchen Geſchäfte war keine neue Wendung, keinerlei Umſchwung, nicht einmal ein Seitenſprung eingetreten. Die Sorge und die Enttäuſchungen gingen wie ermüdete, aber an Zucht gewöhnte Soldaten im Schritt vorwärts, ſie erlaubten ſich keine Abweichungen. Sie bildeten, Mißerfolge und Ausſichtsloſigkeiten mithinzugerechnet, einen wohlgeordneten Marſchzug, der ſich langſam aber ſtetig vorwärtsbewegte, gradaus in das Kommende ſchauend.

Tobler ging jetzt immer mehr auf Geſchäftsreiſen, als würde ihn der Anblick ſeines reizenden Hauſes ſchmerzlich und vorwurfsvoll berührt haben. Er beſaß ein Generalabonnement für ſämtliche Bahnen auf ein volles Vierteljahr gültig, das er ſchließlich, da er es ſich einmal angeſchafft hatte, auch ausnützen mußte. Wo wäre denn da die geſunde Vernunft geweſen? Das Reiſen als ſolches ſchien ihm überhaupt Vergnügen zu bereiten. Dazu war er der Mann. Im „Segelſchiff“ auf den Zug zu paſſen, denſelben womöglich fürs erſte einmal zu verpaſſen, dann in den nächſten einzuſteigen, eine gewichtige Geſchäftsmappe unter dem Arm, dann ſo zu fahren, in alle Welt hinaus, mit den

Fahrgäſten ein Geſpräch zu beginnen, dem einen oder dem andern derſelben eine Zigarre oder einen guten Stumpen zu offerieren, in einer fremden Gegend ſchließlich auszuſteigen, mit flotten, lebensluſtigen Leuten zu verkehren, bis in alle Nächte hinein in feineren Reſtaurants Unterhandlungen zu pflegen uſw.: das war etwas für ihn, das glich ihm und ſeinem Weſen, das lenkte ihn ab von unwürdigen Gedanken, das half ihm, ſich wieder ein bißchen er ſelber zu fühlen, das war wie ſein Anzug, der ihm ſo prachtvoll ſaß.

Was hatte er nötig, zu Hauſe zu ſitzen, wo er doch einen Angeſtellten hatte, den er „füttern" mußte? Käme ihm gerade noch recht! Da verſauerte er noch gänzlich das bißchen Unternehmungsgeiſt, das er noch hatte. Würde dann nicht mehr viel fehlen und er konnte endgültig „die Bude zuſchließen". Das fehlte noch: zu Hauſe ſitzen und ſich von den Bärenswilergeſichtern höhniſch anglotzen laſſen. Nein, lieber dann gleich eine Kugel vor den Kopf. Das war dann noch vorzuziehen.

Und ſo reiſte er eben.

Zu Hauſe hatte inzwiſchen die Sorge um die täglichen Lebensbedürfniſſe angefangen, leiſe an die Fenſterſcheiben zu klopfen, eine Gardine hochzuheben, um gemütlich in das Interieur der Tob-

lerſchen Familie blicken zu können, an der Tür zu ſtehen, um jemand, der vorüberging, an das Gefühl der Unſicherheit zu erinnern. Die Sorge intereſſierte ſich jetzt ſchon ein bißchen mehr als im Sommer. Sie ſtund einſtweilen da und prüfte das Terrain, im übrigen verhielt ſie ſich ſtill. Es genügte ihr, daß man manchmal ihre Anweſenheit empfand, ſie war höflich und vorſichtig. Eine Türſchwelle, ein Fenſtergeſims, ein Plätzchen auf dem Dach oder unter dem Eßtiſch, dieſe Orte ſchienen ihr vollkommen zu paſſen. Sie machte ſich in keiner Weiſe wichtig, ſie ſtreifte mit ihrem kalten Hauch von Zeit zu Zeit allerdings das Herz der Frau Tobler, ſo daß dieſe ſich manchmal am heiter hellen Tag umdrehte, als ob jemand hinter ihr ſei, als ob ſie hätte fragen ſollen: „wer hält ſich denn da hinter mir auf?“ —

Die paar Gelder, die dem techniſchen Geſchäft zufloſſen, wurden ſogleich, auf Anraten ihres Mannes, von der Hausfrau in Empfang genommen. Brot, Milch und Fleiſch wollten doch täglich bezahlt ſein. Man lebte und aß wie immer, man ſparte in keiner Weiſe an dieſen Dingen. Lieber gar nicht leben, als ſchlecht leben. Pauline erhielt ihren Lohn regelmäßig ausbezahlt, dagegen ſetzte man beim Gehülfen Verſtändnis und Takt genug voraus, die

Lage zu begreifen, wortlos, und ſich in dieſelbe zu ſchicken. Joſeph war ein Mann, Pauline ein unberechenbares Kind aus dem Volk. Einem Mann durfte man Entſagungen zutrauen, einem Kind aus den niederen Schichten des Volkes niemals, und der Angeſtellte begriff das.

Die Knaben gingen wieder zur Schule, was für die Mutter eine große Erleichterung war, die ſich nun öfters an die milde, herbſtliche Sonne auf die kleine Veranda begeben, und dort in einem ſanft ſchaukelnden Stuhl liegen konnte. Der Traum beſuchte ſie da zuweilen und ſpiegelte ihr in angenehmen Farben vor, ſie ſei eine Herrin und eine von den freieſten und beſten, welcher ſchönen Gaukelei ſie jeweilen ein kurzes Viertelſtündchen, nicht ohne tiefe Wehmut dabei zu empfinden, den Aufenthalt geſtatten mußte.

Eines Tages rief ſie den Gehülfen zu ſich in die Veranda hinaus, ſie möchte ihn gern etwas fragen. Es war kurz nach dem Mittageſſen, Tobler befand ſich auf Reiſen, die beiden kleinen Mädchen ſpielten im Wohnzimmer.

Was das heute wieder für ſchönes Wetter ſei, bemerkte Joſeph beim Betreten des Balkons. Die Frau nickte, ſagte jedoch, ſie denke an ganz anderes.

„An was denn?“

So. An mancherlei. Vor allen Dingen denke ſie ſeit ein paar Tagen beſtändig daran, ob es nicht viel geſcheiter wäre, das Haus, wie es da ſei, jetzt ſchon zu verkaufen, und freiwillig fortzuziehen, denn die Schande des Zwanges, es zu verlaſſen, das fühle ſie, komme ja doch langſam heran. Mit den Unternehmungen ihres Mannes ſei es doch nichts, ſie glaube das jetzt beſtimmt zu wiſſen.

„Wieſo jetzt gerade?“

Sie wehrte mit ihrer Hand ab und erſuchte Joſeph, ihr frank und frei ſeine Meinung bezüglich der Reklame-Uhr herauszuſagen.

„Ich bin feſt davon überzeugt,“ ſagte er, „daß ſie ſich auf guten Wegen befindet. Man muß nur jetzt noch ein wenig Geduld haben. Anknüpfungen mit weiteren Kapitaliſten“ — —

Ach, ſagte ſie eifrig, er ſolle doch ſchweigen. Sie ſehe es ihm ja deutlich an, daß er ſich verſtelle und ihr da Dinge ſage, an die er ſelber nicht glaube. Das ſei wenig ſchön von ihm. Was ihn denn veranlaſſe, zu glauben, ſie könne den harten Ausdruck der Wahrheit nicht aushalten? Wenn er lügen wolle, ſo ſei er ein ungetreuer und unanhänglicher Angeſtellter, dann glaube ſie wirklich, es habe keinen weiteren Zweck, ihn noch länger dazubehalten. Sie habe zu wiſſen verlangt, wie und

was er denke, und ſie befehle ihm jetzt, offen ſeine Meinung herauszuſagen. Vor allem wünſche ſie zu erfahren, ob der kaufmänniſche Gehülfe ihres Mannes überhaupt fähig eines eigenen Gedankens ſei. Er ſolle nur ruhig ſitzen bleiben und ihr Red' und Antwort ſtehen, wenn ihm die Mannesehre kein ganz unbekanntes Ding ſei.

Joſeph ſchwieg.

Was das für ein Betragen ſei? Sie glaube auch noch das Recht zu haben, ihm einen Befehl erteilen zu dürfen. Ob ihm der Mund in die Schuhſohlen hinuntergefallen ſei? Platz würde dort ſchon ſein, Löcher ſeien genug darin. Was für ein Stolz das ſei bei ſo wenig äußerer Ehre? Toblers Kleider ſtünden ihm ausgezeichnet. Ja, ja. Und er ſolle verſchwinden, wohin er wolle, daß ſie ihn ja nur nicht mehr zu ſehen brauche.

Joſeph war bereits weggegangen. Er ging um das Haus herum, ſagte ein paar Worte zu Leo, dem Hund, trat ins Bureau hinein und ſetzte ſich an den Schreibtiſch. Den Stumpen anzuzünden vergaß er beinahe, er erinnerte ſich jedoch ſehr bald deſſen Annehmlichkeiten und ſteckte ſich einen von dieſen immer vorrätigen Rauchſtengeln an. Das behagete ihn ſeltſam an und er konnte arbeiten.

Kurz darauf erſchien Frau Tobler in der Bureautüre und ſagte ruhig:

„Ihr Betragen hat mich gereizt, Marti, aber es war gut. Vergeſſen Sie was eben geſchehen iſt. Kommen Sie bald zum Kaffee.“

Sie ſchloß die Tür leiſe und ging wieder. Der Angeſtellte zitterte heftig. Es war ihm eine Unmöglichkeit, die Feder in der Hand zu halten. Das Leben ſelber tanzte ihm vor den Augen. Fenſter, Tiſche und Stühle ſchienen lebendige Weſen geworden zu ſein. Er ſetzte den Hut auf und ging baden. „Raſch noch vor dem Kaffeetrinken,“ dachte er. Und dieſer Frau hatte er eine Strafrede Silvis wegen halten wollen. Welche Torheit!

Das Glück und die Geſundheit ſelber baden nicht mit mehr Genuß in den Wellen des Lebens, wie jetzt er im See badete. Das Waſſer dampfte auf ſeiner ſtillen, aber ſchon kalten Oberfläche, die wie Öl dalag, ſo ruhig, ſo feſt. Die Friſche des Elementes ließ den nackten Körper ſich kräftiger und lebhafter bewegen. Vom Badehaus ſchrie ihm der Wärter laut zu: „Nicht ſo weit hinausſchwimmen, Sie da draußen. He! Hören Sie nicht?“ Joſeph aber ſchwamm ruhig weiter, er fürchtete nicht im geringſten, den Gliederkrampf zu bekommen. Er zerteilte und zerſchnitt mit weiten Armbewegungen

die naſſe, ſchöne Bahn. Aus der Tiefe des Sees hauchten ihn eiskalte Ströme an: um ſo ſchöner, und er legte ſich auf den Rücken, die Augen zum wunderbar blauen Himmel erhoben. Als er zurückſchwamm, hatte er vor den Augen das von den Herbſtfarben trunkene Land, das Ufer, die Häuſer. Alles lag da, eingehüllt in einen ſeligen Farben- und Düfterauſch. Er ſtieg aus dem Waſſer und kleidete ſich an. Beim Weggehen aus der Anſtalt ſagte ihm der ängſtlich gewordene Wärter, er hätte ihm wohl gehorchen, und auf ſeinen Mahnruf zurückſchwimmen können; wenn ein Unglück paſſiere, ſei er es, den man verantwortlich mache. Joſeph lachte.

Frau Tobler ſpielte die Entſetzte, als er ihr ſagte, es hätte ihn zu ſehr gelockt, er habe halt dieſes Jahr noch ein letztes Mal baden müſſen.

Sie ſaßen im Gartenhaus. Unvergleichlich ſchmeckte Joſeph das braune Getränk nach dem Bad. Man müſſe wirklich jetzt die paar warmen Tage noch profitieren, ſagte Frau Tobler. Sie fing an zu plaudern von ihrer Verheiratung, von ihrer früheren Wohnung.

So ein eigenes Haus, wo man ein- und ausgehen könne, wie es einem beliebe, das ſei doch etwas Reizendes und Ruhiges. Das fände man vielleicht nicht ſo bald wieder — —

Joſeph unterbrach ſie. Er ſagte höflich:

„Frau Tobler, Sie werden ſich wieder ereifern. Warum denken Sie immer an das? Ich möchte Sie darauf aufmerkſam machen, daß ich Ihr gehorſamer Diener bin. Doch wozu dieſe Reibereien? Hier ſtehe ich vom Tiſch auf und gewärtige die Erlaubnis, mich wieder ſetzen zu dürfen.“

Er war aufgeſtanden. Sie ſagte, er ſolle ſich ſetzen. Er tat es.

Sie ſchwiegen eine Weile, dann kam ihr plötzlich die Laune, ſich in die Reitſchule zu ſetzen, und ſie bat den Gehülfen, ſie zu ſtoßen und die Seile anzuziehen. Indem ſie mit ihrem Brett hoch in die Luft flog und wieder hinunterſauſte, rief ſie, das gefalle ihr, und „man müſſe jetzt noch ein wenig vom Garten profitieren“. Bald käme der Winter und dann heiße es nur zu herriſch: Zu Hauſe ſitzen!

Er mußte ſie jedoch bald aufhalten, da es ihr ſchwindlig zu werden drohte. Indem er das tat, atmete er gezwungenermaßen den Duft ihres Körpers, den er einen Augenblick mit dem Arm umfaſſen mußte, ein. Ihre Haare berührten ſein Geſicht. Dieſe vollen, langen Arme! Er nötigte ſich, wegzuſehen. Der Gedanke, ihren Hals zu küſſen, durchzuckte ihn augenblicklich, aber er tat es nicht.

Eine Minute ſpäter dachte er mit Schaudern an dieſe einfache Möglichkeit, und er war ſehr froh, dieſelbe vernachläſſigt zu haben.

Sie ſaßen wieder einander gegenüber. Sie plauderte ausgelaſſen:

Wie da in dem Haus, welches ihr Mann und ſie früher bewohnt hätten, ein junger Menſch ihr den Hof gemacht habe, ein ſo närriſch verliebter Kerl — nein, ſie müſſe ſchon laut lachen, daran nur zu denken, geſchweige denn, davon zu ſprechen. Eines Nachts ſei dieſer junge, übrigens beſſeren Kreiſen angehörige Mann in ihr Schlafzimmer eingedrungen und habe ſich, ſie ſei ſchon im Bett gelegen, davor niedergeſtürzt und ihr ſeine heiße Sehnſucht geſtanden. Sie habe ihm vergeblich entrüſtet zugerufen und ihm befohlen, ſich ſogleich zu entfernen. Der Menſch ſei aufgeſtanden, aber nicht, um ſich fortzumachen, ſondern um ſie zu umarmen. Noch jetzt, wenn ſie ſich in jenen fürchterlichen Moment verſetze, ſpüre ſie den Druck der Hände, die ſich um ſie ſpannten. Sie habe natürlich um Hilfe gerufen, und da ſei zufälligerweiſe — und jetzt komme der luſtige Teil der Geſchichte — ihr Mann gerade die Treppe hinaufgekommen. Er hört nur die Schreie, ſtürzt ſich ins Zimmer, und da habe er den jungen Mann wirklich wüſt hergenommen. Den Stock,

und der ſei dick geweſen, habe er ihm auf Kopf und Schultern entzweigeſchlagen, ſo daß ſie, die Urſache der Prügel, Tobler habe anflehen müſſen, den Gegner, der ja auch gar kein ſolcher war, doch zu ſchonen. Ihr Mann habe denſelben dann die Treppe hinuntergeworfen.

„Ich muß mich alſo in acht nehmen," ſagte Joſeph.

„Sie?" Es hat nie ein verſtändnisloſeres Geſicht in der Welt gegeben, wie das, das Frau Tobler dem Gehülfen zeigte, als ſie das ſagte.

Sie fing an, ſich mit Dora zu beſchäftigen. Ob Joſeph ihr einen Gefallen tun möge, wandte ſie ſich plötzlich an dieſen. Auf der Poſt liege das etwas große Paket, das ihr neues Kleid enthalte. Sie möchte es gar zu gern heute noch anprobieren. Ob es von dem Angeſtellten nicht zu viel verlangt ſei, zu wünſchen, er möchte das Paket herbeiholen? Es ſei vielleicht zu mühſam, und Joſeph habe womöglich Wichtigeres zu tun.

Nein, nein, er werde ſofort gehen und es holen, ſagte er, ganz glücklich darüber, eine Urſache gefunden zu haben, wieder einmal zur Poſt laufen zu können.

Er lief ſogleich weg und brachte nach einer halben Stunde den Karton ins Wohnzimmer der

Villa Tobler. Die Frau war das völlige Selbſtvergeſſen im Öffnen der langerſehnten Poſtſendung. Sie ging in ihr Schlafzimmer hinauf, um das Kleid anzuziehen, Pauline mußte ihr behilflich ſein. Gut, daß der Herr nicht da war. Wie würde der über ihre freudige, frauliche Erregung gehöhnt und geſchimpft haben.

Nach ein paar Minuten trat ſie wieder in das Wohnzimmer, angetan mit dem hochmodern zugeſchnittenen Koſtüm. Es ſtand ihr prachtvoll. Sie wünſchte von Joſeph zu wiſſen, wie ſie ausſehe. Silvi, die kleine Botenläuferin, mußte den Gehülfen aus dem Bureau heraufholen. Dieſer war erſtaunt, Frau Tobler ſo ſchön zu finden. Akkurat wie eine Baronin, ſagte er lachend. Nein, ſagte ſie, im Ernſt, wie ſehe ich aus? Vorzüglich ſehe ſie aus, geſtand er, und er erlaubte ſich hinzuzufügen: „Ihre Figur tritt ſehr gut zum Vorſchein. Sie ſehen jetzt eigentlich gar nicht mehr wie Frau Tobler aus, ſondern wie eine ſeeentſtiegene Nixe. Für Bärenswiler-Augen dürfte das Kleid beinahe zu ſchön ſein. Aber ſchließlich verdienen dieſe Leute auch, daß ſie erfahren und ſehen können, was hauptſtädtiſche Schneiderinnen zu leiſten vermögen. Stoff und Form dieſes Koſtüms ſind derart, daß man meinen möchte, der Stoff ſelber habe zu der Form

den Gedanken gegeben, und umgekehrt ſcheint die Form ſelber dieſen ſchönen Stoff erwählt zu haben."

Über dieſe Rede war Frau Tobler ganz glücklich. Sie mochte in Geſchmacksſachen ein wenig unſicher ſein. Sie ſagte lächelnd, ſie getraue ſich nicht, in dieſem Aufzug über die Gaſſen von Bärenswil zu gehen, ſie wolle daher das Kleid nur tragen, wenn ſie gelegentlich in die Stadt fahre.

Unbezahlte Wechſel und Rechnungen. Die Bank ſtutzte immer mehr. Der Ton, in welchem die Kaſſenbeamten der Bärenswiler Bank mit Joſeph etwas beſprachen, wenn er dort zu tun hatte, drückte nicht mehr nur Erſtaunen, ſondern auch herablaſſendes Mitleid aus. „Schlimm ſteht es bei euch da oben auf eurem Hügel," ſagte dieſer Ton. Erinnerungen und Ermahnungen, nun doch endlich zu zahlen, liefen täglich per Poſt im Abendſtern ein. Nichts war bezahlt, nicht einmal die Zigarren, die fortlaufend geraucht wurden.

Die Gartengrotte war nun auch fertig geworden, bis auf einige Kleinigkeiten, die Tobler ſpäter machen laſſen wollte, ſobald es mit ihm wieder einigermaßen beſſer ſtünde. Die Bauunternehmer reichten ihre Rechnung ein, ſie belief ſich auf ungefähr tauſendfünfhundert Mark, eine Summe, wie man ſie in

der Villa Tobler ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr beiſammen geſehen hatte. Wo hernehmen? Aus der Erde graben? Den Leo nächtlich auf einen luſtwandelnden Rentier hetzen, denſelben zu Boden ſchlagen und berauben? Raubrittergeſchichten gab es im zwanzigſten Jahrhundert leider nicht mehr.

Jetzt war die Zeit da, wo man wenigſtens wieder ein kleines Feſt feiern konnte. Es wurden Karten verſandt an ſieben angeſehene Männer des Dorfes, drei nahmen die Einladung zum nächtlichen Grottenfeſt an, die übrigen vier waren, wie man ſich zu entſchuldigen pflegt, verhindert. Das tat übrigens nichts zur Sache. Je weniger Teilnehmer erſchienen, deſto mehr bekam jeder dieſer Wenigen zu trinken. Es befanden ſich noch einige Flaſchen ausgezeichneten Neuenburgerweines im Keller. Der ſollte jetzt verknallt werden. Eine würdigere Gelegenheit würde ſich nicht ſo raſch wieder bieten.

Die drei Männer, ein Spezereihändler, der Segelſchiffwirt und ein Verſicherungsagent, kamen eines Abends bei ſtürmiſchem Wetter, zu der feſtgeſetzten Zeit, an. Alſogleich begab man ſich in die Feengrotte, ein höhlenartiges, mit Zement ausgeſchlagenes und tapeziertes Ding, länglich wie ein größeres Ofenloch, etwas zu niedrig, ſo daß die Beſucher mehr als einmal die Köpfe anſtießen. Ein

Tiſch wurde in dieſe Grotte geſtellt nebſt ein paar Stühlen, die der Gehülfe und Pauline herbeiſchleppten. Eine Lampe war die Beleuchtung.

Bald kam auch der Wein, der ſich als ein edles, feuriges Getränk in die Gläſer ergoß, worauf er über die koſtenden und ſchmeckenden und ſchnalzenden Lippen ſprang, die Kehlen hinunter. So lange noch ein ſolches Weinlein im Hauſe ſei, ſo — — Tobler hielt in ſeiner Anſprache inne, zur Vorſicht und Beſonnenheit gemahnt durch einen blitzenden Blick aus ſeiner Frau Augen. Ja, da hatte er vor drei heimlichfeißen Bärenswilern eine Dummheit ſagen wollen. Er, er war ein offenes Gemüt von einem Mann.

Die Unterhaltung wurde immer fröhlicher und ungezwungener. Recht unfeine Witze, die in Gegenwart dreier Damen (die Parketteriedamen waren auch da) eigentlich unſchicklich klangen, flogen von Mund zu Mund, aufgefangen von laut lachendem Verſtändnis. Nur Joſeph lachte nicht viel. Ob er nicht zufrieden ſei, wandte ſich Tobler an ihn. Er ſolle nur trinken, dann werde er ſchon munter werden. Die Sorgen lägen auf dem Grund der Gläſer, und man müſſe kurzen Prozeß machen und ſie austrinken. Wo Pauline ſei? Die ſolle den Neuenburger auch zu verſuchen bekommen. Frau

Tobler ſagte, das ſei nicht nötig, aber der Ingenieur beſtand darauf.

Geſchichten von der anzüglichſten Sorte wurden zum beſten gegeben. Die drei Bärenswiler erwieſen ſich als Meiſter in der komiſchen Wiedergabe derſelben. Würde Tobler für jedes Lachen, das an dieſem Abend erſchallte, einen Hundertmarkſchein bekommen haben, ſo wäre er über Nacht ein wahrhaft fürſtlich reicher Mann geworden, hundertmal wohlhabend genug, alle ſeine Schulden auf einen Schlag zu tilgen. Aber das Gelächter trug nichts ein, es verhallte an den Wänden der kleinen Grotte, es beluſtigte bloß, aber bereicherte nicht.

„Auf das Gelingen deiner Unternehmungen, Tobler!“ ſprach der Segelſchiffwirt, indem er ein volles Glas hochhob. Hierdurch gerührt und verletzt ſchwang ſich Herr Tobler zu folgender Rede auf:

Das will ich auch hoffen!

Wenn ein geſunder Mann ſein Letztes an ſeine Ideen ſetzt, ſo gibt es immer im weiten Umkreis der Menſchen Geſchwätze, die dieſes Mannes Werke verleumden und herabſetzen. Dieſer Mann aber ſteht hoch über dieſen Verdächtigungen. Er iſt ein Unternehmer und als ſolcher verpflichtet, nicht nur etwas, ſondern alles zu wagen. Das Wagnis,

meine Herren, ſieht kühn, aber es ſieht auch oft prahleriſch und lächerlich aus, weil es die einzig daſtehende und beſtändige Aufgabe hat, niemandes Urteil zu ſcheuen. Was will das Wagnis in der Dachſtube, im Laboratorium, im Heft, auf dem Zeichentiſch tun? Es entſteht an dieſen Orten, aber wollte es da bleiben, wo es entſtanden iſt, ſo wäre es eine bloße, genußſüchtige Träumerei. Hinaus an das Licht der Welt muß es. Es muß ſich zeigen, es muß die Gefahr, lächerlich und unbrauchbar befunden zu werden, beſiegen, oder es muß von dieſer Gefahr erdrückt werden. Was nützen der Welt die klugen Köpfe, wenn ſie im Verborgenen dahinleben, was nützen die bloßen Erfindungen? Eine Erfindung iſt eine Arbeit aber kein Wagnis, ein bloßer hoher Gedanke rüttelt nicht das Kleinſte am beſtehenden Bau der Welt. Die Ideen müſſen ſich verwirklichen, die Gedanken ſtreben nach der Verkörperung. Hierzu braucht es des kühnen und unerſchrockenen Mannes, des geſunden und ſtarken Armes, der feſten und treuen Hand. Eines Fußes, der, wenn es ihm endlich, nach vielen Widerwärtigkeiten, gelingt, Boden zu faſſen, dieſen Boden nicht bald wieder verlaſſen wird. Eines Herzens, das Stürme erträgt, einer, mit einem Wort, männlichen Seele. Es iſt nicht geſagt, daß dieſer Mann glück-

lich ist, sobald er seine Unternehmungen vom duftenden und rauschenden Erfolg gekrönt sieht, er erstrebt keine persönliche Macht, er hat nur erreicht, was ihn, wenn er es nicht erreicht hätte, würde erstickt haben. Seine Idee will etwas erreichen, nicht er, seine Idee will aber dafür auch alles erreichen. Eine Idee stirbt oder sie siegt. Mehr habe ich nicht zu sagen.

Auf diese ziemlich romantisch gefärbte Rede lächelten die stillen, schlauen Bärenswilerherren mit erzwungen zugepreßten Lippen. Frau Tobler war im höchsten Grad ängstlich geworden. Das Fräulein aus der Nachbarschaft schien die gesamte ohrenspitzende, lauschende Umgegend zu verkörpern, so sehr mit offenem Mund saß sie da. Die alte Dame verstund kein Wort. Joseph teilte die Empfindungen seiner Herrin, und er war zugleich mit ihr froh, als sich Tobler wieder setzte, um ein neues volles Glas Neuenburger herunterzustürzen. Seine Rede hatte ihn beinahe stärker mithergenommen als der genossene Wein. Bald aber lachten wieder alle. Der flüchtig sich in die Grotte verlorne Ernst verflog wieder. Es wurde ein „Jaß" beschlossen. Toblers Augen glänzten wieder ganz genau so fiebrig wie in jener vergangenen Sommernacht, in der die Raketen zu Dutzenden aufgeflogen waren.

„Ja, für Feſte jeglicher Sorte paßt er prachtvoll,“ dachte Joſeph.

Am nächſten Morgen ſchwammen etliche Pfropfen im Teich herum, nebſt ein paar gelber, vom geſtrigen Sturm hier herüber gewehter Blätter. Es regnete. Die ganze Beſitzung ſah traurig und verlaſſen aus. Joſeph ſtand im Garten: welch ein Anblick! Aber er verbot ſich die Stimmung, die ihn ergreifen wollte und zwang ſeinen Gedanken eine alltäglich-praktiſche Richtungnahme auf.

Geſchäfte im bejahenden und erwerbenden Sinne gab es immer weniger zu erledigen. Das Hauptgeſchäft beſtund nur noch im Abwehren der Gläubiger, die anfingen, von allen Seiten her, und in immer ſchrofferer Weiſe, zu drängen, und im Verzögern und Verſchieben der Notwendigkeit, mit Geld herausrücken zu müſſen. Geld, Geld, das mußte herbeigeſchafft werden mit allen noch zur Verfügung ſtehenden Mitteln, aber der Mittel und Wege, dieſes zu bewerkſtelligen, gab es verſchwindend wenige, und die paar wenigen Wege waren durchaus zweifelhafte und unſichere. Eines dieſer noch möglichen Gelderwerbsmittel beſtund in einem gemeinen und ſchamhaften und heimlich betriebenen Anpumpen privaten Charakters. Auf ſeinen Reiſen traf Tobler etwa einen Verwandten oder

einen Bekannten an, dem gestand er entweder die nackte, unfreundliche Wahrheit, oder er schwindelte ihm irgend eine momentane Verlegenheit vor und verstund es auf diese Weise, hie und da Geld, Summen geringen Umfanges, herauszuerwischen. Dieses Geld kam dann in der Regel auf Privat- oder auf Haushaltungskonto zu buchen.

Grundsätzlich hatte Joseph seine Bureaustunden inne zu halten, aber in Wahrheit gab es im Bureau kaum noch etwas Reelles und Vorwärtsführendes zu tun, sondern es galt im Grunde nur noch überhaupt da zu sein. Eines Morgens ließ der Gehülfe aus Vergeßlichkeit die Bureautüre offen stehen beim Weggehen nach der Post. Als er zurückkam, gab es eine Szene: Tobler sagte heftig, Unordnung brauche deswegen, daß kein Geld da sei, noch lange nicht einzureißen. Das verbitte er sich. Wenn auch keine Barschaften zu entwenden seien, so könne doch jemand, sei es der Briefbote, sei es ein anderer, durch die offene Türe, unangemeldet, ohne daß ein Mensch im Hause es merke, eintreten und in den Büchern und Papieren herumstöbern.

Joseph gab zur Antwort, es werde wohl Pauline gewesen sein, die die Türe habe offen stehen lassen. So etwas tue er nicht, er halte stets streng auf Ordnung.

Gerade Pauline, brauſte der Chef auf, ſei ja diejenige, die ihn wegen deſſen verklagt habe, was er, erſtaunlich unverſchämterweiſe, nun auf ſie ſchieben wolle. Er ſchiebe überhaupt immer alles auf Pauline.

Was ſie ihn zu verklagen habe, dieſes Plappermaul, ſagte der in der Schlinge Gefangene. Tobler gebot ihm zu ſchweigen.

Das waren Tage, das, naſſe und ſtürmiſche, und doch war ein eigener Zauber dabei. Das Wohnzimmer wurde auf einmal ſo wehmütig-gemütlich. Die Näſſe und Kälte draußen machten die Zimmer freundlicher. Man heizte jetzt ſchon. Durch das neblige Grau der Landſchaft brannten und leuchteten fiebrig die gelben und roten Blätter. Das Rot der Kirſchbaumblätter hatte etwas Glühendes und Wundes und Wehes, aber es war ſchön, das verſöhnte und erheiterte wiederum. Oft erſchien das ganze Wieſen- und Baumland in Schleier und naſſe Tücher eingehüllt, oben und unten und in der Ferne und Nähe alles grau und naß. Wie durch einen trüben Traum ſchritt man durch das alles hindurch. Und doch drückte auch dieſes Wetter und dieſe Art Welt eine geheime Heiterkeit aus. Man roch die Bäume, unter denen man ging, man hörte reifes Obſt in die Wieſe und auf den Weg.

fallen. Es ſchien alles doppelt und dreifach ſtill geworden zu ſein. Die Geräuſche ſchienen zu ſchlafen oder ſich zu fürchten, zu tönen. An den frühen Morgen und ſpäten Abenden drang über den See der langdahingeatmete Ton der Nebelhörner, die einander da draußen, Schiffe ankündigend, das warnende Signal gaben. Sie erklangen wie Klagelaute von hülfloſen Tieren. Ja, Nebel gab es genug. Dazwiſchen gab es einmal wieder einen ſchönen Tag. Und Tage gab es, echt herbſtliche, weder ſchöne noch wüſte, weder beſonders freundliche, noch beſonders trübe, weder ſonnige, noch dunkle Tage, ſondern ſolche, die ganz gleichmäßig licht und dunkel blieben von Morgens bis Abends, wo vier Uhr nachmittags dasſelbe Weltbild bot wie elf Uhr vormittags, wo alles ruhig und mattgolden und ein bißchen betrübt da lag, wo die Farben ſtill in ſich ſelber zurücktraten, gleichſam für ſich ſorgenvoll träumend. Solche Tage, wie liebte ſie Joſeph. Alles kam ihm dann ſchön, leicht und vertraut vor. Dieſe leichte Traurigkeit in der Natur machte ihn ſorglos, beinahe gedankenlos. Es war dann vieles nicht ſchlimm, vieles nicht mehr ſchwer, was ihm vorher ſchlimm und ſchwerfällig erſchienen war. Eine angenehme Vergeßlichkeit trieb ihn an ſolchen Tagen die hübſchen Dorfſtraßen entlang. Die Welt war

ruhig, gelaſſen und gut und gedankenvoll anzuſehen. Man konnte überall hingehen, es blieb immer dasſelbe blaſſe und volle Bild, dasſelbe Geſicht, und das Geſicht blickte einen ernſt und zart an.

Zu dieſer Zeit wurde, unter dem verſchwiegenen Aufruf: Geld her! ein neues Inſerat „Fabrikbeteiligung geſucht“ in die Zeitungen gedruckt. Die kleinen Geſchäftsleute des Dorfes hatten Geld haben wollen, waren aber abgewieſen, und auf ſpätere Zeiten vertröſtet worden. Im Dorf wurde infolgedeſſen laut geſprochen: Tobler zahlt nicht! Die Frau wagte ſich kaum noch recht in die innere Ortſchaft, ſie fürchtete, beleidigt zu werden. Die hauptſtädtiſche Schneiderin erſuchte brieflich um Einſendung des Preiſes für das angefertigte Kleid. Der Betrag belief ſich auf rund hundert Mark, eine dem Frauengedächtnis nur zu gut ſich einprägende Summe.

„Schreiben Sie ihr,“ ſagte Frau Tobler zum Gehülfen. Es war eben ein Faß jungen Weines oder ſogenannten Sauſers angekommen. Schmal wurde auch jetzt noch nicht im Hauſe gelebt, das verbot der natürliche Frohſinn, der ſich gerade jetzt wieder einzuſtellen begann. Mochten die Leute im Dorf ſagen und denken, was ſie wollten, auch Doktor Speckers, die ſeit drei Wochen ihre Beſuche aufgegeben hatten.

Joſeph ſchrieb der Schneiderin, einer Frau Berta Gindroz, einer Franzöſin: ſie ſolle gefälligſt noch ein wenig Geduld haben. Momentan ſei eine Berichtigung nicht gut möglich. Frau Tobler ſei übrigens mit der Arbeit nicht ganz ſo zufrieden wie frühere Male, indem das Jüpon zu eng geraten ſei, dasſelbe drücke ſie unter den Armen. Auf alle Fälle möchte Frau Gindroz betreffs der Zahlung nur ruhig ſein. Man könne zurzeit nur nicht gut den Herrn wegen dieſer Sache angehen, Herr Tobler ſei mit Geſchäften und Sorgen zu ſehr überladen. Ob das Kleid nicht wohl erſt noch müſſe geändert werden? Man erwarte hierüber Beſcheid und man bitte, davon überzeugt zu ſein, uſw.

Frau Tobler unterſchrieb den Brief wie ein Geſchäftsherr ſeine zahlreichen Korreſpondenzen zu unterſchreiben pflegt.

Der ganze Garten lag voller abgefallener und zugewehter Blätter, da machte ſich der Angeſtellte eines Nachmittags dahinter und fing an aufzuleſen, zuſammenzurechen und zu Haufen zuſammenzutragen, was er vermochte. Der Tag war kalt und finſter. Große, unbeſtimmbare Wolken lagerten düſter am Himmel. Das Haus Tobler ſchien zu frieren und ſich nach dem edlen, heiteren Sommer zurückzuſehnen. Die Bäume in der Umgebung waren jetzt ganz

kahl geworden, ihre Äste waren ſchwarz und naß. Der Bahnwäter kam herzu. Derſelbe wohnte ganz in der Nähe, er war ein freundlicher, beſcheidener, zur Dankbarkeit geneigter Mann, und er kam nun heran und half Joſeph Blätter aufleſen, indem er ſagte, was in guten und beſſern Tagen recht geweſen ſei, das ſei nun wohl in ſchlimmen Zeiten nichts als nur billig. Er habe manches Gute von Herrn Tobler genoſſen. Derſelbe habe ihm etwa manche Zigarre gegeben und manches hübſche Trinkgeld, ſo ſähe er nicht ein, weshalb das immer ſo andauern müßte, und er ſei jedenfalls einer von denjenigen Bärenswilern, die es gut mit dem allezeit freigebig geweſenen Ingenieur meinen.

Bald war der ganze Garten geſäubert. „Auch ſchon wieder eine Arbeit erledigt," ſagte lachend der Bahnwärter. „Ja junger Herr, es gibt mancherlei Sorten Beſchäftigungen, und in allem, was man mit aufrichtigem Bemühen tut, kann ein Stück Ehre liegen. Wenn Sie mir jetzt ein paar von Herrn Toblers Stumpen zum Rauchen geben wollen, ſo iſt mir das nicht unwillkommen. Bei dieſer Witterung kann man einen glühenden Stengel ſchon vertragen."

Frau Tobler ließ dem Mann einen halben Liter „Sauſer" geben.

Der Aktienbierbrauerei Bärenswil wurde betreffs Beſetzung einer Anzahl Felder oder Flügel der Reklame-Uhr Offerte gemacht. Die Firma ſchlug ab, ſpäter vielleicht! Das war ein neuer, peinlicher Mißerfolg, der Tobler veranlaßte, den Briefbeſchwerlöwen zu Boden zu ſchmettern, wo er in Stücke flog, die der Gehülfe aufhob. Gleichzeitig wurde auf das techniſche Bureau ein neues Zahlungsforderungsgeſchütz gerichtet. Die Kanonenkugel verletzte zwar niemanden, aber ſie reizte, ärgerte und vermehrte die Unruhe.

Das war niemand anderes als der frühere Agent und Reiſende Toblers, ein gewiſſer Herr Sutter, der jetzt per eingeſchriebenen Briefen daherzutraben kam, um die rückſtändigen Gehälter und Proviſionen, die ſich auf die Konzeſſionserwerbungen für die Reklame-Uhr bezogen, einzufordern. Tobler würde dieſem Menſchen am liebſten zurückgeantwortet haben: „Du kannſt mir in der Gegend von Genua in die Schuhe hineinblaſen, du Narr, was du biſt,“ aber er mußte vernünftigerweiſe auch dieſe neue, unangenehme Schuldforderung anerkennen und ſchrieb dem Mann: „ich kann nicht bezahlen!“

Geduld! Herr Tobler ſah ſich genötigt, von allen ſeinen Mitarbeitern, Lieferanten und Mitmenſchen Geduld zu verlangen, gleichſam ſo: Habt

Geduld, ich, Tobler, meine es ehrlich und aufrichtig. Ich bin so unvorsichtig gewesen und habe mein gesamtes Barvermögen in meine Unternehmungen geworfen. Treibt mich nicht bis zum Äußersten. Ich ordne meine Verpflichtungen, ich kann noch erben, ich besitze noch Ansprüche auf ein mütterliches Erbteil. Auch habe ich ein neues Inserat, Kapitalien gesucht, in die Zeitungen, die die Welt bedeuten, rücken lassen. Der Kopf schwindelt mir zwar ein wenig, aber usw. —

Wegen des zu erwartenden Erbteiles unterhandelte jetzt Tobler mit seinem Advokaten, an welchen man jeden Tag Briefe und Postkarten schrieb.

Das erste Schützenautomaten-Exemplar war inzwischen fertig geworden, es funktionierte in der Tat glänzend und erweckte fröhliche Hoffnungen. Diesem Automaten, meinte sein Erfinder, bleibe es womöglich noch vorbehalten, die Reklame-Uhr und das darin geworfene Vermögen zu retten. Der Hilfsmechaniker lud Joseph eines Tages ein, das fertige Werk zu besichtigen, und dieser folgte der Aufforderung gerne, umsomehr als der Herbsttag schön und mild war. Er machte sich zu Fuß auf und spazierte gemächlich gegen das eine gute Stunde weit entlegene Nachbardorf zu, rechts zur Be-

gleitung der in die Höhe schießende Wald, links der ruhige See, so ließ es sich ganz gut „in Geschäften“ die Landstraße entlang gehen. In der Ortschaft angekommen, erkundigte er sich nach der mechanischen Werkstätte, fand sie nach vielem Suchen in den durcheinander gekneteten und gebauten Dorfgassen und stand nun vor dem elegant mit Dekorationsfarben angemalten Schützenautomaten. Der Hersteller desselben, indem er Joseph dartat, wie glatt und geräuschlos das Ding lief, brummte, nun erwarte man aber auch von Herrn Tobler eine angemessene Entlöhnung, oder man dürfe, meine man, eine solche gewärtigen, nachdem man doch, was aber Tobler nur nicht anerkennen wolle, die Hauptsache am Werk getan habe. Mit Springen, Befehle erteilen und Umherreisen sei eine Sache eben noch lange nicht in Wirklichkeit im Gang. Dazu bedürfe es der Hände, die auch tatsächlich arbeiten. Ja, Joseph solle nur seinen Chef davon unterrichten, wie man hierorts die Sachlage auffasse, es könne nicht schaden, wenn Tobler es wisse.

Joseph schwieg zu allen diesen unzufriedenen Auslassungen und trat bald den Heimweg wieder an.

Zu Hause rief man ihm schon von Weitem entgegen, es warte ein Herr unten im Bureau auf Herrn Joseph Marti.

Es war der Verwalter des hauptſtädtiſchen Stellenvermittlungsbureaus, der Mann, dem der Gehülfe ſeine Stelle zu verdanken hatte, ein ſonderbar verwilderter Herr, der aber, wie es ſchien, die demütigſten und ſanfteſten Manieren hatte. Die Herren begrüßten ſich gegenſeitig freundſchaftlich, beinahe brüderlich, obſchon ein bedeutender Altersunterſchied ſie trennte. Das gleichſam zerzauſte und zerfetzte Geſicht des Verwalters ließ Joſeph an längſt überſtandene Dinge denken. Eine armſelige Schreibſtube tauchte vor ſeinen inneren Augen auf, ſich ſelber ſah er dort an einem Pult ſitzen, dann ſah er den Herrn Tobler zur Tür eintreten, den Verwalter vom Platz aufſtehen, wie er ſich umguckte nach dem paſſenden Menſchen, der dieſem Herrn Tobler dienen konnte. Wie weit das alles ſchon zurücklag.

Was denn den Herrn Verwalter nach Bärenswil hinaufgeführt habe?

Der ältliche Mann, indem er ſich im Bureau nach allen Seiten umſchaute, ſagte, er komme vor allen Dingen lediglich aus bloßem Intereſſe, damit er ſich einmal den Ort anſehe, an welchem es, wie es ſcheine, Joſeph gefalle. Es ſei heute in der Schreibſtube gerade ein ſchläfriger Tag geweſen, keinerlei Aufträge, da habe er ſich eben in den Zug

geſetzt und ſich den kleinen Ausflug geſtattet. Aber ganz nur neugierdehalber komme er auch nicht, er verbinde gerne mit dem Genußvollen das Nützliche und Notwendige, und ſo möchte er ſich denn die Frage erlauben, warum ihm bis heute noch nicht einmal, trotzdem er wiederholt Mahnbriefe geſchrieben habe, der Betrag, den die übliche Vermittlungsgebühr ausmache, eingeſandt worden ſei. Ob ſeine Briefe und Mahnungen nicht eingetroffen ſeien?

„Ja, die ſind angekommen, aber es iſt kein Geld da, Herr Verwalter," antwortete Joſeph.

„Wie? Und nicht einmal für einen ſo geringen Betrag?"

„Nein!"

Der Verwalter machte ziemlich nachdenkliche Augen und frug, ob Herr Tobler zu ſprechen ſei. Joſeph ſagte:

„Herr Tobler iſt während all dieſer Tage für Menſchen, die Geld von ihm haben wollen, unter keinen Umſtänden zu ſprechen. Hiefür bin ich da, ſein Angeſtellter. Wollen Sie ſich nicht einen Moment, bitte, ſetzen, Herr Verwalter. Sie werden ſich zehn Minuten ausruhen und alsdann wieder gehen. Bei aller Hochſchätzung vor Ihnen bin ich gezwungen, Ihnen zu ſagen, daß man hier im Hauſe Tobler die Leute, die bei uns etwas zu

fordern haben, ſehr ungern ſieht. Sowohl Frau wie Herr Tobler haben mir den beſtimmten Befehl erteilt, mit Erſcheinungen ſolcher Gattung kurzen Handel zu machen, mich mit ihnen in keine Geſpräche einzulaſſen, ſondern ſie kühl abzuweiſen. Sie ſelber, Herr Verwalter, haben mir damals, als ich Ihnen vor dreieinhalb Monaten in der Schreibſtube adieu ſagte, um mich nach Bärenswil zu begeben, anempfohlen, mich als treuen, gehorſamen und fleißigen Mann zu erweiſen, damit man mich brauchen könne und mich nicht nach einem halben Tag ſchlechtbeſtandener Probezeit wieder fortjagen müſſe. Sie ſehen, ich bin heute noch da, ich ſcheine mich alſo zu bewähren. Ich habe mich in die hieſigen, eigenartigen Verhältniſſe hineingefunden, und ich glaube, ich paſſe in dieſe Verhältniſſe."

„Wird Ihnen denn auch Ihr Gehalt ausgezahlt?" fragte der Verwalter. Der Gehülfe ſagte:

„Nein, und das gehört allerdings zu den Punkten, die mir nicht recht gefallen. Ich habe hierüber ſchon mehrmals mit Herrn Tobler ſprechen wollen, aber jedesmal, wenn ich den Mund habe auftun wollen, um meinen Vorgeſetzten an dieſe, wie ich wohl habe empfinden müſſen, für ihn nicht gerade angenehme Sache zu erinnern, iſt mir der

Mut, zu reden, vergangen, und ich habe dann jedesmal zu mir geſagt: Du verſchiebſt es! Und ich lebe ja, auch ohne Gehalt, heute noch.“

„Wie lebt ſich's denn hier. Bekommen Sie gut zu eſſen?“

„Ausgezeichnet!“

Es bleibe ihm alſo, meinte ſorgenvoll der Verwalter, nach allem was geſprochen worden ſei, nichts anderes übrig, als Herrn Tobler auf gerichtlichem Wege zu betreiben.

„Tun Sie das,“ ſagte Joſeph. Der Verwalter griff nach dem abgeſchabten Hut, ſchaute den Gehülfen väterlich an, gab ihm die Hand und ging.

Joſeph nahm ein Stück Papier zur Hand und ſchrieb, da er ſich weiter mit nichts Wichtigerem beſchäftigt ſich, folgendes darauf:

Schlechte Gewohnheit.

Eine ſolche iſt das Bedürfnis, gleich alles zu bedenken, was mir Lebendiges vorgekommen iſt. Das kleinſte Begegnis erregt in mir eine ſonderbare Denkluſt. Eben iſt ein Mann von mir weggegangen, der mir um der Erinnerungen willen, die mit ſeiner alten, armen Geſtalt verbunden ſind, lieb und bedeutend iſt. Ich glaubte etwas vergeſſen, verloren, oder nur liegen gelaſſen zu haben,

als ich in ſein Geſicht ſchaute. Ein Verluſt prägte ſich ſogleich meinem Herzen ein und ein altes Bild meinen Augen. Ich bin vielleicht ein etwas überſpannter, aber ich bin auch ein genauer Menſch. Ich empfinde die kleinſten Verluſte, ich bin in gewiſſen Dingen peinlich gewiſſenhaft, und nur ab und zu muß ich mir wohl oder übel gebieten: Vergiß das! Ein einziges Wort kann mich in die ungeheuerſte und ſtürmiſchſte Verlegenheit ſetzen, ich bin dann von dem Gedanken an dieſes ſcheinbar Winzige und Nichtige erfüllt, durch und durch, während die Gegenwart, wie ſie treibt und lebt, für mich unerklärlich geworden iſt. Dieſe Momente ſind eine ſchlechte Gewohnheit. Auch dies iſt eine ſchlechte Gewohnheit, das was ich da mache, Gedankenaufnotieren. Ich gehe jetzt zu Frau Tobler. Vielleicht hat ſie eine Arbeit häuslichen Charakters für mich. —

Er warf das Geſchriebene in den Papierkorb und verließ das Bureau. In der Tat harrte ſeiner eine häusliche Arbeit, die darin beſtand, die für den Winter beſtimmten Vorfenſter aus der Bodenkammer hinunter in den Keller zu tragen, wo ſie geputzt und gewaſchen werden mußten. So zog er denn gleich ſeinen Rock aus und ſchleppte Fenſter

hinunter. Frau Tobler war erſtaunt über ſeinen feurigen Dienſteifer, und die Waſchfrau, die inzwiſchen putzte, ſagte zu ihm, er ſei etwa noch einer, den man ein bißchen zu allem brauchen könne. Sie hängte dem Lob eine Lehre an und bemerkte mit ihrer rauhen Stimme, das ſei heutzutage, wo die Welt immer unſicherer und veränderlicher werde, beinahe notwendig, daß junge Leute lernten, ſich in alles zu ſchicken. Ein Schaden ſei es für einen jungen Mann jedenfalls nicht, wenn er auch mit den verachteten und geringen Dingen umzugehen wiſſe.

Nachdem die Fenſter gewaſchen waren, mußten ſie in die Zimmer getragen, und in die richtigen Fenſteröffnungen ordentlich hineingehängt werden. Frau Tobler ermahnte den Gehülfen zur Vorſicht, ſtund dabei und ſah ein wenig ängſtlich ſeinen Aushänge-Bewegungen zu, die ihr manchmal zu kühn vorkamen. „Wie gut dieſer Frau der Ausdruck des Bangens ſteht,“ dachte der Fenſterarbeiter und war ſehr zufrieden mit ſich.

Das war vielleicht auch ſo eine ſchlechte Gewohnheit von ihm, daß er zufrieden, ja glücklich war, ſobald es ihm vergönnt wurde, körperlich zu arbeiten. Strengte er denn wirklich ſeinen Geiſt, die beſſere Menſchenhälfte, ſo ungern an? War

er zum Holzhauer oder zum Kutſcher geboren? Hätte er in Urwäldern oder auf Meerſchiffen als Matroſe leben ſollen? Schade, daß es in der Nähe von Bärenswil keine Blockhäuſer zu bauen gab.

Nein, geiſtlos war er vielleicht keineswegs, das iſt übrigens nicht ſo raſch irgend ein geſundgeborener Menſch. Aber er hatte ſo etwas Körperbevorzugendes an ſich. In der Schule, er erinnerte ſich öfters lebhaft daran, war er ein guter Turner. Er liebte das Gehen über Land, das Steigen auf Berge, das Abwaſchen von Küchengeſchirr. Er hatte letzteres zu Hauſe als Knabe getan und dabei ſeiner Mutter Geſchichten erzählt. Arme- und Beinbewegungen empfand er als etwas Köſtliches. Das Baden in kaltem Waſſer war ihm lieber als das Nachdenken über hohe Dinge. Er ſchwitzte gern, das ließ unter Umſtänden tief blicken. War er der geborne Ziegelſteinträger? Hätte man ihn an einen Karren ſpannen ſollen? Herkules war er jedenfalls nicht.

Ja, er hatte ſchon Geiſt, wenn er nur wollte, aber er machte zu gern Pauſen im Denken. Als er eines Tages mitten im Dorf Bärenswil einen Mann ſah, der Säcke ſchleppte, dachte er ſogleich, das tue er auch, ſobald Tobler ihn fortjage. Das war im Hochſommer geweſen. Und

jetzt ist es Herbstende und man hängt Vorfenster an.

Nach Beendigung dieser Arbeit gab es jungen Wein zu trinken. Auch war es schon Nacht und Abendessenszeit. Die Unterhaltung am Tisch war sehr lebhaft, man blieb sitzen, nachdem alle schon längst mit Essen fertig geworden waren. Der Mann der Waschfrau, ein einfacher Fabrikarbeiter, fand sich ein. Frau Tobler lud ihn zu einem Glas Sauser ein, er setzte sich mit an den Tisch, und bald gab er ein fröhliches Lied zum besten. Es wurde ihm immer von neuem eingeschenkt, auch die andern tranken viel. Zu Bett mit euch, Kinder! rief nach einer Stunde Frau Tobler. Pauline trug Dora auf dem Arm von einem zum andern, um gute Nacht zu sagen. Die Waschfrau bewies, daß sie ein drolliges, schnellläufiges Mundwerk hatte, sie erzählte in einem fort Dorfgeschichten, Liebes- und Schauergeschichten. Der Mann fing wieder an zu singen. Seine Frau wollte es ihm verbieten, denn was er sang, war sehr frei, aber Frau Tobler sagte, er solle nur singen, was ihm einfalle, die Kinder seien ja jetzt fort, und ihnen andern allen könne ein ausgelassenes Wort nicht viel schaden, sie selber höre so etwas auch gern einmal an. Der Zauber des Weines legte dem schwärzlich anzu-

ſchauenden, einäugigen Geſellen tolle Reimereien auf die Lippen. Es wurde unbändig gelacht, am meiſten von Frau Tobler, die „profitieren“ zu wollen ſchien, da ſie in den letzten Wochen zu ihrem Kummer faſt gar keine Geſelligkeiten genoſſen hatte. Wenn es keine feinen Leute waren, die ihr heute abend Geſellſchaft leiſteten, ſo waren es doch fidele. Arme Leute, aber aufrichtig fühlende. Außerdem empfand ſie, ſie konnte ſelber kaum ſagen, aus welchem Grunde, das Bedürfnis, einmal recht ausgelaſſen zu ſein, derart, daß ſie Vergnügen fand, die Gläſer immer wieder neu zu füllen, bis es Mitternacht wurde. Joſeph war betrunken, er lallte und war nahe daran, unter den Tiſch zu ſinken. Die andern hielten ſich beſſer. Frau Tobler hatte ſich überhaupt mehr dem Genuß des Geſpräches und des Lachens hingegeben als dem des Trinkens. Der Arbeiter aber ſchien ungeheuer viel vertragen zu können. Joſeph ſtolperte eben die Treppe hinauf, um in ſein Zimmer zu gelangen, als Tobler erſchien mit der ärgerlichen Frage, warum wieder einmal die Verandalampe nicht gebrannt habe. Im Garten draußen ſei es ſtockdunkel, da könne einer ja Arm und Beine brechen. Er ſah, was im Wohnzimmer vorging. Frau und Mann aus der Nachbarſchaft waren aufgeſtanden. Ein wenig ſpäter

ſagten die Leute ſchüchtern gute Nacht und gingen. Was das für eine Wirtſchaft hier ſei? fragte Tobler ſeine Frau. Dieſe konnte nur noch lachen und deutete mit dem Finger auf den Angeſtellten, der mit der einfachen Schwierigkeit kämpfte, die Treppe emporzugelangen. Der Herr war müde, ſo ſagte er nicht viel. „Geſauſert" war worden, es war ein wenig unſchicklich, aber es war kein Verbrechen.

Am andern Morgen ſtand Joſeph etwas früher auf und arbeitete extra fleißig, er empfand Gewiſſensbiſſe und fürchtete ſich vor der Begegnung ſeines Meiſters. Aber es wurde ihm weder ein Ohr abgeriſſen noch flog etwas um ſeinen Kopf herum. Tobler war freundlicher und vertraulicher als je, ja, er machte ſogar Witze.

Im Laufe des Tages geſtand der Gehülfe Frau Tobler, daß er ſich gefürchtet habe. Sie ſchaute ihn groß an, als begreife ſie irgend etwas an ihm nicht und ſagte:

„Sie ſind ein ſonderbares Gemiſch von Feigheit und Kühnheit, Joſeph. Auf die ſchmalen Geſimſe zu treten und mitten im Spätherbſt in den See hinauszuſchwimmen, das tun Sie ohne die mindeſten Furchtgedanken. Auch eine Frau können Sie beleidigen, ohne ſtutzig zu werden. Wenn es aber gilt, vor dem Herrn und Vorgeſetzten einen ganz

unſchuldigen Fehler zu vertreten, ſo fürchten Sie ſich. Da iſt man ja wahrhaftig gezwungen, anzunehmen, entweder Sie ſind Ihrem Herrn ſehr zugetan, oder aber, Sie haſſen ihn heimlich. Was ſoll man glauben? Was ſoll ein ſo ſcharfausgeprägter Reſpekt eines Mannes vor einem andern Mann bedeuten? Gerade jetzt, wo es um die äußere Weltlage Toblers ſchlecht ſteht, muß es einen wundern, Sie dieſen Mann in ſo zarter Weiſe hochachten zu ſehen. Ich bin noch nicht klug aus Ihnen geworden. Sind Sie großherzig? Sind Sie ein Niedriger? Gehen Sie arbeiten. Ich ſoll nicht heftig werden und bin es doch Ihnen gegenüber. Und fürchten Sie ſich in Zukunft nicht mehr vor meinem Mann, er hat noch keinem Menſchen den Kopf abgebiſſen.“

Das war im Wohnzimmer geſprochen worden. Etwas ſpäter überraſchte Joſeph die Frau oben an der Türe ihres Schlafzimmers, ſie hatte dieſelbe zufällig offen ſtehen laſſen, im Negligé. Sie ſtand, ohne an etwas zu denken, mit entblößten Armen neben dem Waſchtiſch und war mit dem Ordnen der Haare beſchäftigt. Als ſie Joſeph hörte und ſah, ſtieß ſie einen Schrei aus und warf die Türe zu. Welche herrlichen Arme! dachte der Gehülfe und ging die Treppe weiter hinauf. Er hatte oben auf dem Boden etwas aus altem Gerümpel hervor-

zusuchen. Statt das was er suchte, fand er ein Paar alte Schaftstiefel von Tobler, die augenscheinlich nicht mehr benutzt wurden. Er schaute diese hohen Stiefel unverhältnismäßig lange an, bis er in Lachen ausbrach ob seiner Gedankenabwesenheit.

Da erschien Silvi auf dem Estrich, sie trug Wäsche in der Hand, die sie hier oben abzulegen hatte. Sie blieb vor Joseph stehen und betrachtete ihn, als ob sie ihn überhaupt noch nie gesehen hätte. Was für ein Kind! Dann legte sie ihre Sachen ab, aber statt hinunterzugehen, stöberte sie, und zwar scheinbar ohne viel Vernunft, in einer offenen Kiste herum und richtete an den ihr zuschauenden jungen Mann allerhand unverständliche Fragen. Silvis Anblick wurde demselben rasch unerträglich und er ging hinunter.

Im Bureau: „Frau Tobler wundert sich über mein Betragen. Dagegen möchte ich mich fast über das ihrige verwundern. Wie kommt sie dazu, solche Worte zu mir zu sagen, sie, die unselbständige Frau, die Mutter Silvis? Gleich werde ich gehen und es ihr ins Gesicht hineinsagen, was für eine Rabenmutter sie ist. Ich bin zwar nur der Angestellte des Hauses Tobler. Dieses Haus aber wankt, mag denn auch meine Lebensstellung wanken."

Neben der Wohnzimmertüre stand Frau Tobler

und ſprach mit großer Erregung ins Telephon hinein. Offenbar handelte es ſich wieder einmal um eine unangenehme Sache. Ihr Rücken zitterte und die Schultern hoben und ſenkten ſich ſtürmiſch. Sie ſprach ſtreng und gebieteriſch. Sollte der andere Sprecher ein unverſchämter Gläubiger ſein? Ihre Stimme klang ſo hoch, daß ſie in den eigenen Tönen und Bändern zu zerreißen drohte. Endlich war ſie fertig. Sie zeigte Joſeph ein ebenſo ſtolzes wie ſchmerzvolles Geſicht. Sie hatte während des Sprechens geweint.

„Wer war das?“ fragte er.

„O,“ ſagte ſie, „der Bauunternehmer, der, der die Grotte gemacht hat. Er will Geld. Ich habe ihn aber, wie Sie ſoeben werden gehört haben, in die Schranken zurückgewieſen.“

Sie ſagte nicht, in was für Schranken. Aber ob ſie es nun geſagt oder nicht geſagt hatte, jedenfalls hatte der Gehülfe nicht mehr den Mut, ſie eine Rabenmutter zu ſchelten.

Er hätte auch ebenſo gut ans Telephon gehen können. Ob er es denn nicht klingeln gehört habe? Nein? Dann ſolle er doch immer die Bureautüre ein wenig offen ſtehen laſſen, dann werde er es ſchon hören.

Joſeph hatte es ganz gut klingeln gehört, aber

er war zu träge gewesen und er hatte gedacht: „Die kann jetzt auch einmal telephonieren. Das schadet dem Hochmutston nichts.“

Walter kam und erzählte, wie Edi, sein Bruder, einem Bärenswiler Herrn die Zunge ausgestreckt, und die lange Nase gemacht habe. Edi sei in des Mannes Garten gedrungen, um Birnen zu nehmen, er sei aber überrascht worden und habe eine Ohrfeige gekriegt. Aus der Ferne habe dann Edi dem Mann allerhand Schimpfwörter nachgerufen.

Das müsse sie ihrem Mann sagen, meinte Frau Tobler.

„An Ihrer Stelle, Frau Tobler“, warf Joseph ein, „würde ich selber den Knaben bestrafen, meinetwegen hart, aber ich würde es niemals ‚meinem Mann‘ sagen. Erstens ist Herr Tobler jetzt, wie ja Sie am besten wissen, mit anderweitigen Dingen genug beschäftigt, und zweitens sind Sie doch Edis Mutter und können gewiß ebenso gut wie Ihr Mann die Strenge, womit der Schlingel bestraft werden soll, messen. Hört Herr Tobler heute abend wieder, wie nun schon so oft, solcherlei Klagen aus Ihrem Munde, so dürfte er leicht außer sich geraten, und die Strafe wird nur zu leicht eine grausame, aber keine gerechte sein. Denken Sie doch, gnädige Frau, in welche Wutstimmung Sie Ihren Mann

verſetzen, wenn Sie ihn mit derartigen, in der Tat nicht ſehr gewichtigen Dingen, in dem Moment beläſtigen, den er dazu benutzen will, wieder ein wenig im Kreiſe ſeiner Familie von ſeinen Geſchäften und Gelderwerbsplänen auszuruhen, und Sie werden mir, ſo ſehr Sie auch geneigt ſind, mich für Ihren Kränker zu halten, recht geben. Verzeihen Sie mir. Ich habe im Intereſſe des Hauſes Tobler geſprochen, ich liebe dieſes Haus, ich habe den Wunſch, hier nur nützlich zu ſein. Sind Sie mir böſe, Frau Tobler?“

Sie lächelte und ſchwieg, indem ſie es ſcheinbar für überflüſſig fand, ein Wort zu erwidern. Sie ging in die Küche hinaus, er ins Bureau hinunter.

Herr Tobler kam zum Abendeſſen nach Hauſe, was ſelten geſchah. Wie es gehe zu Hauſe, fragte er mit dunkler, gepreßter Stimme, er befand ſich in übler Laune. Joſeph fühlte ſich ſogleich unbehaglich beim Klang dieſer Stimme. Dieſe Stimme, welchen Eindruck ſie auf ihn machte! Mußte denn Tobler gerade zum Eſſen heimkommen, um zu konſtatieren, wie ſein Gehülfe es ſich wohl ſchmecken ließ? Der Appetit verging ihm beinahe, und er nahm ſich vor, gleich nach dem Eſſen noch raſch zur Poſt ins Dorf zu ſpringen. Tobler hatte ſeinen Überzieher mühſam abgelegt. Joſeph dachte bei

ſich, vielleicht wäre es gut getan geweſen, wenn er vom Platz aufgeſprungen wäre und dem Herrn geholfen hätte, aus dem Mantel herauszukommen. Das würde womöglich Toblers ſchlechte Laune, die man ihm anmerkte, bedeutend gebeſſert haben. Warum nur ſo wenig zuvorkommend? Ob ihm das an der Mannesehre geſchadet hätte? Schöne Ehre, dazuſitzen und ängſtlich zu hoffen, es werde keine Szene geben. Toblers Auftreten ließ Joſeph immer Szenen befürchten. Ja, dieſer Mann hatte etwas ſo Zurückgebändigtes an ſich, etwas dick und rot Aufgehäuftes, etwas innerlich Knatterndes und leiſe Krachendes. Das ſah aus, als ob es jeden Moment losbrechen möchte. Und da war es denn wirklich nicht angebracht, an Ehrverletzung zu denken, da tat man einfach das Gute, das Notwendige und das Zornesausbruch-Verhütende. Man zog einen Überzieher aus, und der ganze Familienabend konnte gerettet ſein. Tobler konnte ja ſo entzückend kameradſchaftlich werden, wenn er bei Laune war. Geradezu freigebig. Aber Joſeph hatte ſich geſchämt, artig zu ſein, und noch etwas, die Frau tat jetzt, als ob er an einem Schnürchen mechaniſch wäre aufgezogen worden, den Mund auf und erzählte in aufreizendem Tone die Geſchichte und Sünde Edis.

Der Vater trat zu dem Sohn hin und verſetzte demſelben einen Schlag an den kleinen Kopf, der einen ſtarken Mann hätte umwerfen können, wie mehr ein derartiges Bürſchchen, wie der Edi eins war. Alle im Zimmer zitterten. Frau Tobler ſenkte ihre Augen ſchamhaft. Es tat ihr jetzt leid, geſprochen zu haben. Tobler jagte Edi mit Hieben und Stößen in die dunkle Nebenkammer hinein. Walter, der kleine Angeber, war totenbleich geworden. Dora umklammerte den Arm der Mutter. Dieſe wagte zu ſagen, es ſei genug, Tobler ſolle ſich beruhigen. Dieſer ſtöhnte.

„Eine unbegreifliche Frau," murmelte Joſeph für ſich.

Das müſſe noch ſein, zu der Zeit, da ſowieſo im ganzen Dorf alles, was eine Stimme und ein Maul habe, wider ihn rede, ſagte Tobler, indem er ſich an den Tiſch ſetzte. Solche Rangen! Damit jeder Beliebige bald mit Fingern auf ihn, den Erzieher und Vater, deuten dürfe und ſagen dürfe, die Jungen machen's halt wie der Alte. So wie man nur einen Fuß ins Haus ſetze, ſpringe einem eine Widerwärtigkeit entgegen. Da ſolle einer noch den Mut haben, zu hoffen, es ſei irgend eine Wendung zu Beſſerem möglich. Mit den eigenen Kindern ſei man geſtraft. Das komme, weil

man ſich verpflichtet glaube, ſie ordentlich zu halten, zu kleiden und zu ernähren. Der Teufel auch. Barfuß mußten ſie ihm nächſtens zur Schule gehen, die Spitzbuben, und trockenes Brot zu eſſen haben ſtatt Fleiſch. Er werde einen andern Takt einführen. Aber das ſei gar nicht nötig, es mache ſich bald von ſelber. Wenn bald nichts mehr werde zu eſſen da ſein, wolle er ſehen, daß dieſe ſeine Brut ganz anders ſich aufführe.

Er verſündige ſich, und es genüge jetzt, ſagte Frau Tobler.

Tobler führte kein anderes Regiment in ſeinem Hauſe ein, Taktſtock und Tonart blieben dieſelben im Abendſtern. Der Dirigent hatte zu viel anderes im Kopf, und der Hülfsdirigent war eine zu beſcheidene, zu zufriedene Natur. Dem brauchte man ja nicht einmal die längſt verfallenen Gehälter auszubezahlen. Der nahm mit der Idylle vorlieb, mit dem, was da war. Wolken und Winde flogen auch um das Haus Tobler noch herum, und ſo lange die Gebilde Luſt hatten, dazubleiben, mochte es den Gehülfen auch nicht ans Fortgehen mahnen.

Eines Tages ſchneite es. Erſter Schnee im Jahr, wie biſt du nur ſo erinnerungsreich anzuſchauen. Altes Erlebtes fliegt mit dir ſtürmiſch dem

Erdboden zu. Die Geſichter von Vater und Mutter und Geſchwiſtern löſen ſich deutlich und vielſagend von deinen naſſen, weißen Schleiern ab. Es wird einem ſo ernſt und ſo luſtig zumut, wenn du daherkommſt, mit deinen unzähligen Flocken. Man glaubt, du ſeieſt ein Kind, ein Bruder oder eine liebe, zaghafte Schweſter. Man hält die Hand hin, um dich aufzufangen, nicht dich ganz, ſondern nur kleine Stücke von dir. Der Kübel, der dich auffangen wollte, müßte breit und groß ſein, wie die Erde. Lieber, erſter Schnee, ſchneie! Es macht ſich ganz prachtvoll, das weiche Ding, das du da über Toblers Haus und Garten in aller Stille breiteſt. Frau Tobler ruft erſtaunt aus: „Es ſchneit!“ Die Kinder kommen mit Geſchrei und mit Flocken in den geröteten Geſichtern und mit Schneeſtücken in den Haaren in die warme Stube hinein. Da wird Pauline im Garten bald Wege in den Schnee hineinſcharren und fegen müſſen, damit Herrn Toblers Füße und Schuhe nicht allzu naß werden.

Tobler ſchickte auch ſeine Buben noch nicht barfuß zur Schule. Solch eine Verordnung hatte ihre guten Wege. Auch zu eſſen gab es noch immer in der netten Villa trotz des wilden Schneegeſtöbers und trotz Kälte und Näſſe. Joſeph zog ſeinen Überzieher an, wenn er zur Poſt lief, es war

ein geſchenkt bekommener, aber er gab trotzdem warm und kleidete hübſch. Frau Tobler bat den Gehülfen, ihr aus dem Dorf etwas zum Leſen mitzubringen, das Leſen fange an in die langen Nächte ganz gut zu paſſen. Jaſſen könne man auch nicht jedesmal nach dem Abendeſſen. Joſeph ging in die Gemeindebibliothek und holte und brachte Leſeſtoffe. Die Mädchen gingen in kleinen, roten, dicken Überkleidern in den Schnee hinaus, mit Schlitten, um den Hügel hinunterzufahren, aber es ging noch nicht recht, der junge Schnee war zu naß und ſaß nicht feſt genug auf der ſteinigen Erde. Leo, der Hund, half mit ſich umherzutummeln.

Wie doch alle vier Jahreszeiten ihren beſonderen Geruch und Ton haben. Den Frühling meint man, wenn man ihn ſieht, nie ſo geſehen zu haben, nie ſo beſonders. Im Sommer iſt einem die Sommerüppigkeit jedes neue Jahr neu und zauberhaft. Den Herbſt hat man ſich früher nie recht angeſchaut, erſt dieſes Jahr, und im Winter iſt wieder der Winter ganz neu, ganz, ganz anders wie vor einem oder vor drei Jahren. Ja, auch die Jahre haben ihre eigene Note und ihren eigenen Duft. Das Jahr da und da zugebracht zu haben, heißt es erlebt und geſehen haben. Orte und Jahre ſind eng miteinander verbunden, und erſt Ereigniſſe und Jahre?

Die Erlebniſſe können ein Jahrzehnt ganz neu färben, wie mehr und wie raſcher ein kurzes Jahr. Ein kurzes Jahr? Joſeph iſt mit dieſem Ausſpruch keineswegs zufrieden. Soeben iſt er vor der Villa geſtanden und hat, in Gedanken verloren, geſagt: „Solch ein Jahr, wie lang und wie voll iſt es doch.“ —

Und das Lange war ihm nicht raſch vorübergegangen, erſt als er an dasſelbe dachte, ſchien es ihm Flügel, Federn und Flaumesleichtigkeit gehabt zu haben. Es war nun Mitte November, aber wenn er es ſich recht überlegte, ſo hatte er ſchon im Mai der Welt dieſe Miene und dieſe Manieren und dieſe Gedanken gezeigt. Er hatte ſich, wie ſeine Freundin Klara ſagte, wenig verändert.

Und die Welt, verändert ſie ſich? Nein. Das Winterbild kann ſich über die Sommerwelt werfen, aus dem Winter kann Frühling werden, aber das Geſicht der Erde iſt dasſelbe geblieben. Es legt Masken an und ab, es runzelt und lichtet die große, ſchöne Stirne, es lächelt oder es zürnt, aber bleibt immer dasſelbe. Es liebt die Schminke, es färbt ſich bald bunter, bald matt, bald iſt es glühend und bald blaß, es iſt nie ganz dasſelbe, es verändert ſich immer ein wenig und bleibt doch immer lebendig und ruhelos gleich. Es blitzt mit den Augen

Blitze und donnert mit seiner gewaltigen Stimme den Donner, es weint den Regen in Strömen herab und läßt den saubern, glitzernden Schnee zu seinem Mund herauslächeln, aber an den Zügen und Linien des Gesichtes verändert sich spurwenig. Manchmal nur fährt ihm ein schauderndes Erdbeben, ein Hagelsturz, eine Fluten-Überschwemmung oder ein Vulkanfeuer über die ruhige Oberfläche dahin, oder es erbebt und erschaudert innerlich von Welt- und Erdempfindungen und -Zuckungen, aber es bleibt dasselbe. Die Gegenden bleiben dieselben, Städteansichten allerdings weiten und runden sich aus, aber wegfliegen und sich einen andern Ort aussuchen, von einer Stunde auf die andere, das können Städte auch nicht. Die Ströme und Flüsse fließen dieselbe Bahn wie seit Jahrtausenden, sie können versanden, aber sie stürzen nicht plötzlich über ihre Strombetten an die offene leichte Luft hinaus. Das Wasser muß sich durch Kanäle und Höhlen hindurcharbeiten. Das Strömen und Wühlen ist sein uraltes Gesetz. Und die Seen liegen, wo sie seit langer, langer Zeit liegen. Sie springen nicht zur Sonne hinauf und spielen nicht Ball wie Kinder. Sie sind manchmal empört und schlagen ihre Wasser und Wellen zornig zischend zusammen, aber sie verwandeln sich weder eines Tages in Wolken noch

eines Nachts in wilde Pferde. Alles in und auf der Erde gehorcht ſchönen, ſtrengen Geſetzen, wie die Menſchen.

Es war alſo jetzt Winter geworden um Toblers Haus herum.

Einen Sonntag gab es zu dieſer Zeit, an dem Joſeph geglaubt hatte, in die Hauptſtadt fahren, und ſich wieder einmal amüſieren zu ſollen. In der Stadt hatte er Nebel in den Straßen gefunden, naſſe Blätter am Boden, Bänke in den Anlagen, auf die man ſich jetzt nicht mehr ſetzen konnte noch mochte, in den innern Gaſſen Lärm und am Abend vor den zahlreichen Kneipen gröhlende Betrunkene. Eine halbe Stunde lang war er bei ſeiner Frau Weiß geweſen, um ihr zu erklären, wer Tobler und Frau Tobler ſeien, aber eine innere Scham und Ungeduld hatte ihn bei der ruhigen und gelaſſenen Frau nicht lange gelitten, er war wieder in die Gaſſen der Sonntagnacht hinuntergegangen und hatte ein paar Lokale zweifelhaften Genres aufgeſucht, um ſich zu „amüſieren“. War er der Menſch dazu geweſen? Jedenfalls hatte er viel Bier getrunken, und im „Wintergarten“ hatte er mit jungen, gigerlhaften Italienern am Büffet Händel angefangen. Ebendaſelbſt ſtieg er auf die kleine Variétébühne,

vor aller Anweſenden Augen, und zum größten Gaudium derſelben, und fing an, den Gaukler, der ſich dort produzierte, in den Geſetzen des Geſchmackes und der körperlichen Geſchicklichkeit zu unterrichten, bis er ſchließlich von einer Handvoll Kellner zum Lokal hinausgewieſen wurde.

In der Kälte der Nacht ſetzte er ſich in den Anlagen auf eine Bank, um ſich den Rauſch von der herrſchenden, rauhen Witterung aus Kopf und Gliedern hinausblaſen zu laſſen. Ein wahrer Sturmwind ſauſte und rüttelte in den Äſten der Parkanlagebäume. Das aber ſchien einem zweiten, nächtlich hier, wie es ſchien, ebenfalls ausruhenden Menſchen, der ſich auf die Bank vis-à-vis von Joſeph gelagert hatte, gänzlich gleichgültig zu ſein. Was konnte das für ein Menſch ſein, und was hatte ihn veranlaßt, ſich hier, gleich Joſeph, in die offene, rückſichtsloſe Sturmnacht zu ſetzen? Tat man ſolches? Der Gehülfe, irgend ein Unglück oder einen Schmerz ahnend, trat auf die ruhende, dunkle Geſtalt zu und erkannte — Wirſich.

„Sie hier? Wie geht's Ihnen denn, Wirſich?“ frug er erſtaunt. Sein Rauſch war mit einmal verflogen. Wirſich gab lange keine Antwort. Dann ſagte er:

„Wie es mir geht? Schlecht. Wer läge ſonſt

hier im Regen und in der Kälte? Ich bin ohne Stellung und ohne jeden Halt. Ich werde ſtehlen, ich werde ins Gefängnis kommen."

Er brach in lautes, elendes Weinen aus.

Joſeph bot ſeinem Vorgänger in Toblers Amt ein Goldſtück an. Dieſer nahm es, ließ es aber zu Boden fallen. Der Gehülfe ſchrie ihn an:

„Seien Sie doch nicht ſo borniert, Menſch. Nehmen Sie das Geld. Tobler ſelber hat es mir heute zaudernd genug gegeben. Wir dort oben im Abendſtern haben jetzt auch ſozuſagen kein Geld mehr, aber wir laſſen den Mut keineswegs ſinken. Sie, Wirſich, brauchen durchaus nicht zu ſagen, Sie müſſen ſtehlen gehen. Da ſchlägt man ſich lieber mit der Hand eins auf den Mund, bevor man ſo etwas ſagt. Warum ſtehlen gehen? Gibt es nicht eine Schreibſtube für Arbeitsloſe? Aber Sie ſchämen ſich wohl, dorthin zu gehen, zu dem Herrn Verwalter, der ein ſehr, ſehr lieber, mildedenkender, erfahrener Menſch iſt. Wir im Abendſtern, wir ſind eines Tages freidenkend genug geweſen und haben uns aus dieſer Schreibſtube einen jungen und in der Tat vielleicht nicht ganz tüchtigen, wohl aber brauchbaren und ſchmiegſamen Menſchen, namens Joſeph Marti, geholt, weil Herr Wirſich nicht mehr hat gut tun wollen. Gehen Sie und arbeiten Sie, fragen Sie

morgen früh überall, wo Sie auch mit dem Fuß hintreten, nach Arbeit, und sein Sie überzeugt, man gibt Ihnen irgendwie und wo welche. Was für Manieren! Sie werden an manchen Orten sicherlich schnöde und kalt abgefertigt werden, aber dann gehen Sie eben weiters, bis Sie gefunden haben, was Sie in die Lebenslage versetzt, aus welcher heraus man langsam wieder ein Mitmensch wird. Man soll sich verbieten, ans Stehlen zu denken. Der gesunde Kopf soll der Gebieter sein und bleiben, man soll ihn nicht reizen und reizen, bis er zum Narren und Schurken wird. Doch jetzt würde ich an Ihrer Stelle mit dem Gelde da, das nicht ich, sondern Tobler Ihnen jetzt gegeben hat, irgend ein vernünftiges Nachtlager für den vorbereitenden Schlaf aufsuchen gehen. Sagen Sie, was macht Ihre Mutter?“

„Krank!“ machte Wirsich mehr mit der Hand als mit dem Mund. Joseph rief aus:

„Und wegen Ihnen, nicht wahr? Entgegnen Sie mir nichts, ich weiß es, als ob ich der ständige Zeuge dieser Krankheit und dieses Verfalles gewesen wäre. Welche Mutter verzweifelt nicht, wo der Sohn aus jeder Art schlägt, derart, daß er dem fleißigen Zigarrenstummelaufleser nicht mehr gerade in die Augen zu blicken wagt? Da ist sie jahrelang stolz

auf den Herrn Sohn gewesen, hat stets zu ihm hinauf mit den Augen der Liebe und Bewunderung geschaut, hat ihn gesorgt und gepflegt, lebt noch, ist krank, aber könnte gesund sein in den alten und ausglimmenden Tagen, wenn der Gegenstand der Pflege und Liebe recht und tüchtig und nur ein strohhalmdünn wacker tun wollte. Es brauchte ganz wenig, und die alte Frau wäre zufrieden, und sie würde versuchen, ihrem alten, zerbrochenen Stolz neue Flammen anzuhauchen. Ihr Kind würde sie schon um der Versuche willen, honett und stark zu bleiben, beinahe anbeten. Und der Vergeßliche und Entartete ist dazu noch der einzige Sohn, die erste und letzte Möglichkeit des mütterlichen Gefühlsfeuers, und er ist plump und grausam genug, auf die Liebe und tage- und jahrelange Freude täppisch zu treten. Hören Sie, Wirsich, ich möchte Sie am liebsten durchprügeln."

Sie gingen zusammen, um eine Schlafstätte ausfindig zu machen. Im Gasthaus zum „Roten Haus" war noch Licht, sie traten in die Gaststube. Allerhand Handwerks- und Wandersmenschen saßen um einen Tisch herum, einer gab Schelmenstreiche, die er scheinbar vielfach verübt hatte, zum besten, die Übrigen horchten zu. Joseph bestellte ein Nachtessen und etwas zu trinken. Er würde, dachte er,

morgen früh mit dem allererſten Zug zurück nach Bärenswil fahren.

Es war nur noch ein einziges Zimmer im ganzen Gaſthof frei. Wirſich und Marti ſchliefen daher beide in ein und demſelben Bett. Bevor ſie einſchliefen, plauderten ſie noch eine ganze halbe Stunde lang zuſammen. Wirſich war nach und nach munter geworden. Joſeph ſagte ihm, er ſolle nur von morgen ab ruhig in dieſem Gaſthauszimmer wohnen bleiben und hier fleißig Offertbriefe ſchreiben, die er, in Kuverts ſäuberlich geſteckt, ſelber an Ort und Stelle hintragen könne. Man müſſe ſich unter keinen Umſtänden ſchämen, Armut und Not an den heiteren Tag zu legen, dürfe aber dabei keine gar zu wehleidige Jammermiene machen, ſonſt widere das die Leute, auf deren Wohlwollen es ankomme, nur zu bald an. Eine Trauermiene ſei überdies geſchmacklos. Das Perſönlich-Hingehen zu den Geſchäftsleuten habe das Gute, daß dieſe meiſt gebildeten und vernunftvollen Menſchen einem etwa ein Fünfmarkſtück in die Hand drückten, da ſie den Beweis vor Augen hätten, daß der Stellenſuchende ſich ehrlich Mühe gäbe. So hätten es etliche und andere, die er, Joſeph, ſehr gut kenne, gemacht, und ſie hätten dabei immer gewiſſe beſcheidene Erfolge zu erzielen gewußt. Namen und Schickſal von Hülfe-

flehenden ſeien den Reichen meiſt ganz ſchnuppe, aber dieſe Herren gäben eben etwas, das ſei in guten, alten Firmen und Familien von alters her gutmütiger und vornehmer Brauch geweſen. Wirklich armes müſſe zu wirklich vornehmem Weſen hingehen, in aller Ruhe, dort ſei es immer noch am wenigſten am Halſe geſchnürt und könne atmen und könne ſich zeigen, wie es beſchaffen ſei und ſo, wie es eben einmal leide. Man müſſe, wenn man ſchon nun einmal am Boden liege und Not erdulde, lernen, mit Anſtand und Freiheit zu zeigen, daß man bitte, das entſchuldige und verſtehe man, das erweiche ein wenig die Herzen und könne niemals die gute und geſchmeidige Sitte verletzen. Voll Haltung müſſe aber einer dabei ſein, dürfe nicht zu greinen anfangen wie ein halbjähriges Wickelkind, ſondern ſolle zeigen durch ſein Benehmen, daß er von etwas Großem und Mächtigem, vom Unglück, darniedergeworfen worden ſei. Das ehre wiederum ein wenig und veranlaſſe den Härteſten zur flüchtigen, ſüßen, edlen, anſtandsvollen Milde. So, jetzt habe er ihm da eine lange Rede gehalten, und gehörig ſchwungvoll obendrein, jetzt aber, wie er zu tun gedenke, wolle er ſchlafen, denn er müſſe früh wieder aufſtehen.

„Sie ſind, glaube ich, ein guter Kerl, Marti,“

ſagte der andere. Dann ſchliefen ſie ein. Es war ſchon halb vier Uhr morgens. Um acht Uhr, nach drei Stunden Schlaf und einer dämmernden Eiſenbahnfahrt, ſtand der Gehülfe wieder im techniſchen Bureau, zwiſchen Zeichen- und Schreibtiſch. Jetzt ging er ins Wohnzimmer frühſtücken.

Acht Tage darauf hatte er ſich wieder, und zwar als Arreſtant, nach der Stadt zu begeben. Einen zweitägigen Arreſt hatte er dafür abzuſitzen, daß er die herbſtliche Wiederholungsübung verſäumte. Er meldete ſich zur beſtimmten Stunde in der Kaſerne an, man nahm ihm die Militärpapiere ab und führte ihn in den Karzer. Dort lagerten auf Pritſchen und untergelegten Mänteln an die fünfzehn jüngere und ältere Männer, die alle den Neuankömmling muſterten. Es roch nach allem möglichen Schlechten in dem Raum, deſſen vergittertes Fenſter direkt an den Straßenboden anſtieß. „Ich habe wenigſtens zu rauchen," dachte Joſeph und begann, es ſich auf einer der Pritſchen nach Möglichkeit bequem zu machen. Bald hatten ihn alle Inſaſſen der bunten Reihe nach angeſprochen. Es waren aller Art Menſchen, die ähnliche Strafen wie der Gehülfe zu verbüßen hatten. Einer wie der andere ſchimpfte. Entweder war es ein

höherer Offizier, der irgend etwas Ungeheuerliches begangen haben ſollte, oder es wurde irgend einem Staats- oder Zivilbeamten heimgezündet. Die Geſichter aller dieſer fünfzehn oder ſechzehn Menſchen drückten Langeweile, Appetit nach Bewegungsfreiheit und Unzufriedenheit mit der Stumpfheit, die im Raume herrſchte, aus. Es lagen welche Burſchen da, die ſchon wochenlang ſaßen, einer ſogar, ein Melker, monatelang.

Neben dem Hoteliersohn und Amerikareiſenden lag hier der Tapezierer, neben dem Maurer und Handlanger der Kommis, neben dem Kuhmelker und Schweizer der reiche, jüdiſche Handelsmann, neben dem Schloſſergeſellen der Bäckermeiſter. Keiner von den fünfzehn Leuten glich dem andern, aber alle glichen ſich in der Art, wie ſie ſchimpften und Kurzweil trieben. Daß auch wohlhabende und gebildete Leute da waren, hatte ſeinen Grund in der geſetzlichen Unmöglichkeit, Arreſtſtrafen in Geldſtrafen umzugeſtalten, ſo daß hier eine Gleichheit der Behandlung herrſchte, wie man ſie im ungebändigten, offenen Leben lange ſuchen konnte.

Plötzlich wurde ein, wie es Joſeph ſchien, regelmäßig an der Tagesordnung ſtehendes Spiel arrangiert. Es hieß das „Schinkenklopfen“ und beſtand in einem ziemlich brutalen Draufloshauen

mit der geſtreckt flachen Hand auf den Podex desjenigen, der verdammt war, denſelben den unbarmherzigen Hieben darzuhalten. Einer der Nichtmitſpieler mußte dem Dulder die Augen zudecken, damit er ſich nicht die Herkunft der Hiebe und Schläge merken konnte. Erriet er nun aber trotzdem die Perſon deſſen, der ihn gehauen hatte, ſo war er frei, und der Ertappte hatte ſich, willig oder nicht, an die unangenehme Stelle des Erlöſten herabzubücken, bis auch ihm das raſch- oder langſam-erkämpfte Glück des richtigen Erratens zufiel.

Dieſes Spiel wurde eine gute Stunde aufs eifrigſte betrieben, bis die Hände vom Schlagen ermüdet waren. Nach einiger Zeit kam das Eſſen, du liebe Zeit, es war eben eine Karzerkoſt, keine Bohnen, Rüben oder Blumenkohl, nicht einmal ein kleines Schweinefilet, ſondern Suppe und ein Stück Brot, langweiliges, trockenes Brot, nebſt einem Schluck Waſſer. Die Suppe war auch eine Art Waſſer, und die Löffel waren außerdem noch in ziemlich degoutierender Art und Weiſe an die Suppentöpfe angekettet, wie wenn einer das Blei hätte ſtehlen wollen, wozu doch ſicherlich kein Grund da war. Aber es war praktiſch, dieſes Anketten, und militäriſch und beleidigend, und Karzerinſaſſen waren begreiflicherweiſe nicht dazu da, um geſchmeichelt,

liebkoſt und flattiert zu werden. „Der verächtlichen Handlungsweiſe die verächtliche Strafe“: das ſtund ſcheinbar auf dem Eßgeſchirr deutlich und ankältend geſchrieben.

Langweilige, öde zwei Tage!

Der Schweizer oder Melker war von allen noch der Luſtigſte. Dieſen wahrhaft ſchön anzuſchauenden Burſchen hatten „ſie“ gefeſſelt dahergebracht, weil er ſich herausgenommen hatte, den Polizeiunteroffizier, der ihn arretierte, um den Kopf zu ſchlagen, daß demſelben das Blut zu Mund und Naſe hervorſpritzte. Für dieſe Tat wurde natürlich dem Melker dann ein ganzer Monat oder mehr zu der anfänglichen Strafe hinzudiktiert, was aber dieſen ſcheinbar unerſchrockenen und in Dingen der ſchönen Ehre vollſtändig gleichgültigen Menſchen gar nicht weiter beunruhigte. Im Gegenteil, er ſchuf ſich aus dem ſtumpfſinnigen, gezwungenen Daliegen einen poſſierlichen und fidelen, monatelang anhaltenden Witz, er verſtund es vortrefflich, ſich und alle andern zu unterhalten, und nie wollte in dieſem Kellerraum das Lachen ganz verhallen und erlahmen. Dieſer Melker ſprach von Staats- oder Militärperſonen nie anders als im Tone kindlich-kräftiger Überlegenheit und Übermutes. Nie kam etwas Giftiges und Wütend-Zurückgehaltenes über ſeine Lip-

pen. Tauſend Anekdoten, die er, erfunden oder wahrhaft erlebt, erzählte, hatten alle mehr oder weniger zum Inhalt die Betölpelung und Naſeführung irgend welcher Standesmenſchen, mit denen dieſer ſchöne, verdorbene Menſch wie mit lächerlichen und hölzernen Puppen umzugehen gewohnt ſchien. Kraftvoll und geſchmeidig wie er war, durfte man der Hälfte ſeiner Erzählungen ruhig, und ohne die geſunde Vernunft zu verletzen, Glauben ſchenken, denn das ſchien in der Tat ſolch ein Menſch zu ſein, herkommend direkt noch von den ſtolzen und unbändigen Ahnen des Landes, ausgeſtattet mit längſt aus den Generationen entſchwundenen Spiel- und Raufkräften, und mit dem Mute begabt, der eben die Geſetze und Gebote der weiten Öffentlichkeit faſt notwendigerweiſe verachtete. Sonderbarerweiſe trug er, um den Unfug, den er mit Vorgeſetzten aller Art trieb, noch zu ſchärfen, auf dem Lockenkopf eine Militärmütze, die er Gott weiß wo noch von einem Dienſt her aufbewahrt hatte. Neben all ſeinen Vagabondiergewohnheiten ſchien er indeſſen durchaus den einfachen, weicheren Empfindungen nicht abhold zu ſein, wenigſtens hörte man ihn von Zeit zu Zeit jodeln und ſingen, was er ſehr ſchön und voll Taktgefühl tat. Auch erzählte er nicht ohne Sehnſucht von ſeinen vielen und weit-

läufigen Wanderſchaften, die ihn durch das ganze, große Deutſchland, von Landgut zu Landgut, getrieben hatten. Wie er da mit den Herren und Rittergutsbeſitzern umgegangen war, das war, ob es nun teilweiſe aus Schwindel oder aus fortreißender Erzählungsphantaſie beſtehen mochte, höchſt poſſierlich und angenehm, ja ſogar romantiſch anzuhören. Dieſer Burſche hatte einen wahrhaft ſchön geſchwungenen und geformten Mund, eine edle und freie und ruhige Geſichtsbildung, und er würde vielleicht, mußte man, wenn man ihn betrachtete, denken, unter kriegeriſchen und kühnangelegten Lebensverhältniſſen dem Land außerordentliche Dienſte haben erweiſen können. Alles an ihm ſprach von untergegangenen Lebens- und Weltformen; namentlich wenn er ſang, was er zu der Zeit, die Joſeph im „Loch“ zubrachte, einmal plötzlich mitten in der Nacht tat, glaubte man, die Töne und den Zauber der alten, ſtarken Zeit vernehmen zu ſollen. Eine wundervolle, abendliche Landſchaft ſtieg mit dem Lied wehmütig empor, und man bedauerte den Sänger und das Zeitalter, das ſich gezwungen ſah, mit Menſchen von des Melkers Veranlagung derart kleinlich und mißverſtändlich zu verfahren, wie es tatſächlich der Fall war.

Während dieſen zwei Karzertagen hätte der Ge-

hülfe die ſchönſte Gelegenheit gehabt, über Verſchiedenes nachzudenken, über ſein bisheriges Leben zum Beiſpiel, oder über Toblers ſchwierige Weltlage, oder über die Zukunft, oder über das „Allgemeine Obligationenrecht“, aber er tat es wiederum nicht, er verſäumte auch dieſe koſtbare Gelegenheit und begnügte ſich, den Späßen und Liedern und Zoten des Schweizers zuzuhorchen, die ihm intereſſanter erſchienen als ſämtliche Nachdenklichkeit der neuen und alten Welt. Überdies wurde beinahe alle zwei Stunden das „Schinkenklopfen“ wiederholt, auch eine Ablenkung vom Drang, zu philoſophieren, oder der Gefangenwärter trat zur raſſelnden Türe herein, um einen der Arreſtanten, der „fertig“ war, abzuberufen, was auch wiederum die geiſtige Aufmerkſamkeit von höheren Dingen den niedrigen und gemeinen Intereſſen zuzog. Wozu aber auch denken?

War denn nicht das Erleben und Mitleben der Gedanke, auf deſſen Pflege es am allermeiſten ankam? Und wenn auch die achtundvierzig Stunden des Abſitzens achtundvierzig Gedanken ergaben, genügte denn nicht ein einziger, allgemeiner Gedanke, um im Leben auf guter, glatter Bahn zu bleiben? Dieſe reizenden, achtunggebietenden, mühſam zuſammenerdachten achtundvierzig Gedanken, was konnten

ſie dem jungen Menſchen nutzen, da es doch vorauszuſehen war, daß er ſie morgen vergaß? Ein einzelner richtungangebender Gedanke war da gewiß viel beſſer, aber dieſer Gedanke war nicht zu denken, dieſer Gedanke zerfloß in die Empfindungen.

Einmal hörte Joſeph den Melker ſagen, das Vaterländli könne ihm in ſeiner ganzen Größe, wenn es wolle, den Buckel hinaufſteigen.

Wie war das natürlich und unrecht geſprochen. Freilich, das Vaterland, oder der geſetzliche Begriff desſelben, ſchikanierte den Melker, hemmte ihn, feſſelte ihn, diktierte ihm öde und gliederzerbrechende Freiheitsſtrafen, langweilte ihn, bereitete ihm Verdrießlichkeiten, Koſten und Schädigungen an der körperlichen Geſundheit. Und ſo wie der Melker ſprach, dachten Tauſende. Tauſende vom Leben nicht ganz ſo gleichmäßig behandelte und vorwärtsgeſchobene Menſchen, wie es das militäriſche Gebot blind und trocken vorausſetzte. Die Dienſterfüllungen kamen nicht einem jeden ſo glatt gelegen, wie vielen andern, die aus den Dienſterfüllungen ſogar ein Lebens- und Weltgeſchäftchen zu machen wußten, indem ſie ſich auf Staatskoſten unterhalten und beköſtigen ließen. Manchem riß der Dienſt ein unangenehmes Loch in die Laufbahn, ja manchen konnte er ſogar in die bitterſte

und brutalſte Verlegenheit ſetzen, indem die paar mühſam erſparten Rappen, Centimes oder Pfennige in das anſpruchsvolle Militärtreiben floſſen, wovon am Ende der Dienſtpflicht kein Hauch mehr übrig blieb. Nicht ein jeder konnte dann zu Vater und Mutter gehen und um Unterſtützung bitten, nicht einen jeden nahmen dann Kontor, Fabrik oder Werkſtätte ſogleich wieder auf, ſondern er mußte oft lange warten, bis er wieder zu dem Kreis arbeitender, lernender, erwerbender und zielbewußter Menſchen gehörte. Konnte man da groß zählen auf dieſes Einzelnen Vaterlandsliebe? Welch eine Idee!

„Und trotzdem!“ Mit dem erwärmenden Gefühl, das in dieſem gedachten „trotzdem“ lag, ſprang der Gehülfe von ſeiner Pritſche auf, um ſich am „Schinkenklopfen“ zu beteiligen. Er hatte Glück, er mußte nie lange „darhalten“. Er erriet die Hand, die ihn ſchlug, jeweilen ſofort. Den Schloſſergeſellen erkannte er jedesmal an der Wucht des Drauflosſchlagens, den Tapezierer an der Ungeſchicktheit des Schlages, den Juden an den Fehlſchlägen, den Amerikaner an der Zimperlichkeit und Geniertheit, womit derſelbe ſich am Spiel beteiligte und den Melker an der abſichtlich gemilderten und gedämpften Schwungkraft. Der Melker hatte für Joſeph

von Anfang an eine gewiſſe Zärtlichkeit empfunden. Er wandte ſich jedesmal, wenn er zu erzählen begann, an dieſen, weil er ſah, daß der Gehülfe ſein aufmerkſamſter Zuhörer war.

Zu rauchen war den „Gefangenen“ verboten, aber Schulkinder kamen an das Gitterfenſter heran und vermittelten den zierlichſten und ſchönſten Tabakſchmuggel. Einer der Inſaſſen kletterte auf die Achſeln eines zweiten hinauf und pickte vermittels eines an einen geheimnisvollen Stock befeſtigten Nagels die Tabak- und Zigarrenpakete behend und geſchickt auf und warf dafür die Groſchen oder Rappen den kleinen Verkäuferinnen und Schmugglerinnen durchs Fenſter zu, derart, daß das „Loch“ immer voller Rauch war. Der Gefangenwärter, ein anſcheinend gutmütiger Mann, ſchwieg dazu.

Die zwei Karzernächte waren für Joſeph kalt, fröſtelnd und ſchlaflos. In der zweiten Nacht konnte er ein wenig ſchlafen, aber ein unruhiger Schlaf war es. Er träumte fieberhaft.

Das „Vaterländli“ des Melkers lag ihm groß-ausgeſtreckt mit allen ſeinen Bezirken und Kantonen vor den leidenſchaftlich ſchauenden Augen. Aus einer Schicht Nebel hervor tauchten die geiſterhaften, blendenden Alpen. Zu ihren Füßen erſtreckten ſich himmliſch grüne und ſchöne Matten, umhallt

von Kuhglockentönen. Ein blauer Fluß beſchrieb ein leuchtendes und friedlich gezeichnetes Band durch die Gegenden, Dörfer und Städte und Ritterburgen zart berührend. Das ganze Land glich einem Gemälde, aber dieſes Gemälde lebte; Menſchen, Geſchehniſſe und Gefühle bewegten ſich darin auf und ab wie hübſche und bedeutende Muſter auf einem großen Teppich. Handel und Induſtrie ſchienen wunderbar zu gedeihen, und die ernſten, ſchönen Künſte lagen in brunnenrauſchenden Winkeln und träumten. Man ſah die Dichtkunſt am einſamen Schreibtiſch ſitzen und ſinnen und die Malerei an der Staffelei ſiegreich arbeiten. Die zahlreichen Fabrikarbeiter kehrten ſtill und ſchön und ermüdet von ihren Schaffenswerkſtätten heim. Man ſah den Wegen am Abendlicht an, daß es Heimwege waren. Weite und ſchallende und ergreifende Glocken tönten. Dieſes hohe Tönen ſchien alles, was da war, zu umſchallen, zu umdonnern und zu umarmen. Daraufhin hörte man das feine, ſilberne Klingen eines Geißenglöckchens, und es war einem, als ſtünde man auf einer hochgelegenen Bergweide, umſchloſſen von Nachbarbergen. Von weit unten her, aus den Ebenen, drangen die Pfiffe der Eiſenbahnen herauf und das Lärmen der menſchlichen Arbeit. Mit einem Male aber zerſchnitten ſich dieſe

Bilder von ſelber, als wären ſie auseinandergeblaſen worden, und eine Kaſerne hob ſich in ihren Fronten deutlich und ſtolz empor. Vor der Kaſerne ſtand eine Kompagnie Soldaten in geradeausgerichteter und unbeweglicher Achtungſtellung. Der Oberſt oder Hauptmann ſaß zu Pferd und ordnete die Bildung eines Quadrates an, worauf die Soldaten, geleitet von den Offizieren, dieſe Bewegung ausführten. Wunderbarerweiſe war aber dieſer Oberſt kein anderer als der Melker. Joſeph erkannte ihn deutlich am Mund und an der weithinſchallenden Stimme. Der Melker hielt nun eine kurze, aber feurige Rede, worin er der militäriſchen Jugend das Vaterland ans Herz legte. „Trotz allem!“ dachte Joſeph und lächelte. Sie waren ja in der Ruheſtellung, und da durfte ſich einer ſchon zu lächeln erlauben. Der Tag war ein Sonntag. Ein junger, hübſcher Leutnant trat auf den Soldaten Joſeph zu und ſagte freundlich: „Nicht raſiert, Marti. He?“ Worauf er ſäbelklirrend die Front weiterſchritt. Joſeph griff ſich verlegen unter das Kinn: „Noch nicht einmal raſiert bin ich heute!“ — Wie die Sonne ſtrahlte. Wie heiß es war! Plötzlich gab es im Traum einen Stoß, und ein freies Feld tat ſich auf mit einer liegenden, auseinandergezogenen, halbrunden Schützenlinie. Die Gewehr-

ſchüſſe widerhallten in den nahen Waldbergen, die Signale ertönten. „Sie ſind tot, ſtürzen Sie um, Marti!“ rief der auf ſeinem Pferd das Bild des Gefechtes überſchauende Melker-Oberſt. „Aha,“ dachte Joſeph, „er iſt nett zu mir. Er läßt mich hier auf dem reizenden Grasboden ausruhen.“ Er blieb am Boden liegen, bis das Gefecht aus war, indem er ſich die Zeit damit vertrieb, Grashalme durch den durſtigen Mund zu ziehen. Welch eine Welt, welche Sonne! Welch eine Sorgloſigkeit, ſo dazuliegen! Aber er ſollte jetzt wieder aufſpringen und in Reih und Glied treten. Er konnte nicht, es hielt ihn feſt am Boden. Der Grashalm wollte nicht aus dem Mund herausgehen, er arbeitete daran, Schweiß trat ihm auf die Stirn, Angſt in die Seele, und er erwachte und befand ſich wieder auf der Pritſche, dicht neben dem ſchnarchenden Schloſſergeſellen.

Nach drei Stunden rief ihn der Wärter. Er war „fertig“. Er nahm Abſchied von allen. Dem armen Melker, der noch ſechs Wochen zu ſitzen hatte, drückte er herzlich die Hand. Er bekam ſeine Papiere wieder zurück und konnte die Straße betreten. Die Glieder waren kalt und ſteif, im Kopf ſummte und läutete und ſchoß noch der Traum. Eine Stunde ſpäter ſtand er wieder inmitten der realen, Tobler-

ſchen Geſchäfte. Reklame-Uhr und Schützenautomat winkten ihm ärgerlich und zugleich hilfeflehend entgegen, und Joſeph ſchrieb wieder an ſeinem Schreibtiſch.

„Sie haben jetzt da eine tüchtige Erholungspauſe gemacht," ſprach der Ingenieur, „zwei volle Tage ſpürt man in einem Geſchäft wie dem meinigen. Es heißt jetzt doppelt hinter der Arbeit her ſein. Hoffentlich merken Sie ſich das, was ich ſage. Dazu habe ich natürlich einen Gehülfen nicht nötig, um ihn alle Wochen etwa Arreſte abſitzen zu laſſen. Es wird niemand von mir verlangen dürfen, daß ich Gehälter aus" — —

Er hatte ſagen wollen: „auszahle", ſchnitt aber plötzlich ſeiner Rede, nachdenklich werdend, den Atem ab. Joſeph glaubte nicht nötig zu haben, auch nur ein Wort zu erwidern.

Der Krankenſtuhl war fertig geworden. Ein bildhübſches, kleines Modell ſtand auf Toblers Zeichentiſch und wurde alle Augenblicke von einer neuen Seite betrachtet, indem es der Ingenieur, ſcheinbar voller Entzücken, hin und her drehte, um den Genuß des Anſchauens von überall her zu haben. Sogleich mußte ſich der Gehülfe dahinter ſetzen und Offertbriefe ſchreiben an verſchiedene

in- und ausländiſche, größere Krankenmöbelgeſchäfte.

Tobler legte das feine Gerät durch einfache Schraubendrehung und Hebelverſchiebung glatt zuſammen, ließ ſich das Ding in gutes Papier einpacken, nahm ſeinen Hut und ging ins Dorf, um dieſen Ungläubigen, den ſarkaſtiſchen Bärenswilern, zu zeigen, welch eine Erfindung da wieder komplett und gangbar gemacht worden ſei.

Joſeph hatte inzwiſchen dem Friedensrichter des Ortes zu ſchreiben, Tobler könne der morgen früh um neun Uhr ſtattfindenden Beſprechung bezüglich der Streitſache Martin Grünen perſönlich nicht beiwohnen, da ihn dringende Geſchäfte abhielten. Er erlaube ſich daher, dem Herrn Friedensrichter die nötigen Aufklärungen und Zahlenaufſtellungen ſchriftlich zu geben, woraus er erſehen könne, daß uſw.

„Daß mein Herr Tobler ein Engel iſt," lächelte innerlich, nicht ohne flüchtige Bosheit, der Gehülfe. Nachdem dieſes Schreiben erledigt war, galt es ein ähnliches, in beinahe noch brüskerem Ton gehaltenes Erklärungsſchreiben an das löbliche Bezirksgericht abzufaſſen. Joſeph wunderte ſich wieder einmal über die Prägnanz ſeines Briefſtiles, ſowie über die Höflichkeitswendungen, die er plötzlich dem

energiſchen Ton hie und da einzuflechten wußte. „Man darf nie zu grob ſein," dachte er bei ſolchen Seitenſprüngen in die Gegenden der Artigkeit und des beſcheidenen Weſens. Er erledigte auch dieſen Brief ziemlich raſch, denn er hatte die Sache jetzt ja „ſchon ſo ſehr los", über welchem zufriedenen Bewußtſein er wieder einmal einen der wohlbekannten, unfehlbaren Stumpen anzündete. Mochten ſie kommen, die Friedensrichterämter und Bezirksgerichte, und die ebenſo zahlreichen wie tückiſchen amtlichen Zahlungsaufforderungen, er und Tobler, ſie würden deswegen noch lange fortfahren, und zwar ganz ruhig und ſeelengemütlich, ihre duftenden Stengel und Rauchzinken herunterzudampfen.

Im Dorf war man allmählich, zuerſt einander es zuflüſternd, jetzt aber es laut auf der Straße erzählend, einer immer höher ſteigenden Welle, aus Einſicht beſtehend, ähnlich, zu der Überzeugung gekommen, daß da oben im Abendſtern nichts mehr zu „retten" ſei, wenn man nicht die nötigen Schritte, wenigſtens etwas noch herauszufiſchen, an Hand der Betreibungsgeſetze einleite. Und ſo war es denn dahin gekommen, daß Herr Tobler, ſowohl was die Firma als was die Haushaltung betreffen mochte, von allen Himmelsrichtungen her wechſelrechtlich beſtrahlt, beſchattet und betrieben wurde.

Es glich einem feſttäglichen Speerewerfen, wie es da von links und rechts, von daher und dorther auf das Haus Tobler, Löcher und Verſtimmungen einſchlagend, niederpraſſelte. Der Gerichts- oder Betreibungsbote ſchlich den ganzen Tag hämiſch und zugleich gemütlich ums Haus und rund um den ganzen Garten herum, als hätte er hier beſonders guter Weile gehabt, als würde es ihm gerade hier oben ganz beſonders wohl gefallen haben. Es ſah aus, als ob der Mann ein ſtiller Gartenkunſt- und Naturbewunderer geweſen wäre.

Oder war die hagere, ſpitze Geſtalt von einem Baukonſortium oder gar von einer geographiſchen Geſellſchaft beauftragt, mit den Augen und mit dem Gedächtnis die Gegend abzumeſſen? Kaum! Aber ſo ſah der Kerl aus. Frau Tobler haßte und fürchtete ihn und floh, ſobald ſie ihn ſah, eilig von den Fenſtern weg, als wäre dieſer Mann die perſonifizierte trübe Ahnung und Stimmung geweſen. Die Frau hatte recht, denn wenn man ſich erkühnte, dieſes Menſchen zugeklemmtes und zugenageltes Antlitz zu betrachten, ſo fror einen, und man fühlte ſich unwillkürlich von der eiskalten Hand des Unheiles berührt und geſtrichen.

Mit Joſeph verkehrte dieſer Mann in der ausgeſucht eigentümlichſten Art und Weiſe. Er ver-

ſtand es, plötzlich, als hätte ihn die dunkle Erde ſelber ausgeſpien, vor dem Bureau, Licht und Luft gleichſam weghauchend, zu erſcheinen. Dann blieb er eine gute, volle Minute ſtehen, nicht, um etwas zu tun oder vorzubereiten, ſondern zu ſeiner, wie es ſchien, perſönlichen Luſt und Freude. Dann öffnete er die Türe, trat aber noch nicht ein, würde ihm noch lange nicht eingefallen ſein, ſondern blieb ſtehen, anſcheinend, um zu prüfen, welchen Eindruck ſein unheimliches Benehmen machte. Seine kalten Augen feſt auf den unangenehm berührten Gehülfen gerichtet, kam er jetzt in das Bureau hinein, um vorläufig abermals eine Pauſe zu machen. Nie ſagte er guten Tag oder guten Abend. Für ihn ſchien die Tagesſtunde gar nicht zu exiſtieren, ja nicht einmal die Gottesluft, denn dieſer Mann ſchaute in die Welt hinaus, als ob er nicht nötig hätte, zu atmen. Sein knochiges Geſicht feſt ineinanderklemmend nahm er jetzt ein oder zwei Formulare aus einer ſchwarzledernen Tragtaſche, hob ſie abſurd hoch in die Luft und ließ ſie auf den Schreibtiſch des Gehülfen fallen, ſchweigend, ſpitz und hackig, wie Krallen eines Raubvogels hacken. Dies abgetan ſchien er ſich an dem Bewußtſein zu weiden, das ihm ſagen mochte, ſeine Erſcheinung ſei eine troſtloſe und herzbeklemmende geweſen, denn er

dachte in keinerlei Weiſe daran, ſich zu entfernen, ſondern probierte minutenlang, ob es ihm gelinge, die Brieftaſche wieder in ſeine Rocktaſche zu befördern. Dann ſagte er — beinahe — adieu und ging. Dieſes Adieu des Mannes war viel froſtiger, als wenn er gar nichts geſagt hätte, es klang geiſtesabweſend und zugleich bewußt kurz und hart. Der Mann ſchien dann gehen zu wollen, nein, jetzt tat er jedesmal erſt das Schreckliche, er maß mit ſeinen Augen die Umgebung, das Haus und den Garten. Dann ging die andere Türe auf, Frau Tobler erſchien aufgeregt im Bureau, mit großen Augen und mit den angſtvollen Worten: „Jetzt ſteht er wieder im Garten! Sehen Sie, ſehen Sie!“ —

An den Tagen, wo dieſer Mann erſchien, war das Wetter meiſt ein graues, kaltes, ſchweigendes Mittelding zwiſchen Schnee und Regen. Die Mauern des Hauſes waren an den Sockeln naß, ein ſcharfer Seewind blies, neue Schneegeſtöber oder Regenſtürze verſprechend, und der See lag da ſo bleiern und farblos und traurig. Wo waren jetzt ſeine ſchönen Abend- und Morgenfarben? Verſunken in der Tiefe des Waſſers? An ſolchen Tagen gab es weder einen Morgen noch einen Abend mehr, die Stunden zeigten alle dasſelbe trübe Ausſehen, die Zeiten ſchienen ihrer Bezeichnungen und der lieben,

wohlbekannten Lichtunterſchiede überdrüſſig geworden zu ſein. Zeigte ſich in ſolch einer Naturtrübheit und -Entſtelltheit noch der Mann mit der ſchwarzledernen Mappe, ſo meinten Frau Tobler und der Angeſtellte, das Erdbild ſei plötzlich umgedreht worden, und man erblicke die Schattenſeite alles Tatſächlichen und Gewohnten, nicht mehr das Natürliche. Etwas Geſpenſtiſches ſchien ſich um das ſchöne Haus Tobler aufzuhalten, und das Glück und die Zierlichkeit dieſes Hauſes, ja ſelbſt ſeine Berechtigung, ſchienen ſich in einen fahlen, müden, glanzloſen und bodenloſen Traum verloren zu haben. Wenn dann Frau Tobler durchs Fenſter ſchaute und ihren Sommerſee anſah, der jetzt ein Winter- und Nebelſee geworden war, die Melancholie erblickte und empfand, die ſich auf allem Sichtbaren breit machte, mußte ſie ihr Tuch an die Augen halten und hineinweinen.

Als einer der wildeſten Gläubiger und Schuldenforderer erwies ſich der Gärtner, der bis dahin ſtets die Gartenarbeiten beſorgt, und die Gewächſe geliefert und gepflegt hatte. Dieſer Mann ſchimpfte wie ein ganzes Bataillon von Schimpfern auf Tobler und deſſen ganze Familie und ſagte, er wolle ſich keine einzige ruhige Stunde mehr gönnen, bis der Tag da ſei und er die Genugtuung habe,

dieſe „hochmütige Geſellſchaft“ gepfändet und aus dem Abendſtern hinausgeworfen zu ſehen. Man hinterbrachte Herrn Tobler, halb, um ihm zu ſchmeicheln, halb, um ihn im geheimen zu kränken, dieſe rohen Worte, und ſofort befahl dieſer, die Pflanzen, die ihm gehörten, und die ſich in den Gewächshäuſern der Gärtnerei befanden, von dort ohne weiteres abholen, und ſie nach dem Keller des befreundeten Verſicherungsagenten, des Mannes, der die Grottennacht mitgemacht hatte, führen zu laſſen. Joſeph war mit der ſchleunigen Erledigung dieſes Befehles betraut, und er hatte keine Urſache, zu zögern. So wurde mit einem einpferdigen Wagen nach der Gärtnerei gefahren, und dort wurden dann auch die Pflanzen, darunter ein bereits ziemlich hochgewachſenes Edeltännchen, aufgeladen. Der zum Garten verwandelte Wagen fuhr ab, durch die Straßen, neben den augenaufreißenden Leuten vorbei, und hielt vor der Wohnung des dem Fuhrmann bezeichneten Hauſes und Mannes. Der Verſicherungsagent ſelber half mit abladen und in den Keller tragen, was immer hineingehen mochte. Das junge edle Tännchen mußte an Schnüren befeſtigt werden, damit es in den für ſein ſchlankes und ſtolzes Wachstum zu niedern Gewölben wenigſtens ſchräg ſtehen konnte. Es tat dem Gehülfen weh,

den Baum derart untergebracht zu ſchauen, aber, was war da zu machen? Tobler wollte es ſo, und der Wille Toblers blieb alleinige und unbedingte Richtſchnur für das Tun des erſteren.

Dieſer Verſicherungsagent war in der Tat Tobler treu geblieben. Es war dies ein einfacher aber aufgeklärter Menſch, dem es nicht einfiel, wegen Schwierigkeiten rein äußeren Gepräges einem Manne Freundſchaft und Vertrautheit aufzukünden, den er einmal ſchätzen gelernt hatte. Er war nun noch beinahe der einzige, der etwa Sonntags herüber in die Villa kam, um einen Jaß inſzenieren zu helfen. Etwas zu trinken gab es bei Toblers immer noch, behüte! Da war ja erſt noch in den letzten Tagen ein kleines Faß voll prächtigen Rheinweines aus Mainz angekommen, eine verſpätete, aber deshalb nur um ſo mehr willkommene Lieferung, die einer Beſtellung aus früheren, beſſeren Tagen entſprechen mochte. Tobler ſchaute groß auf dieſes Faß herab, er wußte ſich gar nicht mehr an den einmal der Firma gegebenen Auftrag, ihm ſolchen teuren Wein zu ſenden, zu erinnern. Joſeph hatte nun wieder eine Nebenaufgabe, die darin beſtand, den Wein in Flaſchen abzuziehen und dann dieſelben gehörig mit Korken zu verſchließen, zu welcher Arbeit er eine ganz erſtaunliche Geſchicklich-

keit an den Tag legte, ſo daß Frau Tobler, die dem behenden Ding zuſah, ſcherzweiſe fragte, ob er denn früher ſchon einmal in Kellereien gearbeitet habe. Auf ſolche Art gab es im Haus manche muntere und ſelbſtvergeſſene Stunde, die vortrefflich dazu beitrug, über die zahlreich vorkommenden, ſchweren Stunden hinüberzuhelfen, was für alle nötig genug und eine nicht zu unterſchätzende Wohltat war. Da aber wurde eines Tages Frau Tobler plötzlich krank.

Sie mußte ſich, ſo ungern ſie das gerade jetzt tat, zu Bett legen, und man war gezwungen, den Arzt zu holen, denſelben Doktor Specker, der es ſeit vielen Wochen zu vermeiden gewußt hatte, den Fuß weiter über die Schwelle eines Hauſes zu ſetzen, um deſſen innere Grundpfeiler es ſo ſchlimm ſtund. Er leiſtete dem Ruf Folge, trotzdem er fürchten mußte, daß er für die ärztliche Arbeit und für die Mühe des mitternächtlichen Ganges durch eine ſtockdunkle Gegend nicht honoriert werden würde. Er trat an das Bett der Frau ſtill heran und tat in Manier und Sprache ſo, als wenn er ſeine freundſchaftlichen Beſuche nie eingeſtellt hätte, ſondern fortwährend in beſter Verbindung mit der Familie geblieben wäre. Er fragte teilnahmevoll nach den Schmerzen, und danach, ſeit wann Frau Tobler

ſie habe uſw. und übte die ernſten Pflichten ſeines Berufes ſo angenehm, als er es vermochte, aus. Tobler zeigte dem Doktor ſpäter, trotzdem es ſchon bald ein Uhr war, noch den Krankenſtuhl, deſſen erſtes naturgroßes Modell am ſelben Tag angekommen war. Jetzt könne er ja das Möbel gleich an ſeiner Frau praktiſch erproben, ſagte der Erfinder und verſuchte einen luſtigen Ton anzuſchlagen, was aber nicht recht gelingen wollte. „Nicht noch raſch ein Glas Wein trinken, Herr Doktor?“ — Nein. Der Arzt ging.

So müſſe ſie nun auch noch zu allem unſchönen Übrigen im Bett liegen, klagte die Frau zu jedem, der zu ihr an das Bett trat. Nicht genug, wehklagte ſie weiter, daß im Haus und im Geſchäft bald alles zuſammenſtürze, möge nun nicht einmal die nackte Geſundheit mehr bleiben. Krank müſſe man ſein, wo eine Hand zum Arbeiten und ein Auge zum Überwachen mehr als nötig geworden ſei. Und Geld werde das wieder koſten, und wo es hernehmen? Sie ſei ſo matt, und ſie möchte ſo gern munter ſein, möchte gern das Schlimmſte ertragen. Wo Dora ſei? Dora ſolle zu ihr kommen. —

Joſeph hatte keinen Zutritt in das Krankenzimmer. Da es aber tagelang ſo dauerte und

er ihr einmal etwas, das unbedingt ſein mußte, zu ſagen hatte, ſo wagte er es, das Zimmer zu betreten. Er tat es mit der Zaghaftigkeit des Menſchen von ſonſt rauhen Gewohnheiten. Sie ſchaute ihn lächelnd an und gab ihm die Hand, und er brachte es zuſtande, ihr gute Beſſerung zu wünſchen. Wie groß ihre Augen waren. Und dieſe Hand. Was für eine Bläſſe. War das eine Rabenmutter? Sie fragte, wie es unten im Wohnzimmer ausſehe, und wie ſich die Kinder benehmen und ſagte ſchwach, nun müſſe einſtweilen er ein bißchen den Erzieher ſpielen, bis ſie wieder aufſtehen könne. Sie ſehne ſich darnach. Ob auch Pauline noch recht koche. Und was die Geſchäfte machten?

Er gab ihr Auskunft und war ſehr glücklich über dieſen Moment. Und dieſer Frau, die ſogar im Bett eine vollendete Dame zu bleiben verſtand, der die Krankheit eher Schönheit zutrug als wegnahm, hatte er eine Moralrede halten wollen? Wie unrecht und unreif. Und doch, wie wahrſcheinlich! Denn Silvi wurde auch zu dieſer Stunde noch um kein Haar beſſer als wie immer behandelt.

Wenn Silvi während dieſer Tage ein Geſchrei ausſtoßen wollte, ziſchte ihr Pauline in die Ohren: „Biſt ſtill!“ Die Kranke mußte geſchont werden.

Bei der nächſten paſſenden Gelegenheit geſchah

es ſodann, daß Tobler dazu kam, den patentierten Krankenſtuhl an der Frau zu probieren. Sie war wenig zufrieden mit den Eigenſchaften dieſer Erfindung und wagte es, die Fehler, die dieſem Möbel anhafteten, zu rügen. Vor allen Dingen, ſagte ſie, ſei der Stuhl zu ſchwer, er drücke, und dann müſſe er breiter gebaut ſein, er enge zu ſehr ein.

Das war unangenehmer Beſcheid von der eigenen Frau. Tobler, der einſah, daß er gewiſſe Dinge außer acht gelaſſen hatte, ging ſofort daran, die nötigen Änderungen zu treffen, indem er am Zeichentiſch ein paar neue Beſtandteile raſch entwarf, um die Muſter alſobald an die Schreinerei ſenden zu laſſen. Es bedurfte nur ganz weniger Umänderungen, und der Stuhl konnte dann um ſo energiſcher in Fabrikation genommen werden. Bereits ſchrieben ja eine Anzahl Verkaufs- und Vertriebsgeſchäfte, ſie ſeien geſpannt auf die Zuſendung eines erſten, kompletten Exemplares.

Und die Reklame-Uhr, wie ging ſie? Man ſtund mit einer ganz neubegründeten Unternehmungsgeſellſchaft in Verbindung, man hatte ausführlich Offerte eingereicht, ſogar nebſt kurzer Lebensbeſchreibung des Geſchäftsherrn, da dies gewünſcht worden war. Man hoffte!

Inzwiſchen war das elektriſche Licht im ganzen

Hauſe vom Werk aus abgeſtellt worden, aus Gründen, die auch allen andern Lieferanten verboten, weiterhin auf gutes Vertrauen Waren und Werte in den Abendſtern fließen zu laſſen. Die Nachricht von der plötzlichen Ausſchaltung des elektriſchen Stromes machte Tobler beinahe krank vor Wut und veranlaßte ihn, den Herren vom Elektrizitätswerk einen ebenſo ohnmächtig zornigen wie überflüſſig groben Brief zu ſchreiben, bei deſſen Empfang und Lektüre dieſe Leute, allen voran der Direktor der Anſtalt, in gutmütig-verächtliches Lachen ausbrachen. Zwangshalber mußte man ſich nun im Hauſe Tobler wieder einmal der beſcheidenen Petroleumlampen bedienen, an welches Licht ſich alle, außer Tobler, auch raſch gewöhnen konnten. Dieſer aber vermißte zu ſehr, wenn er nachts ſpät nach Hauſe kam, den Anblick ſeiner geliebten elektriſchen Verandalampe, die ihm jeweilen als das ſchönleuchtende Wahrzeichen und als der hellſchimmernde Beweis der ſicheren Fortexiſtenz ſeines Hauſes vorgekommen war. Der Schmerz um das hellere Licht verband ſich in ſeiner Bruſt mit der großen übrigen Wunde und trug dazu bei, ſeine Gemütsſtimmung noch mehr zu verdunkeln, derart, daß der jähe Wechſel ſeiner Laune für alle Mitwohner das täglich zu koſtende Brot wurde.

Jetzt aber mußte in allererſter Linie eine Summe Geldes beſchafft werden, koſte es was es wolle. Die dringendſten Verpflichtungen wenigſtens mußten beſeitigt werden, ſo galt es eines Morgens, der Mutter Toblers, einer vermögenden, aber hartnäckigen und in ihren Grundſätzen als unerſchütterlich bekannten Frau, einen Brief zu ſchreiben, und zwar folgenden:

Liebe Mutter!

Durch meinen Anwalt Bintſch wird es Dir zu Ohren gekommen ſein, in welch elender Lage ich mich zurzeit befinde. Ich ſitze in meinem Haus wie der gefangene Vogel unter den ſtechenden und zum voraus ſchon tötenden Blicken der Schlange. Ich bin von Gläubigern derart umgeben, daß, wenn das Freunde und Gönner wären, ich zu den reichen und allbeliebten Menſchen zählen müßte; aber leider ſind es die unbarmherzigſten Leute und ich der Bedrängteſte der Menſchen. Du haſt mir, liebe Mutter, früher auch ſchon mehr als einmal aus der Klemme geholfen, ich weiß es, und ich bin Dir allezeit im ſtillen dankbar dafür geweſen, ſo bitte ich Dich denn, und zwar dringendſt, und ſo, wie Menſchen bitten, denen das Meſſer der öffentlichen Schande am Halſe ſitzt, hilf mir auch dieſes Mal noch aus der Verlegenheit und ſende mir umgehend,

wenn es Dir irgendwie möglich iſt, wenigſtens einen vorläufigen Teil der Gelder, die ich nach allem, was Recht heißt, heute noch zu beanſpruchen habe. Mutter, verſteh mich, ich drohe nicht, ich ſehe ein, daß ich vollkommen von Deinem guten Willen abhängig bin, ich ſehe auch ein, daß Du mich ins Verderben ſtürzen kannſt, wenn Du willſt, aber warum ſollteſt Du das wollen können? Gegenwärtig iſt auch noch meine Frau krank, Deine Tochter. Sie liegt im Bett und wird es ſo raſch nicht wieder verlaſſen dürfen, ja, ich darf noch froh ſein, wenn ſie es überhaupt eines Tages wird verlaſſen können. Du ſiehſt, auch das noch! Was ſoll ein Geſchäftsmann, der dermaßen von Schlägen und Stößen getroffen worden iſt, beginnen? Bis jetzt habe ich noch immer einigermaßen gewußt mich über dem Waſſer zu halten, jetzt aber bin ich in der Tat am Rande der abſoluten Unmöglichkeit, mich ferner zu halten, angekommen. Was ſagſt Du dazu, wenn es bald einmal, eines ſchönen Morgens oder Abends, in der Zeitung ſteht, Dein Sohn habe ſich das Le — — — doch nein, ich bin nicht imſtande, das ganz auszuſprechen, denn ich ſpreche zu meiner Mutter. Schicke mir unverzüglich das Geld. Auch das iſt keine Drohung, nur eine Mahnung, aber eine ſehr ernſte. Auch in der Haushaltung iſt faſt kein Geld mehr,

und an den Gedanken, daß die Kinder über kurz oder lang nichts mehr werden zu eſſen haben, bin ſowohl ich wie meine Frau längſt gewöhnt. Ich ſchildere Dir meine Zuſtände nicht wie ſie ſind, ſondern ſo, wie ich ſie ſehen will, um den Anſtand der Sprache zu bewahren. Meine Frau grüßt Dich herzlich und umarmt Dich, ebenſo Dein Sohn

Karl Tobler.

Nachbemerkung: Ich bin auch heute noch vom endlichen Gelingen meiner Unternehmungen felſenfeſt überzeugt. Die Reklame-Uhr bewährt ſich, verlaß Dich darauf. Und noch etwas: Mein Gehülfe verläßt mich, wenn er ſeinen rückſtändigen Gehalt jetzt nicht ausbezahlt erhält.

Der Obige.

Während Tobler dieſen Brief an ſeinem Pult aufſetzte, richtete der Angeſtellte an ſeinem Schreibtiſch die Mündung des Korreſpondenzgeſchützes auf einen Bruder von Tobler, einen in angeſehener Weltſtellung in einem entfernteren Landesteil lebenden Regierungsbaumeiſter, indem er demſelben, gemäß den von ſeinem Chef ſoeben erhaltenen Inſtruktionen, ans Herz legte, wie miſerabel es im Abendſtern hergehe und daß es allerhöchſte Zeit ſei uſw.

„Haben Sie geſchrieben? Zeigen Sie her. Ich werde unterzeichnen, oder nein, halt, der Brief muß ſo abgefaßt ſein, als würden Sie ihn aus eigenem Antrieb und Intereſſe für Ihren Prinzipal geſchrieben haben. Schreiben Sie ihn anders und unterſchreiben Sie ſelbſt. Tun Sie ſo, als ſchrieben Sie ohne mein Wiſſen, haben Sie gehört? Ich ſtehe mit meinem Bruder nicht gut, Sie aber ſind ihm ein vollſtändig Fremder. Machen Sie raſch. Ich muß überleſen, was Sie da aufſetzen. Und dann muß ich zum Bahnhof.“ —

Tobler lachte und ſagte:

„Das ſind Kunſtſtücke, mein lieber Marti, aber man muß ſich in Gottesnamen zu helfen wiſſen. Schreiben Sie das nur auch gleich meinem noblen Herrn Bruder, das von Ihrem rückſtändigen Gehalt. Und dann wollen wir beide jetzt ſehen, ob die Dinger einſchlagen, oder nicht. Meine Mutter wird ſchon müſſen. Andernfalls — — und vergeſſen Sie nicht, die ganze Reklame-Uhr-Geſchichte noch einmal mit ſauberer Schrift überſichtlich zuſammenzuſtellen. Rauchen Sie! Stumpen ſind wenigſtens noch da. Nun holt uns entweder der Teufel oder wir brechen durch.“

„Wie dieſen Mann die Hoffnungen und ‚Kunſtſtücke‘ hinreißen,“ dachte Joſeph.

Nach ein paar Tagen konnte dann Frau Tobler wieder aufſtehen. Es war auch gut, denn die Pauline bedurfte einer regierenden Hand in der Tat. Sie hatte angefangen, nachläſſig zu werden. Die Frau erſchien wieder, mit einem dunkelblauen Hauskleid loſe bedeckt, im Wohnzimmer und fing leiſe an, ſich den häuslichen Geſchäften und Sorgen wieder zu widmen. Sie trat leiſe und ſchön auf, und ſie ſchien mit ihrer ganzen Geſtalt ſtill zu lächeln. Ihre Stimme war dünner geworden, ihre Bewegungen kürzer und furchtſamer, und ihre Augen ſchauten nach allen Seiten umher wie neugierige Kinderaugen. Die Krankheit hatte eine ſchöne Sanftheit über ihr ganzes Betragen geworfen, ſie ſah aus, als hätte ſie ſich von nun an nie mehr ereifern, als hätte ſie niemals mehr für irgend etwas Partei ergreifen können. Mit ihrer Dora verfuhr ſie natürlicher, nicht mehr gar ſo zuckerig, die Konditorei hörte ein bißchen auf zu blühen, und die Silvi konnte ſie anſchauen, ohne daß ihr der offenbare Zorn ins Geſicht ſchoß, was vorher beinahe jedesmal der Fall geweſen war. Sie ſchien im allgemeinen eine gewiſſe Kompliziertheit des Herzens abgeworfen zu haben, ſie ſah nach etwas Edlerem und Schlichterem als ſonſt aus, man ſchaute ſie an und empfand ſo, und ſie ſelber glaubte auch

ſo empfinden zu müſſen. Das Geſicht drückte Kummer aus, aber auch Freundlichkeit und Gelaſſenheit und etwas beinahe hoheitsvoll Mütterliches. „Ich bin wieder einigermaßen geſund, Gott ſei Dank!“ ſchienen alle ihre kleinen Gebärden zu ſagen, und dieſe Sprache mußte eine tiefe und wahrhaftige ſein, denn Bewegungen und Manieren können nicht gut lügen. Der Mund fieberte noch ein wenig, als läge auf ihm noch das erregte Zucken früherer unſchöner Aufregungen, aber im großen ruhigen Auge lag es und leuchtete es klar geſchrieben: „Ich bin ein wenig beſſer, feiner und überlegener geworden. Seht mich an. Nicht wahr, ihr merkt es?“ — Ihre Hände griffen behutſam nach den Handarbeiten oder Geſchirren oder nach einem Buch, es war, als ob dieſe Hände die Gabe des Nachdenkens bekommen hätten. Sie ſchienen auch Lippen zu haben und zu ſagen: „Wir denken jetzt über manches, manches viel ruhiger und offener nach. Wir ſind zarter geworden.“ — Ja, die ganze Frau Tobler war ein wenig zarter, aber auch ein wenig blaſſer geworden.

Wie gut es ihr gefiel im Wohnzimmer. Das war tüchtig geheizt worden. Sie ſchaute durch die Fenſterſcheiben hinaus. Draußen lag alles im undurchſichtbaren Nebel. Wie ſchön das war, daß man gar nichts ſehen konnte. Wie gemütlich es

hier drinnen war. Einen Augenblick lang flatterte ihr das Bild des Sommers vor den zufriedenen Augen, ſie ſah es in Gedanken ganz ruhig an mit einem: Nun ja! und es verſchwand wieder. Dann dachte ſie an ihr neues Kleid und an die hauptſtädtiſche Schneiderin, Frau Bertha Gindroz, und ſie mußte leiſe lachen. Sie wiſchte ein bißchen den Staub von den Möbeln, aber ſie rührte die Möbel eigentlich mehr nur ſo an, als würde ſie dieſelben haben liebkoſen und grüßen wollen. Wie ihr alles lieb und neu war. Dieſe paar Tage! Und dieſe paar Tage, dieſe eine kurze Woche, hatte ihr alles in eine fremdartige, wohltuende Neuheit geworfen. Es lag alles in einem eigentümlichen, verkleinernden, verzierlichenden Schimmer, es ſchwindelte ihr ein wenig, ſie ſetzte ſich.

Der Hund war jetzt die meiſte Zeit im Zimmer. Es war längſt zu kalt im Hundehaus geworden. Nur während der Nacht mußte er draußen liegen.

Auch oben im Turmzimmer, welches man nicht heizen konnte, fing es an unleidlich kalt zu werden, ſo verbrachte Joſeph die Abende und manchmal halben Nächte unten in der Wohnſtube, meiſtens allein mit der Frau, die jetzt kaum noch jemanden zu Beſuch empfing. Die Parketteriefrauen, die alte Dame und das Fräulein, waren mit Toblers in-

folge eines Meinungs- und Rechtsſtreites böſe geworden. Es handelte ſich um einen kleinen, an beide Nachbargüter anſtoßenden Grundſtücksecken, den jeder von beiden Parteien beanſpruchte. Die Sache war zu geringfügig, um vor Gericht getragen zu werden, aber ſie machte böſes Blut, es entſtanden Schimpfworte, Beleidigungen, und der bisherige freundnachbarliche Verkehr hörte eben auf. Die alte Gluckhenne ſolle ihm nur nie wieder über den Gartenhag ins Haus kommen, hatte Tobler geſagt. Die Freundſchaft war damit bündig gebrochen. Überhaupt, von welchen Perſonen hatte nicht Tobler ähnliches geſagt? Faſt die meiſten „ſollten es nur noch einmal wagen, den Fuß auf Toblerſches Terrain zu ſetzen, dann würden ſie ſchön ankommen!“ —

So ſaß man an den langen Abenden allein. Die Lampe beleuchtete meiſtens zwei Köpfe, den der Frau und den des Gehülfen, der ihr Geſellſchaft leiſtete, und ein Spiel Karten, oder ein Buch, das aufgeſchlagen auf den Eßtiſch lag.

Es vergingen einige Tage. Sie wurden in allen ihren Stunden empfunden, dieſe Tage. Man zählte ſie, man rechnete mit ihnen, denn es war nicht gleichgültig, ob ſie raſch oder langſam dahingingen, hing doch das Beſtehen des Hauſes Tobler

nur noch von Tagen ab. Man verlernte es, an Monate oder Jahre zu denken, oder man verkürzte die Gedanken-Monate und -Jahre und veranlaßte die Erinnerungen zu einem raſcheren Erfaſſen, und man lebte ſo und wartete auf die Zeichen, die die Tage gaben. Ein Geräuſch war wichtig, denn es konnte der Briefbote ſein, der eine neue, ſorgenvolle Unannehmlichkeit brieflich oder in Form eines Poſtzahlungsbegehrens daherbrachte. Irgend Töne waren wichtig, denn es konnten die Töne der Haustürklingel ſein, und es konnte jemand kommen, der Betrübliches im Sinn hatte. Ein Ruf war wichtig, denn er konnte bedeutend ſein: „Heda, Herr Tobler und Frau,“ konnte dieſe Stimme rufen, „raſch mit euch jetzt hinaus aus dieſer lieblichſten und gewohnteſten aller Menſchenſtätten. Sputet euch, denn es iſt Zeit. Ihr habt's lange genug ſchön gehabt.“ — Solchen ſchrecklichen Inhaltes konnte irgend ein Ruf ſein. Aber auch die Farben waren wichtig, das Geſicht des Tages, die Züge und Gebärden dieſer, wie es ſchien, letzten Tage, denn ſie ſprachen von den letzten Hoffnungen und letzten Anſtrengungen und von der Art, wie man es machen mußte, um auch jetzt noch guter Hoffnung voll zu ſein. Sie redeten ſo leiſe, dieſe Tage. Sie waren keineswegs zornig auf das Haus Tobler, im Gegenteil, ſie

ſchienen es von hoch und von fern, in Geſtalt von Wolken und Genien, beſchirmen, ihm zulächeln und es tröſten zu wollen. Dieſe Tage glichen der Frau Tobler beinahe ein wenig. Auch die Tage ſchienen krank geweſen zu ſein, und jetzt hatten ſie ein ebenſo blaſſes und weiches Ausſehen wie die Frau, um die herum ſie ſich in der unabänderlichen Reihenfolge ablöſten.

Aber Frau Tobler war nach und nach wieder die frühere Frau Tobler geworden. Je mehr ſie geſundete, deſto mehr glich ſie wieder ſich ſelbſt. Es wäre ja auch gar zu ſonderbar zugegangen, wenn ſie plötzlich eine andere hätte werden können. Nein, ſo raſch ſprang eine lebendige Menſchennatur nicht aus ihrem eigenen Weſen heraus. Dafür war geſorgt, daß das nicht geſchehen konnte, und wie! Daß die Frau milder ausſchaute, das war nur, weil ſie ſich noch ſchwach fühlte.

Eines Abends während dieſer Zeit ſaßen die Beiden, die Frau und der Gehülfe, bei der Lampe, im Wohnzimmer. Der Herr war auf der Reiſe. Wann war er denn überhaupt nicht auf der Reiſe? Auf dem Tiſch, neben jeder der zwei Perſonen ſtand ein halb gefülltes Glas Rotwein. Sie ſpielten Karten. Frau Tobler war am Gewinnen, der Aus-

druck ihres Geſichtes war infolgedeſſen heiter. Sie pflegte immer zu lachen, wenn ſie beim Kartenſpielen gewann, und ſo tat ſie auch jetzt. Sie ließ ein naiv-ſchadenfrohes Lachen aus ihrem Mund ſpringen, das vielleicht zu einer andern Zeit den Partner geärgert hätte. Aber Joſeph trank einen Schluck Wein auf den Verluſt hinab, und beide ſetzten das Spiel fort, indem Frau Tobler die Karten von neuem zu miſchen begann. Nach ungefähr einer Stunde ſagte ſie, ſie wolle gern noch etwas leſen, in dem Buch, das ihr der Gehülfe heute aus dem Dorf gebracht habe. Das Spiel wurde unterbrochen, die Frau begann gleich zu leſen, während Joſeph ſich, unluſtig, eine Zeitung oder ein Buch zur Hand zu nehmen, auf das Ruhebett ſetzte und anfing, die leſende Frau zu betrachten. Dieſe ſchien ſich ganz und gar in die Geſchichte, die das Buch enthielt, verſenkt zu haben. Mit der einen Hand ſtrich ſie ſich von Zeit zu Zeit ſorgfältig über die ſcheinbar tief nachdenkende Stirne, während ihr Mund ſich ſtill aber unruhig zu bewegen begann, als habe er etwas zu den Geſchehniſſen der Lektüre mitzuſagen gehabt. Einmal ſtieß ſie ſogar einen leiſen aber kummervollen Seufzer aus und atmete hörbar mit der Bruſt auf und ab. Wie das ſtill und ſonderbar anzuſchauen war! Joſeph verſank immer mehr

in die Betrachtung der Leſerin, und es war ihm, als leſe auch er in einem großen, geheimnisvoll-ſpannenden Buch, ja es war ihm, als leſe er geradezu im ſelben Buch wie Frau Tobler, deren Stirne, die er aufmerkſam anſah, ihm den Inhalt desſelben auf merkwürdige Weiſe zu vermitteln und zu erklären ſchien.

„Wie ſtill ſie lieſt," dachte er, ſie noch immer betrachtend. Plötzlich ſchaute ſie vom Buch auf, großen Auges zu dem Gehülfen hinüberſchauend, als ſei ſie mit ihren Gedanken-Augen in einer weitentfernten Welt geweſen, und als habe das Auge Mühe gehabt, ſich zu entſinnen, was das ſei, was es jetzt ſah. Sie ſagte:

„Sie ſchauen mich ſcheinbar die ganze Zeit über, während ich geleſen habe, an, und ich merke nicht einmal etwas davon. Behagt Ihnen denn das? Iſt es Ihnen nicht zu langweilig?"

„Nein gar nicht," erwiderte er.

„Wie doch ſo ein Buch feſſelt," bemerkte ſie und las weiter.

Nach einer Weile ſchien ſie müde geworden zu ſein. Die Augen mochten ihr ein bißchen weh tun. Jedenfalls hielt ſie inne mit Leſen, ſie ſchloß aber das Buch noch nicht, als überlege ſie, ob ſie noch fortfahren ſolle oder nicht.

„Frau Tobler!“ ſagte Joſeph ruhig.

„Was?“ fragte ſie.

Sie ſchloß ihr Buch und ſchaute nach dem Angeſtellten hinüber, der ihr, wie es ſchien, etwas Beſonderes zu ſagen hatte. Aber es verging eine halbe Minute des Schweigens. Endlich ſagte Joſeph zögernd, er ſei unvorſichtig. Da habe er ihr etwas ganz Beſtimmtes ſagen wollen. Er habe bemerkt, daß ſie eben mit Leſen ſcheinbar fertig geworden ſei, und daß ſie, wie er noch jetzt ſehe, einen gutmütigen Geſichtsausdruck zur Schau trage. Plötzlich ſei ihm der Gedanke gekommen, die Gelegenheit, die er ſchon lang geſucht habe, zu ergreifen, und ſie anzuſprechen, und nun fehle ihm wieder einmal der Mut, das zu ſagen, was er habe in den Mund nehmen wollen. Nun ſehe er ſelber ein, was Frau Tobler ſchon vor Wochen einmal zu ihm geſagt habe, nämlich, daß er ein komiſcher Menſch ſei. Das was er habe ſagen wollen, ſei dumm und gar nicht des Anhörens wert. Sie ſolle ihm erlauben, ſchweigen zu dürfen.

Die Frau runzelte die Stirn und erſuchte den Gehülfen, ſich näher zu ihr zu ſetzen und zu reden. Sie begehre zu wiſſen, was er habe ſagen wollen. Man rede nicht mir nichts dir nichts die Menſchen an, um ſie auf Dinge neugierig zu machen, die dann

nicht kämen. So etwas ſei feig oder gedankenlos. Sie höre.

Joſeph hatte ſich auf ihr Geheiß an den Tiſch geſetzt und ſagte, das, was er zu berichten habe, handle von der Silvi.

Frau Tobler ſchwieg und ſenkte die Augen. Er fuhr fort:

„Erlauben Sie mir, gnädige Frau, Ihnen rund herauszuſagen, wie abſcheulich mir die Behandlungsweiſe vorkommt, die man für dieſes Kind übrig hat. Sie ſchweigen. Gut, ich nehme das als einen Wink, den mir Ihre Güte erteilt, fortzufahren. Sie begehen ein großes Unrecht an dem kleinen Weſen. Was ſoll aus dieſem Geſchöpfchen ſpäter werden? Wird es je den Mut und die gehörige Luſt haben, den Mitmenſchen ein menſchliches Betragen zu zeigen, da es ſich erinnern wird und erinnern muß, daß man es in ſeiner Jugend unmenſchlich erzogen hat? Was iſt das für eine Erziehung, ein Kind einer rohen und dummen Magd, einer Perſon, einer Pauline auszuliefern? So etwas müßte die Klugheit verbieten, auch dann noch, wenn es die Liebloſigkeit zugibt. Ich rede ſo, weil ich darüber nachgedacht habe, weil ich ſo manchen Tag geſehen habe, was mir aufrichtig weh getan hat, und weil ich in mir den Drang, Ihnen, Frau

Tobler, zu dienen, ſo viel ich vermag, verſpüre. Ich bin grob, nicht wahr? So ſind eben zuweilen komiſche Menſchen. Doch nein. Ich möchte ganz anders zu Ihnen reden. Es paßt ſich nicht ſo. Ich habe ſchon zu viel geſagt, und es kommt heute kein Wort mehr über meine Lippen.“

Es herrſchte eine minutenlange Stille im Zimmer, endlich ſagte Frau Tobler, ihr ſei ſchon lange auch der Gedanke gekommen, man habe Urſache, ſich wegen Silvi Vorwürfe zu machen. Das alles komme ihr übrigens jetzt ſo ſonderbar vor. Der Gehülfe aber brauche keine Angſt zu haben, ſie verzeihe ihm die ſoeben geſprochenen Worte, ſie ſehe ja, er meine es gut.

Sie ſchwieg wiederum. Später bemerkte ſie, ſie liebe eben das Kind nicht.

„Warum nicht?“ fragte Joſeph.

Warum nicht? Das komme ihr wie eine dumme, unüberlegte Frage vor. Sie liebe eben Silvi nun einmal nicht und möge ſie nicht ausſtehen. Ob man ſich denn zur Liebe und zum Wohlwollen zwingen könne, und was das für ein Gefühl ſei, ſolch ein erzwängtes und hervorgewürgtes? Was ſie dafür könne, wenn es ſie mit eiſernen Schlägen und Hämmern von der Silvi fortjage, ſobald ſie ſie nur von weitem erblicke? Warum gerade Dora ihr ſo ſüß

ſei? Das wiſſe ſie nicht und begehre ſie auch gar nicht zu erfahren, und wenn auch; würden ihr die treffenden Antworten auf ſolche, wie ihr ſcheine, überflüſſigen und ausſichtsloſen Fragen je zufallen können? Das ſei ſchwer. Ja, ſie wiſſe wohl, daß ſie Unrecht begehe. Schon als ganz kleines Kind habe ſie Silvi, ſonderbar genug, zu haſſen angefangen. Ja, haſſen, das ſei das richtige Wort, es bezeichne das Gefühl, das ſie mit dem Kind verbinde, ausgezeichnet. Sie wolle probieren, in den nächſten Tagen, ob ſie ſich ihm wieder ein wenig mit dem Herzen anſchließen könne, aber ſie hoffe wenig von ſolchen Verſuchen, Liebe laſſe ſich nicht erlernen, die habe man und empfinde man, oder man habe und empfinde ſie nicht. Sie nicht haben, das heiße, glaube ſie, ebenſo viel wie: ſie nie haben. Aber ſie wolle verſuchen, und nun wünſche ſie, zu Bett zu gehen, ſie fühle ſich recht müde.

Sie ſtund auf und ging zur Türe. An der Schwelle drehte ſie ſich um und ſagte:

„Ich hätte es bald vergeſſen — gute Nacht, Joſeph. Wie zerſtreut ich bin. Löſchen Sie die Lampe, bevor Sie hinauf in Ihr Zimmer gehen. Tobler wird wohl noch lange nicht kommen. Sie haben mir heute abend das Herz ein wenig erſchwert, aber ich bin Ihnen nicht böſe.“

„Ich wollte, ich hätte geſchwiegen," ſagte Joſeph.

„Machen Sie ſich keine Gedanken."

Mit dieſen Worten ging ſie die Treppe hinauf.

Der Gehülfe blieb mitten im Zimmer ſtehen. Nach kurzer Zeit erſchien Tobler. Der andere ſagte:

„Guten Abend, Herr Tobler, hm, was ich da mir zu ſagen erlauben wollte: ich habe vor einer halben Stunde die Unvorſichtigkeit begangen, Ihrer Frau wieder einmal Grobheiten zu ſagen. Ich will Ihnen das zum voraus bekennen. Ihre Frau Gemahlin wird ſich veranlaßt fühlen, ſich über mich zu beklagen. Ich beteure, es ſind nur Dummheiten, Dinge letzten und allerletzten Gewichtes. Ich bitte Sie höflichſt, keine ſo großen Augen machen zu wollen, ich glaube, weder Ihre Augen ſind ein Mund noch ich etwas Verzehrbares, es gibt nichts zu eſſen an meiner Perſon. Was den Ton dieſer Sprache betrifft, ſo erklärt ſich dieſer daraus, daß er von einem wütenden Gemüt diktiert wird. Wäre es nicht beſſer, Sie jagten Ihren kurioſen Herrn Angeſtellten jetzt endlich einmal zum Haus hinaus? Ihre Frau mißhandelt das ganze Jahr lang ungeſtört die Silvi. Wo haben Sie Ihre Augen? Sind Sie ein Vater oder nur ein Unternehmer? Gute Nacht, gute Nacht, ich glaube, ich habe es nicht mehr nötig, zu warten und zu hören, was

Sie auf eine ſo ſonderbare Aufführung erwidern. Ich darf annehmen, ich bin entlaſſen.“

„Sind Sie betrunken? He!“

Tobler rief umſonſt. Der Gehülfe war bereits die Treppen hinaufgeſtiegen. Vor der Türe des Turmzimmers blieb er plötzlich ſtehen: „Bin ich ganz toll?“ Und er lief ſo ſchnell er vermochte wieder die Stufen hinunter. Herr Tobler ſaß noch im Wohnzimmer. Joſeph blieb, wie vorhin die Frau, auf der Schwelle ſtehen und ſagte, es täte ihm leid, ſich in unziemlicher und unſinniger Art und Weiſe benommen zu haben, er bereue, aber er bemerke, daß er — noch nicht entlaſſen ſei. Wenn Herr Tobler noch Geſchäftliches zu beſprechen habe: Joſeph ſtehe zur Verfügung.

Tobler ſchrie ſo laut er konnte:

„Meine Frau iſt eine Gans, und Sie ſind ein verrückter Kerl. Dieſe verdammten Bücher!“

Er nahm das Leihbibliothekbuch und ſchmiß es zu Boden. Er ſuchte nach beleidigenden Worten in ſeinem Gedächtnis, fand ſie aber nicht. Teils ſagten die, die er gefunden hatte, zu wenig, teils wieder zu viel. „Räuber“ ſchwebte ihm auf der Zunge, aber dieſes Wort konnte ja gar nicht beleidigen. Seine Wut kannte infolge ſeiner Verwirrung keine Grenzen. Er hätte ſagen mögen

„Hund“, aber dieſes Wort machte dann wieder alle Vernunft zu ſchanden. Er ſchwieg, da er ſich außerſtande ſah, ſeinen Gegner in anſtäniger Weiſe niederzuwerfen. Schließlich lachte er. Nein, er brüllte.

„Machen Sie, daß Sie ſofort hinauf in Ihr Neſt kommen.“

Joſeph hielt es für das Geratenſte, ſich zu entfernen. Oben angelangt, blieb er im Zimmer ſtehen, lange, ohne das Kleinſte denken zu können. Nur der eine Gedanke flackerte ihm wie ein Irrlicht vor dem Bewußtſein: Er hatte ſeinen Gehalt noch nicht und geſtattete ſich — ſolche Torheiten. — Wie würde das morgen werden? Er nahm ſich vor, ſich der Frau zu Füßen zu werfen. Wie unſinnig! Von der Unmöglichkeit, denken zu können, gepeinigt, trat er auf die Plattform hinaus. Es war eine trockene, kalte Nacht. Der Himmel ſtrahlte und glitzerte und fror voller Sterne. Es war, als ob die Sterne alle Kälte, die herrſchte, auf die Erde hinunterſtrahlten. Auf der dunklen Landſtraße ging noch ein Menſch. Die Schuhe klapperten metallen auf den Steinen. Alles da draußen ſchien von Stahl oder Stein zu ſein. Die Stille der Nacht ſelber ſchien zu tönen, zu klirren. Joſeph dachte an Schlittſchuhe, dann an Erz, dann plötzlich an Wirſich. Wie mochte es jetzt dem ergehen? Er

hatte das Gefühl von einem leisen Freundschaftsempfinden für diesen Menschen. Dem begegnete er sicher noch wieder irgend einmal. Aber wo? Er trat in sein Zimmer zurück und zog sich aus.

In diesem Augenblick ertönte ein Schrei Silvis.

„Da wird die Kleine wieder aus dem Bett gezogen. Hu, wie kalt," dachte er. Er horchte noch eine Weile, im Bett aufgerichtet, aber er hörte nichts mehr und schlief ein.

Am Morgen schlich er zitternd und mutlos ins Bureau hinunter. Er dachte: „Wird man mich fortjagen? Wie? Ich dieses Haus verlassen?"

Ja, er fühlte, wie lieb es ihm geworden war, und er dachte weiter:

„Wie ist es mir möglich, zu leben, ohne Dummheiten zu begehen? Und in diesem Haus konnte ich so hübsch Dummheiten begehen. Wie wird es anderwärts hiermit bestellt sein? Und wie kann ich daran denken, zu existieren, ohne von Toblers Kaffee zu trinken? Wer wird mir anderswo satt zu essen geben? Und so bequem, und so mannigfaltig? An andern Orten ist das Essen so langweilig, so ganz und gar das Gegenteil von üppig! Und in wessen sauber zu- und aufgedeckten Betten will ich mich nachher schlafen legen? Unter einen be-

haglichen Brückenbogen wohl! Gemach! Ach Gott, ſollte es ſchon ſo weit ſein? Und wie kann ich fortfahren zu atmen ohne die Gegenwart dieſer auch im Winter reizenden, landſchaftlichen Gegend? Und wie will ich mich dann abends unterhalten, wie jetzt mit der lieben, prächtigen Frau Tobler? Wem Grobheiten ſagen? Nicht alle Menſchen nehmen ſie ſo beſonders, ſo eigen, ſo ſchön in Empfang. Wie traurig. Wie liebe ich dieſes Haus! Und wo wird eine Lampe brennen, ſo zärtlich, und wo ein Wohnzimmer ſein, ſo heimelig, ſo herz-voll, wie Toblers Lampen und Wohnzimmer ſind? Wie macht mich das mutlos. Und wie können meine Gedanken, ohne alltägliche Gegenſtände wie Reklame-Uhr, Schützenautomat, Krankenſtuhl und Tiefbohrmaſchine zu haben, ferner auskommen? Ja, das wird mich unglücklich machen, ich weiß es. Ich bin hier gebunden, ich lebe hier. Wie ſonderbar anhänglich ich bin! Und Toblers tiefe, grollende Stimme, wie bitter werde ich ihren Klang entbehren. Warum kommt er noch nicht? Ich möchte wiſſen, woran ich bin. Ja, alles das. Was? Wo wird wieder ſolch ein Sommer mich in die üppigen, grünen Arme und an die blühende und duftende Bruſt drücken, wie der war, den ich hier oben habe erleben und genießen dürfen? Wo, in welcher Gegend der Welt,

gibt es ſolche Turmzimmer? Und eine ſolche Pauline? Obſchon ich mich mit ihr des öftern gezankt habe, gehört auch ſie ſchließlich mit zu dem Schönen. Wie es mir elend zumut iſt. Hier durfte ich ‚kopflos‘ ſein, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade. Ich möchte wiſſen, an welchen Orten der ziviliſierten Welt das ſonſt noch geſtattet wäre? Und der Garten, den ich ſo oft geſpritzt habe, und die Grotte? Wo gibt man mir das? Menſchen wie ich genießen ſonſt nirgends die Annehmlichkeit und den Zauber von Gärten. Bin ich verloren? Mir iſt elend zumut, ich glaube, ich werde jetzt einen Stumpen rauchen müſſen. Auch das wird mir fehlen. Sei es.“ —

Als er auch noch an die Fahne im Sommer dachte, ſah er ſich genötigt, zu grinſen, um nicht plötzlich wie ein Schwächling weinen zu müſſen. Dann trat Herr Tobler ins Bureau, wie jedesmal, ordentlich guten Morgen ſagend. Nichts von Zum-Haus-hinaus-jagen.

Nichts dergleichen!

Joſeph ſetzte ſeine demütigſte und dienſtfertigſte Miene auf, er war unbeſchreiblich froh, daß es noch nicht „ſo weit“ war. Er ſetzte ſich geradezu leidenſchaftlich hinter die Erledigung der heute beſtehenden geſchäftlichen Aufgaben, und er drehte ſich

alle Augenblicke auf ſeinem Stuhl um, damit er ſehe, was Tobler an ſeinem Pult machte. Tobler tat das Gewöhnliche.

Was er da geſtern für einen Anfall gehabt habe? frug der Chef in unglaublich freundlichem Tone.

„Ja, das war dumm,“ ſagte der Gehülfe, beſcheiden und beſchämt lächelnd.

Er brauche nicht zu ängſten. Seinen Gehalt kriege er ſchon, brummte Tobler.

„O, ich will gar keinen Gehalt. Ich verdiene ihn nicht.“

„Dummheiten,“ ſagte Tobler, „ich bin, einige Kopfloſigkeiten, die Sie ſich haben zuſchulden kommen laſſen, ausgenommen, zufrieden mit Ihnen. Und wenn ich die Fabrik bekomme, um deren Beteiligung ich mich beworben habe, ſo bleiben wir hoffentlich auch dann noch zuſammen. Man wird in dieſem Fall auch einen Buchhalter brauchen können.“

Später ging der Chef.

Dora war an dieſem Tage krank geworden, nicht ernſtlich. Es war nur eine kleine Erkältung, aber dieſe genügte, um das Mädchen zu pflegen, als wäre ihr letzter Tag herangekommen. Dora lag auf dem Sofa im Wohnzimmer, und als Joſeph

zufällig ſagte, er wolle zur Poſt gehen, es war gegen Abend, mußte er Dora verſprechen, ihr ein paar Orangen oder Apfelſinen aus einer Spezereihandlung mitzubringen, was er denn auch tat.

Während des Nachteſſens redete Frau Tobler beſtändig zu der kleinen, reizenden Unpäßlichen hinüber, in der Richtung nach dem Ruhbett. Silvi machte große Augen und hielt den Mund ſperrangelweit offen, als dächte ſie darüber nach, wie es zugehe, daß man ſo reizend krank ſein könne. Warum war denn eigentlich Silvi nie krank? War das nichts für ſie? Mußte die Natur ihr dieſen hübſchen Zuſtand vorenthalten? War ſie zu gering, eine kleine Erkältung bekommen zu dürfen? Sie wäre ſo gern einmal zärtlicher als ſonſt, ja nur einmal ein bißchen wärmer und milder als ſonſt behandelt worden. Die Dora! Nein! Silvi ſchaute ihr Schweſterchen betrübt und erſtaunt an, als wäre ſie nicht imſtande geweſen, es ſich zu erklären, wie die da ſo ſchön krank daliegen konnte.

„Tu den Löffel aus dem Mund, Silvi. Ich kann das nicht ausſtehen!“ ſagte Frau Tobler. Ihr Geſicht ſchien in dieſem Augenblick zwei Mienen bekommen zu haben, eine liebliche und glatte für Dora, und eine darunter liegende gerunzelte und ſtrenge für Silvi. Gleichzeitig ſchaute die Frau

kurz den Angeſtellten an, als forſche ſie auf deſſen Geſicht nach dem, was er dazu etwa denken oder ſagen mochte. Aber Joſephs Geſicht lächelte zu Dora hinüber.

Es war dies durchaus kein Wunder: die Menſchen richten eben ihre Augen mit Vorliebe dorthin, wo das Schöne und Wohlgeſtaltete zu ſehen iſt, nicht dahin, wo in unappetitlicher Weiſe mit einem Kaffeelöffel in einem ausdrucksloſen Mund herumgerührt wird.

Doras volles Geſicht guckte anmutig zu den ſchneeweißen Bettkiſſen heraus, auf denen verſtreut, und Höhlen in den Flaum eindrückend, die mitgebrachten Apfelſinen herumlagen. Dieſer reizende, üppige Kindermund. Dieſe kleinen, aber beinahe ſchon bewußt ſchönen und graziöſen Bewegungen. Dieſe bittende, liebe, leichte Stimme, dieſes Vertrauen! Ja, Dora, du durfteſt vertrauen, da ſaheſt jeden Moment aus deiner Frau Mama Geſicht Güte dir entgegenſtrahlen.

Wie arm war da Silvi. Würde dieſes Mädchen je auf den Gedanken gekommen ſein, zu wünſchen, man ſolle ihr Orangen aus den Delikateßwarengeſchäften mit nach Hauſe bringen? Unter keinen Umſtänden. Dazu wußte ſie viel zu gut, wie ſehr jedermann geneigt war, ihre Bitten ab-

zuſchlagen. Ihre Bitten waren auch gar keine Bitten, ſondern nur geſtammelter Neid. Sie bat erſt, wenn Dora längſt ihr gewünſchtes hatte. Nie kam ſie auf einen erſten Wunſch. Die Wünſche Silvis waren alle Wunſchkopien, ihre Einfälle waren keine Einfälle, ſondern nur Nachahmungen von ſolchen, die Dora zuerſt gehabt hatte. Ein echtes Kinderherz nur kommt auf friſche Einfälle, ein verprügeltes und verachtetes niemals. Die wahre Bitte iſt immer erſten, nie zweiten Ranges, gerade wie das wahre Kunſtwerk. Silvi war eben nun einmal zweiten, dritten, vielleicht ſogar ſiebenten Ranges. Alles was ſie ſagte, war aus falſchem Tone geſchmiedet und gebacken, und alles was ſie tat, war altbacken. Wie alt Silvi bei ihren blütenjungen Jahren ſchon war. Welches Unrecht! —

Joſeph hatte das einen Moment überdacht, während er Dora anſchaute. Wenn man die anſchaute, konnte man ſich ein klares Bild von ihrem Gegenſtück machen, und man hatte dann gar nicht nötig, die prüfenden und vergleichenden Augen erſt noch lange auf Silvi zu werfen.

Wie das traurig war. Dieſe zwei ungleichen Kinder! Joſeph hätte aus dem Grund ſeines Denkens heraus hörbar ſeufzen mögen. Als Dora jetzt in ihr richtiges Schlafbett hinaufgetragen werden

ſollte, trat er zu ihr hin und war ſo betroffen von dem Anblick ihres keck-unſchuldigen Weſens, daß er nicht anders konnte, als ihr die kleine Hand zu küſſen. Mit dieſem Huldigungskuß wollte er gleichſam die zwei Arten liebkoſen, die Dora-Art und auch die Silvi-Art. Aber wie hätte er der zweiten Art tatſächlich huldigen können? Unmöglich! So verſuchte er, wenigſtens in Gedanken der jungen Bitterkeit und Bei-Seite-Geſchobenheit etwas Tröſtendes und Achtungsvolles zu ſagen, indem er das Unausgeſprochene mit ſeinem Mund auf die Hand der ſchweſterlichen Liebe und Naturgnade drückte.

Frau Tobler ſah es. Sein Betragen fand ihren Beifall. „Ein kurioſer Menſch, dieſer Marti!“ dachte ſie, „da hat er mich geſtern der Silvi wegen ausgeſcholten, und nun iſt er mir ſelber hier halb verliebt in die Dora.“ — Sie lächelte gnädig und ſagte zu Dora, da müſſe ſie aber in Zukunft ihre Hände ſäuberlicher halten, wenn ſie ferner ſolche Küſſe darauf bekommen wolle und lachte.

Zur Silvi ſagte ſie, indem ſie ihr mit verzogenem Geſicht gute Nacht ſagte, ſie ſolle ſich beſſer zuſammennehmen und ihr keine Urſache mehr geben, ſtreng mit ihr zu ſein, dann ſei man auch gut zu ihr. Es ſei ein Jammer, wie man ſie behandeln und immer wieder ſtrafen müſſe. Sie erwarte jetzt

einmal gehörig Beſſerung. Silvi werde auch älter. Marſch. Sie ſolle gehen.

Zuerſt hatte der Ton dieſer kurzen Anſprache liebreich klingen wollen, dann aber, als ſei ihm die Milde unpaſſend und unmöglich vorgekommen, war er in die Härte hinübergeſprungen, in Abſtufungen, bis er zuletzt ſelber in einem gebieteriſchen „Marſch“ ſich abbrach.

Als die vier Kinder fort waren, wurde ein „Jaß“ angefangen. Der Gehülfe hatte jetzt ſchon eine ziemlich bedeutende Geſchicklichkeit in der Übung dieſes Spiels erlangt, er bewies dieſelbe und gewann faſt fortwährend, was ihn veranlaßte, ganz beſonders vorſichtig ſeine Worte zu wählen, da er die Gereiztheit, die in der Frau bei Spielverluſten hervorzubrechen pflegte, genau kannte. Sie ſpielten eine Stunde lang, von Zeit zu Zeit wieder an den Rotweingläſern nippend, wie am Vorabend. Plötzlich ſagte Frau Tobler, indem ſie das Spiel unterbrach:

„Wiſſen Sie es ſchon, Marti, daß mein Mann mich zu meiner Schwiegermutter ſchickt? Ja, es iſt ſo, und ich werde mich morgen früh auf die Bahn begeben, um ihr einen Beſuch zu machen. Wir müſſen ja jetzt das Geld haben, ſonſt ſind wir verloren, und ſie ſchickt nichts. Sie iſt ſehr geizig, we-

nigſtens hält ſie ihre Gelder ſcharf beiſammen. Sie werden ſich denken können, wie unangenehm mir eine ſolche Fahrt jetzt iſt, aber es muß ſein. Dieſe Frau, die ich ſchon ſo lange nicht mehr geſehen habe, die ich kaum recht kenne, werde ich bitten müſſen, ja Marti! Und ſie wird kalt zu mir ſein, von oben herab, das fühle ich nur zu deutlich. Es wird ſo leicht für ſie ſein, mich zu kränken, mir weh zu tun, denn ſchließlich behandelt man ja eine Bettlerin nicht, wie man mit Glacéhandſchuhen jemanden anrührt. Sie hat mich übrigens von jeher ein wenig ‚auf dem Zug‘ gehabt, ich habe das immer empfunden. Als ob ich von jeher ihrem Sohn, meinem Mann, nur Unheil gebracht hätte. Und ſo wird ſie mir jetzt natürlich entgegentreten: wie einer Sünderin. Sie wird mir die Kleider, die ich am Leib trage, vorwerfen, die unnötige Eleganz derſelben, den unglaublich überflüſſigen guten Schnitt. Nein, das neue Kleid werde ich ſchon nicht anziehen dürfen. Das hat auch keinen Zweck. Eine, die daherkommt, um zu heiſchen, ſoll ſchwarz gehen, ich werde das alte, ſchwarze Seidenkleid anziehen, das macht einen ſehr unterwürfigen Eindruck. Ja ja, Joſeph, Sie ſehen, andere müſſen ſich auch zwingen und dulden und herabwinden zur Beſcheidenheit. Es geht eben ſo, man weiß gar

nicht, woher und wie und wieso so rasch. Diese Welt!“ —

„Wir wollen hoffen, daß Sie Erfolg haben,“ bemerkte der Gehülfe. Sie fuhr fort:

„Dafür schickt mich ja auch Tobler, weil er der Ansicht ist, daß seiner Mutter meine Erscheinung zu einem solchen schwierigen und heiklen Zeitpunkt angenehmer sein werde als die seinige. Sonst sehe ich allerdings nicht ein, warum er selber nicht hinfahren könnte. Ein Stück Bequemlichkeit seinerseits mag ja dabei sein. Die Männer nehmen gern die gemütlosen und trockenen Geschäfte auf sich. Wo es sich aber um ein persönlich-innerliches Opfer handelt, um eine Pflicht und Arbeit herzlichen Charakters, um rein seelische Überwindungen, da schieben sie lieber ihre Frauen vor die Front und sagen gewöhnlich: ‚Geh du! Du machst das besser als ich!‘ was man dann noch als eine Art Gnade und Liebkosung aufzufassen beinahe gezwungen ist.“

Beide lachten. Frau Tobler nahm wieder das Wort:

„Ja, Sie lachen! Übrigens verbiete ich Ihnen das nicht. Lachen Sie nur. Ich habe ja auch gelacht, obschon es uns beiden eigentlich ernster zu Mut sein sollte. Ja, hoffen wir, daß ich Erfolg haben werde. Im übrigen, was rede ich da! Ich

meinerſeits habe dieſe Hoffnungen, die in bezug auf Toblers Geſchäfte noch immer wieder Erfolge vorſpiegeln, längſt aufgegeben. Es iſt jetzt einmal ſo: das Vertrauen in meines Mannes Geſchäftstüchtigkeit iſt in mir gründlich ins Schwanken geraten. Ich glaube jetzt überzeugt zu ſein, daß er nicht genügend Raffiniertheit, nicht genügend Herzloſigkeit beſitzt, um rentable Geſchäfte machen zu können. Er hat in all dieſer Zeit meines Erachtens nach nur den Ton dieſer pfiffigen und ſchlauen Leute angenommen, das äußere Betragen, die Manieren, nicht aber zugleich die Fähigkeiten. Gewiß, es muß einer, der gute Geſchäfte macht, deswegen kein Blutſauger und ſchlechter Kerl ſein. Das iſt noch lange nicht geſagt. Aber mein Mann iſt zu temperamentvoll, zu raſch, zu gut und zu natürlich empfindend. Auch zu leichtgläubig iſt er. Nicht wahr, Sie wundern ſich, mich dermaßen reden zu hören, aber glauben Sie mir, wir Frauen, beſtändig an die Enge und an die Beſchränktheit des Hauſes gebunden, wir denken über mancherlei nach, und wir ſehen auch manches und fühlen manches. Es iſt uns gegeben, die Dinge ein bißchen zu erraten, da einmal die korrekten Wiſſenſchaften unſere geſchwornen Feindinnen ſind. Wir verſtehen es, in den Blicken und im Betragen zu leſen. Wir ſagen

ſeltſamerweiſe nie etwas, wir ſchweigen, denn wir drücken uns ja in der Regel ſo ſchlecht und immer ſo unpaſſend aus. Unſere Worte regen meiſtens die geſchäftsüberladenen Männer nur auf, aber überzeugen nie. So leben wir Frauen dahin, erklären uns mit dem allermeiſten, was um uns her und mit uns ſelber geſchieht, einverſtanden, reden nebenſächliche Dinge, die uns immer ſtärker der Vermutung, daß wir kleine und untergeordnete Geiſter ſind, ausſetzen und ſind immer zufrieden, ich glaube es wenigſtens. Nein, mein Mann wird mit ſeinen Patenten auf keinen trockenen Zweig mehr kommen, der kleine Finger, der Schuh am Fuß, meine eigene Naſe ſagen es mir. Er lebt zu gern gut, und das dürfen eine Zeitlang Unternehmer nicht. Er iſt zu wild, das ſchadet. Er liebt zu ſehr ſeine eigenen Pläne, das untergräbt dieſelben. Er iſt ein viel zu heiterer Menſch, und er nimmt alles zu gerade, zu plötzlich, deshalb viel zu einfach. Er iſt eine ſchöne, volle Natur, und ſolche Naturen reüſſieren mit ſolchen Unternehmungen nie, oder faſt nie. Nicht wahr, Marti, wie ich heute rede."

Er ſchwieg und erlaubte ſich ein unmerkliches Lächeln. Sie hatte ſchon wieder mit Reden angefangen:

„Meinen Karl fürchten die Menſchen und hinter-

gehen ihn zugleich und lachen ihn hinter ſeinem Rücken aus, denn ſie gönnen gerade ihm merkwürdigerweiſe allen nur erdenklichen Schaden, und ich glaube deshalb, weil er ſeinen Wohlſtand und ſein Beſitztum zu offen und zu ungeniert gezeigt hat, dermaßen, daß es ihnen in die Augen hat ſtechen müſſen. Er iſt immer naiv genug geweſen, vorauszuſetzen, andere Leute hätten Freude an ſeiner Lebensfreude und Luſt an der ſeinigen, was offenbar ein geradezu der richtigen Auffaſſung entgegengeſetzter Standpunkt war. Er hat immer mit vollen Händen gegeben, das iſt eine Schwäche geweſen, verzeihlich zum Beiſpiel in meinen Augen, aber unverzeihlich im Urteil derjenigen Menſchen, die von ihm eben dieſe verſchwenderiſchen Wohltaten genoſſen, mit einem Wort, die von ihm profitiert haben. Er hat ſeine beſondere Art, ein bißchen barſch und laut zu ſein, das nennt man jetzt, jetzt im Unglück, Prahlerei. Wäre er erfolgreich, ſo würde man zu derſelben Gewohnheit ſagen: Schneid! Ja. Nein, mein Mann würde viel beſſer getan haben, wenn er ſich nie ſelbſtändig gemacht, ſich nie auf eigene Füße geſtellt, ſondern ſich in ſeiner beſcheidenen Stellung als techniſcher Angeſtellter ſtill gehalten hätte. Wir waren alle ſo wohl damals. Freilich hatten wir kein eigenes Haus, aber was bedarf es deſſen, da

doch nur Sorgen in ſolch ein eigenes Haus kommen? Nach Feierabend machten wir unſern ſtillen, hübſchen Spaziergang rund um den Hügel. Es war zu ſchön, um es derart eigenſinnig von ſich wegzuwerfen, aber eines Tages wurde es eben weggeworfen."

„Es kann noch alles gut kommen, Frau Tobler," ſagte Joſeph. Dieſe Worte ſchlugen wie mit Flammen in ihr Geſicht. Sie rief:

„Sie ſollen das nicht ſagen. Das iſt abſcheulich. So redet man nicht zu der Frau des Geſchäftsmannes, in deſſen Bücher man tagtäglich hineinblicken kann. Auf dieſe Art ſoll man nicht ſchonen wollen und einer ſchwachen Frau das Herz mit Gewichten beladen. Wieſo kann noch alles gut kommen? Gehen Sie zu den Bedrängern meines Mannes mit dieſer fluchwürdigen Redensart. Sie haben mich wieder einmal unglücklich gemacht. Ich will gehen und verſuchen, dies zu vergeſſen."

Sie lief aus dem Zimmer.

Der Gehülfe dachte: „Was iſt nun da wieder? Muß es bald jeden Abend eine heftige Szene geben? Bald bin ich unmutig, bald ſie, bald wir beide, und bald kracht es wieder aus Toblers Gemüt heraus. Bald ſchreit die Silvi, bald bellt der Leo, bald iſt wieder die Dora krank. Fehlte noch, daß wir alle zuſammen eines Tages, Mittags oder Abends

vollſtändig hinten hinüber ſchnappten. Dann gute Nacht ſchönes Haus Tobler! Aber ſoweit ſind wir noch nicht. Wollen jetzt erſt einmal die mütterlichen Gelder abwarten, und dann teilweiſe unſere Schulden bezahlen. So viel wie in dieſem Hauſe iſt mir in meinem ganzen ſonſtigen Leben der Kopf nicht gewaſchen worden. Aber auch das mag gut ſein. Übrigens! Habe ich etwa wieder einmal Angſt? Bin ich unruhig? Nein, Gott ſei Dank nicht. Tobler hat wohl heute wieder im Sinn, im ‚Segelſchiff' zu übernachten. Das gehört ſcheinbar auch zu meinen Berufspflichten, daß ich inzwiſchen hier ſeiner Frau Geſellſchaft leiſte. Die Arme! Warum hat ſie keinen beſſern Geſellſchafter?"

Er löſchte die Lampe und ging zu Bett.

Andern Tages, es war wieder mehr naſſes als kaltes Wetter, und die Luft hing ſchwer herunter, ſah man Frau Tobler, ſchwarzſeiden gekleidet, den Gartenhügel hinabgehen, um ſich zur Bahn zu begeben. Tobler begleitete ſie ein Stück hinunter, ſprach ihr zu, guten Mutes zu bleiben und ſich nicht etwa wieder zu erkälten in der Eiſenbahnwagenzugluft und dergleichen. Man ſah von oben herab ein Lächeln im Geſicht der Frau, und ein Winken mit dem Taſchentuch, das galt der Dora, die der

Mutter ebenfalls nachwinkte. Wie naß alles war. Zu dieſer Winterzeit hätte es eigentlich trockener und kälter ſein können, dachte man, und dann verſchwand Frau Tobler den Augen, die ihre Bewegungen bis zuletzt verfolgten. Es waren dies Joſephs, Paulinens, Silvis, Doras, der Knaben und Leos Augen geweſen. Der Hund bellte traurig, wie er die Herrin fortgehen geſehen hatte.

Das Ganze glich, wenn einer ſich auf ſeine romantiſche Einbildungskraft hätte verſteifen wollen, dem Weggang einer Königin. Joſeph, der Vaſalle, hätte jetzt, wenn er einer jener aus alten Geſchichten zu uns modernen Menſchen hinübergrüßenden getreuen Untertanen geweſen wäre, bitterlich weinen müſſen, während die Kammerfrau Pauline ein Wehgeſchrei ausgeſtoßen haben würde, wenn ſie eine von denjenigen geweſen wäre, die in alten Zeiten ſchöne und hohe Königinnen, wie die Geſchichten lehren, bedient haben. Und der Hund wäre vielleicht ein Drache geweſen, und die Kinder Königskinder und Herr Tobler der wuchtigen Rittergeſtalten eine, die früher immer dabei waren, wenn es ſolche traurige Abſchiede für immer gab, als es noch Schlöſſer, Burgen, Stadtmauern und Tränen der Treue gab. Doch nein. Hier war es ja ganz anders.

Hier handelte es ſich nicht um eine immerwährende Verbannung auf eine öde Felſeninſel, ſondern nur um eine Tagesreiſe per Eiſenbahn und um einen praktiſchen und ein wenig unangenehmen Beſuch. Auch eine Königin kam hier nicht vor, es ſei denn, man hätte Frau Tobler als die ſorgenvolle Königin des Hauſes zum Abendſtern empfunden, was ſo ganz apart und wunderlich nicht hätte ſein können. Auch keine düſtere Heldengeſtalt, ſondern nur ein modern gekleideter und beſchaffener Herr Ingenieur Tobler gab der Dame ein Stück weit das Geleite, um ihr, auch nicht gerade Troſt, ſondern nur einige vernünftige Worte zuzuſprechen. Und von einem beſonders betrübten Knecht und Vaſallen war hier ebenſowenig die Frage und Rede als von einer noch faſſungsloſeren Kammerfrau. Joſeph und Pauline, dieſe beiden Perſonen ſtanden da, weiter niemand, außer den Kindern, und das waren weder Königs- noch Fürſtenkinder, ſondern ſchlichte, bürgerliche, wie ſie jedes beſſere Haus haben kann. Leo war kein Drache. Er würde eine ſolche mittelalterliche Zumutung vielleicht ſogar biſſig übel genommen haben. Alles in allem war es ein Bild des zwanzigſten Jahrhunderts.

Es werde ſich nun bald zeigen, weſſen man ſich zu gewärtigen habe, meinte Herr Tobler, als

er wieder ins Bureau zurückkehrte. Was ihn betreffe, er werde und müsse durchdringen. Jeder andere Gedanke sei lächerlich. Was er immer behauptet habe, das behaupte er auch heute, und heute erst recht.

Und er beschäftigte sich mit der Tiefbohrmaschine. Die Handelsabteilung schrieb einen Brief an den Tiefbauingenieur Joël, der sich, wie es schien, „gewaltig" für dieses Werk interessierte. Die Kinder spielten und rauften sich im Bureau. Tobler jagte sie hinaus. Später verließ er das technische Bureau selber und ging ins Dorf, des Automaten wegen.

Ein wenig später ging auch der Gehülfe weg und zwar zur Post. Auf dem Wege dahin wurden ihm von zwei Landarbeitern schimpfliche Worte nachgeschrien. Diese Bauernknechte schickten dem Angestellten nach, was sie dem Chef würden nachgebrüllt haben, wenn sie den Mut dazu gehabt hätten. Joseph kam ohne weitern Zwischenfall ins Dorf, auf die breitere Straße, und hier begegnete ihm der, den er eher im Gasthaus zum „Roten Haus" vermutet hätte, Wirsich.

„Sie sind wieder hier?"

Sie schüttelten sich die Hände. Wirsich schaute ganz vergnügt drein, er sah aus, als wenn ihm

eben etwas ſehr Entgegenkömmliches paſſiert wäre. Er ſagte zu Joſeph, eben ſei er neuangeſtellt worden und zwar in der Kolonialwarenhandlung Bachmann & Co. Er ſei, wie der Gehülfe ihm angeraten habe, mit fertig geſchriebenen und kuvertierten Offertbriefen in der Taſche, auf die Wanderung, von Geſchäftshaus zu Geſchäftshaus gezogen, und in der Tat habe man ihn faſt überall menſchenfreundlich behandelt, aber man habe nirgends eine Stellung für ihn frei gehabt, bis er ſchließlich zu den Herren Bachmann & Co. hineingegangen ſei, und dort ſei dann die Sache zu ſeinem Glück komplett geworden. Und nun glaube er ſich nach langer Zeit endlich wieder als ein gehobener Menſch fühlen zu dürfen. Jedenfalls könne er ſagen: „Guten Tag, Freund, du ſiehſt, mir geht es gut.“ Ob es nun nicht ganz nett ſei, zuſammen in die nächſtbeſte Wirtſchaft zu treten und eins auf den Durſt hinauf zu nehmen?

„Aber gewiß. Sehr gern. Aber hören Sie, Wirſich, ſagen Sie, können Sie's vertragen?“ ſagte Joſeph.

Der andere beteuerte: „Natürlich!“ — So gingen ſie in das zunächſt liegende Reſtaurant Central, wo ſie ſich jeder einen Schoppen Bier geben ließen.

„Denn ſonſt lieber nicht. Es wäre ſchade um die neue Poſition," glaubte Joſeph gut zu tun, nachzufügen.

Wirſich winkte beluſtigt mit der Hand ab. Es fiele ihm nicht ein, ſagte er, etwa gar wieder ſo unvernünftig zu trinken, wie früher. Er habe ſich das jetzt, glaube er, ein für allemal abgewöhnt, ſo verkommen ſei er denn doch noch lange nicht. Wie es bei Toblers ſtehe?

„Nicht gut," ſagte der Gehülfe, und er erzählte in kurzen Umriſſen den Verfall des Hauſes. Wirſich ſolle ſich aber hüten, zu plaudern, das ſeien Geſchäftsgeheimniſſe und die gingen niemand etwas an.

Wirſich ſagte:

„So habe ich es dem Großhans, dieſem Tobler, doch noch prophezeien können, daß er noch einmal zu ſeinem prahleriſchen Haus und Garten hinausfliegt. In jener Nacht hat er's von mir gehört, und jetzt gehen die Worte in Erfüllung. Was er andern getan hat, das geſchieht ihm nun ſelber, und recht geſchieht ihm. Iſt unſereins kein Menſch? Sind wir Angeſtellten ohne die Spur von Empfindung auf dieſe Welt gekommen? Wir werden eines Abends einfach zum Haus und zur Lebensexiſtenz herausgeworfen, und man glaubt noch, recht und

milde getan zu haben. Pardon, Marti, Sie ſind mein Nachfolger und genießen infolge meines Sturzes einen, wie Sie ſelber ſagen, angenehmen Lebensaufenthalt. Sie können natürlich nichts dafür, daß Sie mich vom Poſten verdrängt haben. Was rede ich: durch Sie habe ich ja die neue Stellung gefunden. Alſo Entſchuldigung. Ich meine nur, der Zorn kann einen fortreißen, ſich eine ſo lange Zeit in der elendeſten Verlegenheit und Erniedrigung geſchaut zu haben. Wegen was? Wegen eines Fehlers? Donnerwetter, jetzt trinke ich grade extra noch eins. Heda, Herr Wirt, oder Sie lieber, Frau Gaſtwirtin, bringen Sie mir noch ſolch einen Schoppen. Sie Marti werden doch wohl auch noch einen trinken."

„Nur bitte ich," ſagte Joſeph, „meinen Chef nicht angreifen zu wollen. Und dann auch nicht gar ſo laut, wenn ich bitten darf. Mein gegenwärtiger Prinzipal iſt kein Großhans. Sie werden dieſen unvorſichtigen, und ich gebe gern zu, im Zorn geſprochenen Ausdruck zurücknehmen. Tun Sie's alſogleich, ſonſt ſind wir geſchieden. Ich habe Ihnen nicht vertrauliche Aufklärungen über Toblers Lage gegeben, um dieſen Mann hinterher beleidigen zu hören. Im übrigen: Proſt! Es freut mich, daß es Ihnen gut geht."

„Ich ſag' ja: im Zorn!“ entſchuldigte ſich Wirſich.

Der Streit ſei erledigt, bemerkte Joſeph. Beide tranken je noch ein Glas, auf welche „Lage“ eine vierte folgte. Sie würden ſo fortgefahren haben, wenn nicht jetzt die Türe aufgegangen, und Herr Tobler ſelber ins Reſtaurant getreten wäre. Er überflog beide Zecher und Angeſtellten mit einem zündenden Blick, der den Männern genug ſagte.

Joſeph hatte beim Eintritt des Herrn ſofort den Hut abgezogen, den er vorher ziemlich burſchikos auf dem Kopf behalten hatte. Das gebot die Höflichkeit, und der Toblerſche Blick gebot es nicht minder. Er ſtand übrigens bald auf, da das Geſpräch mit Wirſich ohnehin verſtummte, rief, er möchte bezahlen und bewegte ſich gegen den Ausgang zu. Ein Wink des Ingenieurs veranlaßte ihn jedoch, in deſſen Nähe zu treten. Dieſer fragte:

„Was will dieſer Ungut hier, der Wirſich?“

Joſeph antwortete: „O, er hat eine Stelle gefunden. Hier dicht nebenan, bei Bachmann & Co. Seit heute. Er freut ſich ſehr darüber.“

„So? Und er trinkt wohl noch immer gern, was? Der wird ſicherlich lange in der neuen Stellung verbleiben, der! Es iſt gut. Waren Sie auf der Poſt?“

„Nein, ich gehe jetzt. Sie werden entſchul-

digen. Mein Vorgänger hat mich aufgehalten. Ich werde gleich gehen, und wenn Sie wünſchen, daß ich Ihnen die Briefe hieherbringe“ — —

Tobler verneinte, und der Gehülfe entfernte ſich.

Auch Wirſich war jetzt aufgeſtanden, er bezahlte, marſchierte unſicher vorwärts, wußte nicht, ob er ſeinen ehemaligen Vorgeſetzten grüßen ſollte oder nicht, tat es, und ſogar tief und demütig, und ſtieß zum Überfluß noch an einen Tiſch an, bei welcher Gelegenheit er beinahe umgeſtürzt wäre. Sein Achtungsgruß wurde mit keinem Zug einer Miene erwidert. Tobler „wollte nichts mehr mit dieſem Menſchen zu tun haben“. An der Tür ſtolperte Wirſich zum zweiten Mal. War das eine ſchlimme Vorbedeutung?

Frau Tobler kam mit dem Nachtſchnellzug nach Hauſe gefahren. Herr Tobler, Pauline und Joſeph erwarteten ſie am Bahnhof. Der Zug kam ſchnaubend und raſſelnd an. Allerlei Menſchen drängten ſich in die Nähe des langen, ſchwarzen, prachtvolldaſtehenden Ungetümes heran. Die Frau ſtieg aus, Joſeph und Pauline ſprangen hinzu, um Körbe und Pakete in Empfang zu nehmen. Mutter Tobler hatte der Sohnesfrau Verſchiedenes mitgegeben, das konnte man ungefähr zum Voraus wiſſen, deshalb

war man zu dritt am Bahnhof erſchienen. In zwei Körben befanden ſich teils Äpfel, teils Nüſſe. Die Pakete enthielten Sachen für die Frau ſelber und für die Kinder.

Dem Geſicht der Ausgeſtiegenen war abzuleſen, daß die ganze Sache weder ganz gut noch auch ganz ſchlecht abgelaufen war. Es drückte Müdigkeit und Gelaſſenheit aus. Es ſchien, als ob eine Hälfte des Geſichtes ein bißchen gelächelt hätte. Im ganzen ſchien ſie ihrem Mann, der ſie neugierig darum befragte, eine genügende und zufriedenſtellende Auskunft gegeben zu haben, denn Tobler ſchien nicht übel Luſt zu haben, raſch jetzt noch für eine Weile ins „Segelſchiff“ zu gehen. Seine Frau ſagte, ſie merke ihm wohl an, wohin er zu gehen wünſche, mit welchen paar Worten denn auch die bezügliche Erlaubnis erteilt war. Er rief den Davongehenden noch nach, er ſei in mindeſtens einer Stunde wieder im Abendſtern und verſchwand in ſeiner Stammkneipe.

Die Übrigen gingen nach Hauſe. Dem Gehülfen war es eine angenehme Pflicht, die Körbe, ſo ſchwer ſie waren, zu tragen. Das war doch wenigſtens wieder einmal etwas „Körperliches“. Er ſchritt hinter den beiden Frauen, hinter der Magd und der Frau, leicht daher, gänzlich gedankenlos·

Ja, das kam von den Körben her. „Ich bin zum Laufburschen geboren," dachte er.

Zu Hause angelangt, gab es einen Schwarm von Fragen, aus der kindlichen Wißbegierde heraus ertönend. Und eine Belagerung der Pakete und Obstkörbe. Was Großmutter sagen ließe, wollten die drei Kinder wissen. Nur das Vierte nicht. Silvi blieb schläfrig und gleichgültig. Auch die Geschenke ließen dieses Mädchen gleichgültig. „Mich betrifft das nicht," sagte ihre Miene. Um so mehr mußten die Sachen die übrigen drei betreffen. Sie wurden jedoch bald alle samt ihren Forderungen, Fragen und Neugierden in die Betten geschickt.

„Wie bin ich müde," sagte Frau Tobler.

Pauline kniete vor ihr am Boden und zog ihr die Schuhe aus. Sie saß auf dem Sofa. Joseph, der daneben stand, dachte: „Ich muß gestehen, daß es mir nicht unangenehm gewesen wäre, wenn sie zu mir gesagt hätte: zieh mir die Schuhe aus! Ich glaube, ich hätte mich mit Vergnügen gebückt." —

Ein Handschuh entglitt ihr, sofort sprang er hinzu und hob ihn ihr auf. Sie lächelte matt und dankte und sagte:

„Wie sind Sie dienstfertig! So sind Sie nicht immer gewesen. Kommt wohl mein Mann bald nach Hause? Wie geht es Ihnen, Joseph?"

„Sehr, ſehr gut," gab er zur Antwort. Pauline hatte das Zimmer verlaſſen.

Er ſei eben noch jung, da ſpreche er ſo und müſſe wohl auch ſo ſprechen, ſagte die Frau. Ihr ſei es ſo ſchwer zumut.

„Haben Sie Verdruß gehabt?"

Auch! Aber dieſer kleine Verdruß berühre ſie wenig. Sie fühle ſich heute zu allerhand Gedanken hingezogen. Ob Joſeph noch laſſen möge? Ja? Das ſei nett. Sie habe gerade jetzt eine unglaubliche Luſt, Karten zu ſpielen. Sie glaube, das helfe ihr.

Sie ſetzten ſich an den Tiſch und ſpielten Karten. Pauline trug etwas zu eſſen auf für Frau Tobler und ging dann wieder. „Vielleicht iſt dieſe Frau zugleich leichtſinnig und ſchwermütig veranlagt. So kann es ſein. Übrigens bin ich ein Dummkopf!" dachte der Gehülfe.

„Sie will mir nicht gern geben, die alte Frau," ſagte mitten im Spiel Frau Tobler.

„Wer? Ach ſo! Die Mutter Tobler! Das kann man ſich denken. Aber ſie wird müſſen!"

„Ja eben!" machte ſie. Sie lachten beide. „Wie das wieder leichtſinnig iſt," dachte der Buchhalter und Korreſpondent des techniſchen Bureau C. Tobler. Die Firma! Schließlich war man denn

doch ein geſetzter Mann. Da ſaßen ſie beide wieder zuſammen, ſie, die „unbegreifliche Frau“ und er, der „kurioſe Menſch“. Joſeph mußte laut auflachen. Was er habe? —

„O nichts. Dummheiten.“

Sie ſagte, ernſter werdend, er werde ſich etwa ihr gegenüber keine Scherze erlauben. Er erwiderte auf dieſe Bemerkung, er ſei der kaufmänniſche Angeſtellte des Hauſes Tobler, worauf ſie ſagte, ſie hoffe, daß er das beſtimmte Gefühl habe, er ſei das. Er warf die Karten, die er in der Hand hielt, auf den Tiſch, erbebte und erklärte, ein ernſthafter und ſolider Angeſtellter ſei's nicht gewohnt, bis in alle Nächte hinein Karten zu ſpielen. Er war aufgeſtanden und ging, indem er erwartete, ſie werde ihn zurückrufen, nach der Türe hin. Sie ließ ihn gehen.

Statt nach oben in ſein Zimmer zu gehen, ſtieg er ins Bureau hinunter, zündete die dort befindliche Lampe an, ſetzte ſich an ſeinen Tiſch und ſchrieb an den Verwalter des Tit. Stellenvermittlungsbureau folgendes:

Sehr geehrter Herr!

Ich bitte Sie höflichſt, mich als Bewerber um eine gelegentlich frei werdende, paſſende Stelle gü-

tigſt vormerken zu wollen. Ich finde mich nicht veranlaßt, es darauf ankommen zu laſſen, eventuell wieder auf dem Pflaſter zu ſitzen. Die Dinge hier oben, Herr Verwalter, ſpitzen ſich immer ſchärfer zu. Ich ſage: für alle Fälle! und empfehle mich Ihnen

Hochachtungsvoll

Ihr aufrichtig ergebener Joſeph Marti.

Er war noch nicht ſo bald mit Kuvertieren und Adreſſieren dieſes Schreibens fertig geworden, als er vom Garten her Schritte hörte. Eine halbe Minute ſpäter traten Herr Tobler und zwei andere Herren, offenbar Stammgäſte aus dem „Segelſchiff", ins Bureau ein, laut redend und lachend, und wie es ſchien, voll trunkenen Übermutes.

Was Joſeph noch ſo ſpät in der Nacht zu arbeiten habe? fragte mit unſicherer Stimme Tobler. Er habe wenigſtens noch einen wahrhaft fleißigen und aufopfernden Gehülfen, wie es ſcheine, bemerkte er weiter, indem er ſich lachend ſeinen Jaßkollegen zuwandte. Jetzt aber ſolle er nur ruhig Feierabend machen, denn morgen früh ſei es auch wieder Tag. Dann ging er zur Türe, die ins Innere des Hauſes führte und rief, ſo laut er konnte: Pauline!

„Herr Tobler?" kam die Antwort von oben herab.

„Bringen Sie uns ins Bureau ein paar Flaſchen von dem Rheinwein. Aber es muß raſch geſchehen.“

Joſeph hatte kaum nötig, ſich von den Herren zu verabſchieden, er ſagte kurz gute Nacht und ging weg. Die andern hörten und bemerkten ihn gar nicht mehr, denn die hatten jetzt ganz anderes zu tun. Die lagen halb am Boden, halb auf dem Zeichentiſch, ohne ſonderlich zu achten, auf was ſie ſaßen. Die Stühle wurden als Fußſchemel benutzt, und mit den zeichneriſchen Entwürfen Toblers kamen die ſchläfrigen und luſtigen Köpfe in engſte Berührung. Tobler ſtopfte, hin und her taumelnd, ſeine Tabakpfeife, und als endlich der Wein kam, machte er ſich mit vieler Mühe und Ungeſchicktheit an das Geſchäft des Gläſerfüllens, worauf dann ein Trinken begann, das halb mit Schnarchen und Hochaufgähnen verbunden und vermiſcht war. Das bißchen gute Vernunft, das der Ingenieur noch zur Verfügung hatte, glaubte er jetzt mit einem Mal dazu verwenden zu ſollen, den Herren und Kameraden die Toblerſchen Erfindungen zu erklären, er ſtieß aber nur auf ein Gelächter und ſonſt auf keinerlei Verſtändnis. Der Ernſt der männlichen Weltanſchauung lag in einem fallen gelaſſenen und zerbrochenen und ſeinen Inhalt ausgeſchütteten Glas Wein am Boden. Der männliche und menſchliche Verſtand

gröhlte und johlte und lallte, daß die Wände des Hauſes beinahe erzitterten. Tobler hatte zu allem, was er eben inſzeniert hatte, jetzt noch die wenig rückſichtsvolle Idee, ſeine Frau mit lauter Stimme in das Bureau hinunterzurufen, um ihr, wie er ſagte, ſeine guten Freunde aus dem Dorf vorzuſtellen. Sie kam, ſteckte aber nur den Kopf durch die Türe, die ſie ſchüchtern geöffnet hatte, und verſchwand wieder, zurückgeworfen von dem, wie ſie ſelber andern Tags zu ihrem Mann ſagte, widerlichen und unflätigen Bilde, das ſich ihren Augen darbot, und welches ein holländiſcher Trunkenboldſzenenmaler nicht überzeugender und abſchreckender hätte malen können, als wie es hier in Wahrheit und Wirklichkeit lebte und ſich regte. Die Trinkerei hatte mit dem Verſchwinden der Frau noch lange nicht ihr Ende erreicht, im Gegenteil, ſie flammte und kochte und brannte bis zum frühen Morgen und bis zu der Ermattung, jener vollſtändigen, die den ſtärkſten Zechern ſchließlich über die Nacken herfällt, um ſie zu beugen und der Länge und Breite nach unter Tiſche und Stühle zu ſtrecken. So geſchah's auch, und die ausgelaſſene Geſellſchaft übernachtete unter gräßlichem Schnarchen im techniſchen Bureau, bis Pauline kam, um den Ofen zu heizen. Es war Tag. Die Geſellen erwachten. Die zwei

Bärenswiler zottelten in ihre Dorfſchaft und engere Heimat zurück, während Herr Tobler nach oben ging, in ſein und ſeiner Frau Zimmer, um den Rauſch und Sturm auszuſchlafen.

Pauline hatte eine wahre Heidenarbeit zu verrichten, das verwüſtete und entſtellte Bureau wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen. Als Joſeph um acht Uhr unten ankam, ſah es noch bitterlich ſchlimm darin aus, ſo daß er ſich entſchloß, ſogleich auf die Poſt zu gehen. Alles lag durcheinander, Stühle, Zeichnungen, Schreib- und Zeichengegenſtände, Gläſer und Pfropfen. Tinte war verſchüttet, rote und ſchwarze. Wein ſchwamm am Boden. Einer Flaſche war der Hals abgeſchlagen worden. Es ſchienen Bären, nicht nur Bärenswiler in dem Raum gewirtſchaftet zu haben, den ein Geruch erfüllte, daß es ſchien, als müßte man zehn Tage hintereinander die Fenſter offen ſtehen behalten, um es hier wieder ſauber, gemütlich und wohnlich zu bekommen.

Auf der Poſt warf Joſeph den Brief an den Verwalter in den Kaſten. „Für alle Fälle," dachte er.

Am folgenden Tag floſſen dem Hauſe Tobler aus dem elterlichen Vermögen viertauſend Mark zu. Das war wenig, aber es war wenigſtens etwas,

es genügte gerade, um die allerungeduldigſten und am ſchärfſten vorgehenden Dränger zufriedenzuſtellen. Joſeph hatte längſt eine Gläubigerliſte zuſammengeſtellt, und ſo wurden nun aus dieſer bunten Wieſe die am heftigſten duftenden Blumen ausgeſucht, um wenigſtens vorläufig dieſe zu betäuben. Unter dieſen wütenden und augenblendenden Gewächſen befanden ſich unter andern der Gärtner, der geſagt hatte, er wolle nicht eher ruhen, bis er Tobler gepfändet und vom Ort verjagt ſähe, das Elektrizitätswerk, das ſo höhniſch mit den Schultern gezuckt, und die ſchöne Beleuchtung abgeſtellt hatte, der Schloſſer aus der Nachbarſchaft, dieſer „undankbare Hund“, wie Tobler ihn nannte, dem man, wie man ſich vorgenommen hatte, das „Geld vor die Füße ſchmeißen würde“, der Fleiſcher, und aber von jetzt an „keinen Biſſen Fleiſch mehr aus dieſer Metzgerei“! Der Buchbinder, das „alte Kamel“, der froh ſein dürfte uſw., die Uhrenfabrikanten, denen „man allerdings ihr Drängen nicht ſehr verübeln konnte“, der Metallwarenfabrikant, der den kupfernen Turm gebaut und verrechnet hatte, und einige, die ihr Geld „wohl verdienten“.

Ein halber Tag genügte, um dieſen lauteſten und unverſchämteſten Forderungen den Mund zu verſtopfen, aber auch das Geld war damit ver-

ſchwinden. Was bedeuteten viertauſend Mark für ein über und über verſchuldetes Haus? Ein kleiner Reſt dieſer Summe wurde der Haushaltung gegeben, und einen noch winzigeren erhielt Joſeph als Gehalt-Anzahlung.

Es war ein ſonniger Schneevormittag geweſen, mit blauem Himmel und Winden und mit Schneenäſſe an der Erde, als der Gehülfe von Haus zu zu Haus gegangen war, um Beträge auszubezahlen. Auch beim Betreibungsbeamten war er vorbeigegangen. Und wie raſch das Geld ſchwand, das merkte er an der leichter werdenden Rocktaſche.

Gegen den Nachmittag langte ein Schreiben des Advokaten Bintſch an, worin derſelbe erklärte, es ſei von der Mutter nichts mehr zu gewärtigen. Er habe ſein Möglichſtes verſucht, die Frau zu überzeugen; ſeine Bemühungen ſeien aber zu ſeinem Leidweſen ohne Erfolg geblieben. Er rate daher Tobler an, mit Ruhe die Folgen dieſer Reſultatloſigkeit zu ertragen.

Tobler verzog, während er dieſen Brief las, ſein Geſicht zu einer ſchmerzhaft anzuſehenden Grimaſſe. Er ſchien einen namenloſen Zorn zu bemeiſtern. Dann brach es aus ihm los und warf ihn auf einen Stuhl nieder, als ob Zentnerlaſten ihn niedergeſchmettert hätten. Er keuchte mit ſeiner

ſtarken Bruſt, die zu zerſprengen drohte, ähnlich einem zu ſtraff angeſpannten Bogen. Sein Geſicht ſchaute von unten herauf, als ſei es von oben herab von Fäuſten niedergepreßt worden. Auf ſeinem Nacken ſchienen jähzornig wiegende und ſauſende und ſtemmende Gewichte zu liegen, lebendige Gewichte. Die Farbe ſeines Geſichtes war dunkelrot. Rund um ihn ſchien die Luft dick und ſteinern geworden zu ſein, und eine unſichtbar-ſichtbare Geſtalt ſchien ſich jetzt dicht neben Tobler zu erheben, um ihm gemütlich aber kalt auf die zuſammenzuckende Achſel zu klopfen. Die eiſerne Notwendigkeit ſelber ſchien ihm zugeflüſtert zu haben: „Mann! Verſuche dein Letztes!“

Tobler öffnete ſchwerfällig ſein amerikaniſches Rollſchreibpult, nahm unter Ächzen und Rückenbiegungen, als ob er Schmerzen gehabt hätte, eine Feder zur Hand, ein Blatt Papier, um ſeiner Mutter einen Brief zu ſchreiben. Aber die Buchſtaben, die er aufſetzte, tanzten ihm vor den Augen. Das Pult flog an ſeiner wild gewordenen Empfindung hoch auf, das Bureau drehte ſich, er mußte aufhören. Er ſagte mit röchelnder Stimme zu Joſeph:

„Telephonieren Sie Bintſch und erſuchen Sie ihn, Ihnen zu ſagen, wann er zu einer Beſprechung

mit mir bereit ſein kann. Sagen Sie ihm, es hätte die größte Eile.“

Joſeph ſchickte ſich ſogleich an, dem Befehl Folge zu leiſten. Er war aufgeregt, ſprach vielleicht etwas undeutlich, es war möglich, daß man ihn nicht recht verſtanden hatte, kurz und gut, es dauerte ziemlich lange, ehe er mit Doktor Bintſch reden konnte. Hinter ihm her war Tobler die Treppe hinaufgekommen und ſtund nun hinter dem Gehülfen, den die Gegenwart eines ſo krankhaft erregten Herrn und Meiſters noch mehr verwirrte, derart, daß, als nunmehr die gewünſchte Verbindung hergeſtellt war, er ſich mit dem Rechtsanwalt in ſtammelnden Geſprächen herumſchlug, ohne ſich verſtändlich machen zu können.

Das war zu viel für Tobler. Mit einem häßlich tönenden Wutſchrei warf er den ungeſchickten Sprecher zur Seite, daß derſelbe an den Türrahmen des Wohnzimmers anflog, und ergriff ſelber den telephoniſchen Hörer, um das verunglückte Geſpräch zu Ende zu führen und ſich den erforderlichen Beſcheid ſelbſt ſagen zu laſſen.

Seine Wut war verflogen, aber er zitterte am ganzen Leib heftig. Er bekam Fieber und mußte ſich auf das Ruhbett legen, auf dasſelbe, das vor kurzer Zeit Dora eingenommen hatte. „Iſt Vater

krank?“ frug dieſe jetzt. Frau Tobler, die beſorgt neben dem liegenden und ſtöhnenden Manne ſtand, ſagte zu dem Mädchen: „Ja Kind, Vater iſt krank. Joſeph hat ihn geärgert,“ wobei ſie den Gehülfen mit einem erſtaunten und verächtlichen Blick ſtreifte, der denſelben ins Bureau hinunter jagte. An ſeinem Schreibtiſch angelangt, verſuchte er, als ob nichts geſchehen wäre, zu arbeiten, aber es war keine Arbeit, was er tat, ſondern ein Tappen und Taſten mit zitternden, zerſtreuten Fingern, ein Bemühen, gleichmütig zu ſein, ein Nichtkönnen, ein Anderes, ein Nichts, etwas Schwarzes. Sein Herz klopfte zum Zerſpringen.

Später wurde er zum Kaffee gerufen. Tobler war inzwiſchen in ſein Schlafzimmer hinaufgegangen. Die Beſprechung mit dem Advokaten konnte erſt andern Tags ſtattfinden, und bis dahin gab es für den Ingenieur ja in der weiten Welt, ſcheinbar und offenbar, vorläufig nichts mehr zu tun. Welches Bemühen konnte noch einen reellen Zweck haben? Welche Pläne waren nicht lächerlich? Und krank! Es tat dem gehetzten Mann ſo wohl, zu denken, er liege im Bett und könne bis am andern Tag ungeſtört liegen bleiben. Er ließ ſagen, wenn Joſeph zur Poſt gehe, ſo möchte er ihm ein paar gute Zigarren mit nach Hauſe bringen. „Und für

Dora ein paar Orangen, Joſeph," fügte Frau Tobler hinzu. Dieſer führte die Aufträge aus.

Nach dem Abendeſſen, die Kinder waren bereits zu Bett gebracht worden, ſagte der Gehülfe zu Frau Tobler, es ſei ihm ſchwer, länger in einem Hauſe zu bleiben, deſſen Chef ſich nicht ſcheue, ihn, nachdem er ihn oft genug ſchon mit Worten beleidigt habe, nun auch tätlich und körperlich zu beſchimpfen. Das ſei zu viel, und er glaube, er täte am beſten, gleich jetzt zu Tobler hinaufzugehen, und es dieſem Mann zu ſagen, wie roh und dumm ſeine Handlungen ſeien. Er könne nicht mehr arbeiten, das fühle er deutlich. Einer, den man herumſtoße und gegen Türen heranwerfe, der ſei wohl auch nicht imſtande, Nutzen zu bringen. Solch einer müſſe ein Eſel und Taugenichts ſein, ſonſt ſei es ja gar nicht möglich, ihn derart, wie es geſchehen ſei, zu behandeln. Dies drücke ihm den Atem ab. Er meine, auch wenn er nichts wie Schindluder all die Zeit her, die er nun hier oben zugebracht habe, getrieben hätte, ſo könne das körperliche Schmach und Schande noch nicht einmal rechtfertigen, und er? Ob er nicht ſich immer ein wenig Mühe gegeben habe? Er wenigſtens wiſſe es, daß er hin und wieder mit Liebe und Luſt und mit allen ſeinen Kräften gearbeitet habe, wenn auch die Kräfte

nicht immer den, er geſtehe es, gerechten Anforderungen hätten entſprechen können. Ob man ſo, wie es geſchehen ſei, die Verſuche, tüchtig und aufrichtig zu ſein und zu bleiben, behandle?

Er weinte.

Frau Tobler ſagte kalt: „Mein Mann iſt krank, wie Sie wiſſen, und eine Störung wird ihm nicht gerade willkommen ſein. Aber wenn Sie Luſt haben, und wenn Sie glauben, es hier oben bei uns nun ſo plötzlich nicht mehr aushalten zu können, ſo gehen Sie nur zu ihm hinauf und ſagen Sie ihm, was Sie auf Ihrem Herzen haben. Ich denke, Sie werden den Ihnen und Ihrem Betragen geziemenden, kurz und bündigen Beſcheid erhalten.“

Der Gehülfe blieb ſitzen. Dann erhob er ſich und ſagte: „Ich gehe noch raſch auf die Poſt.“

„Sie wollen alſo nicht zu meinem Manne hinaufgehen?“

Nein, Herr Tobler ſei krank, ſagte Joſeph, man dürfe ihn nicht ſtören. Er dagegen habe jetzt noch Luſt, einen kleinen Spaziergang zu machen.

Draußen empfing ihn eine klare, kalte Welt. Etwas Hohes und Gewölbtes von einer Welt. Es war kalt geworden. Die Füße ſchlugen gegen Steine und Eisſtücke. Ein eiskalter Wind wehte durch die Bäume. Durch die Äſte derſelben ſchimmerten die

Sterne. Sein Herz war voll, er lief wie beſeſſen. Nein, er mochte nicht fortgehen. Er hatte Angſt, Frau Tobler würde inzwiſchen ihrem Mann alles ausplaudern gehen. Infolge dieſes Gedankens beſchleunigte und jagte er ſeine Schritte. Seinen Gehalt hatte er überdies auch noch nicht endgültig ausbezahlt erhalten. Item. Die Hauptſache war: im Haus bleiben. „Wie unanſtändig, mich derart beklagt zu haben," rief er in die Winternacht hinaus. Er nahm ſich vor, Frau Tobler kniefällig die Hände zu küſſen.

Sie ſaß noch im Wohnzimmer, als er es wieder betrat. Er fing ſchon in der Türe, welche er aber vorſichtig zuſchloß, zu reden an:

„Ich habe Ihnen zu ſagen, Frau Tobler, wie gut, daß Sie noch hier ſitzen, daß ich mich vollſtändig im Unrecht fühle, darum, daß ich gegen meinen Chef Klagen vorgebracht habe. Ich bin zu voreilig geweſen, und ich bitte, verzeihen Sie mir. Ich habe mich läppiſch benommen, und Herr Tobler, in welche Aufregung hat ihn der unſelige Advokatenbrief geworfen. Waren Sie ſchon bei Ihrem Mann? Haben Sie es ihm ſchon ſagen müſſen?"

„Nein, ich habe ihm noch nichts geſagt," antwortete die Frau.

„Ich bin froh!" ſagte der Gehülfe, und er

ſetzte ſich. Er fuhr fort: „Und ich bin hieher zu ſpringen gekommen, in der hellen Angſt, daß Sie es ihm ſchon hätten können geſagt haben. Es tut mir alles leid, was ich geſagt habe. Man ſagt im Sturm der Gefühle, gnädige Frau, gar ſo manches, was man nicht ausſprechen ſollte. Ich bin ſo froh, daß Sie noch nichts geſagt haben.“

Das ſei vernünftig geſprochen, ſagte Frau Tobler.

„Ich habe mir vorgenommen, Ihnen zu Füßen zu ſtürzen und kniend Abbitte zu tun,“ ſtammelte der Gehülfe.

So etwas ſei gar nicht nötig, pfui, entgegnete ſie.

Sie ſchwiegen eine Weile. Es kam dem Angeſtellten ſo ſchön im Zimmer vor. Das war etwas, das glich einem Heim. Und wie oft war er in früheren Zeiten durch die bewegten und menſchenleeren Gaſſen gegangen mit dem kalten und böſen und niederwerfenden Verlaſſenheitsgefühl im Herzen. Er war ſo alt geweſen in ſeiner Jugend. Wie hatte ihn das Bewußtſein, nirgends zu Hauſe zu ſein, lähmen und innerlich würgen können. Wie ſchön war es, jemandem anzugehören, in Haß oder in Ungeduld, in Mißmut oder in Ergebenheit, in Liebe oder in Wehmut. Dieſer Menſchenzauber in

ſolchen Heimſtätten, wie war Joſeph immer davon traurig entzückt geweſen, wenn er ihn aus irgend einem offen ſtehen gelaſſenen Fenſter zu ſich, dem Einſamen und Umhergeworfenen und Heimatloſen, herabwiderſpiegeln ſah, zu dem auf der kalten Straße Stehenden hernieder. Wie dufteten Oſtern, Weihnachten oder Pfingſten oder das Neujahr zu ſolchen Fenſtern heraus, und wie arm mutete der Gedanke an, von dieſem Goldenen und Uraltſchönen nur den kargen, kaum empfindbaren Widerſchein mitgenießen zu dürfen. Dieſes ſchöne Vorrecht der Bürgerlichen. Dieſe Güte in den Geſichtern. Dieſes friedliche Weben und Laſſen und Leben! Er ſagte:

„Es iſt ſo dumm, ſich gleich ſo beleidigt zu glauben.“

Er habe recht, wenn er das ſage, meinte die Frau, indem ſie ruhig fortfuhr, an einem Unterjäckchen für Dora zu ſtricken oder zu häkeln. Sie ſetzte hinzu:

„Und muß ich, ſeine Frau, nicht auch allerhand von ihm dulden und ertragen? Er iſt nun eben einmal der Herr im Hauſe, und das iſt eine verantwortliche Poſition, die von den übrigen Bewohnern und Gliedern Duldung und Achtung herausfordert. Freilich ſoll er nicht beleidigen, aber kann er ſich immer im Zaum behalten? Kann er

ſeinem Zorn ſagen: ſei vernünftig? Der Zorn und die Gereiztheit ſind halt nicht vernünftig. Und wir andern, die den unüberſehbaren Vorteil haben, ſeinen Anordnungen, deren Entwurf und Plan ihn anſtrengen, gehorchen zu dürfen, ſeine Winke, deren Weisheit wir faſt immer einſehen, zu befolgen, wir ſollen ihm in Zeiten der Unruhe und der Empörtheit eben ein wenig aus dem Wege zu gehen verſtehen. Wir ſollen es gelernt haben, ihn zu behandeln, denn ein Herr und Gebieter will auch auf eine ganz beſtimmte Art und Weiſe behandelt werden. Wir ſollen geſchickt und geſchmeidig ſein in Momenten, wo er ſeiner Gelaſſenheit und ſicheren Kräfte nicht mehr, wie ſonſt immer, bewußt iſt, in denen wir ihn unfähig, ſich noch, wie bisher, zu beherrſchen, erblicken. Und wenn wir plump, und, nach unſern Verhältniſſen gerechnet, voll Fehler geweſen ſind, ſo müſſen wir nicht allzuſehr gekränkt ſein, wenn ſeine Stimme und das Unmaß ſeiner Sorgen und Qualen uns andonnern. Marti! Glauben Sie mir, auch ich bin oft voll Wut über denſelben Mann geweſen, der Ihnen heute Unrecht getan hat, der Sie ſoll beleidigt und in der unwürdigſten Weiſe ſoll gekränkt haben. Nun, ſo ſetzt man ſelber eben dieſe ſeine Würde ein bißchen herab und verzeiht, denn — man muß ſeinem Herrn

und Vorgeſetzten verzeihen. Was ſollte aus Unternehmungen, aus Haushalten, aus Geſchäften aller Art, aus Häuſern, ja, was ſollte aus der Welt ſelber werden, wenn die Geſetze mit einem Mal nicht auch fernerhin einen ein wenig zwicken und ſtoßen und verletzen dürften? Hat man das ganze Jahr lang deshalb die Wohltat des Gehorchens und Nachahmens genoſſen, daß man dann eines Tages oder Abends auftreten durfte und ſich in die ſtolze Bruſt werfen durfte und ſagen durfte: beleidige mich nicht!? Nein, zum Beleidigtwerden iſt man ja allerdings nicht da, aber auch nicht zum Zorn-Anlaß-Geben. Wenn die Verwirrtheit nichts dafür kann, daß ſie ſich dumm benimmt, ſo iſt auch die Wut nicht ſo raſch für ihr Schnauben und Toben verantwortlich zu machen. Und es iſt immer die Frage, wo iſt man, und wer iſt man. Ich bin jetzt ja zufrieden mit Ihnen, Joſeph. Geben Sie mir die Hand. Man kann reden mit Ihnen, und gehen wir jetzt zu Bett."

Weihnachten näherten ſich. Auch ins Haus Tobler mußte die feſtliche Zeit ja kommen, die Feſtzeit, das war etwas Unentrinnbares, das war etwas Flugartiges, das war ein Gedanke, der ſich allen Menſchen mitteilte, der alle Empfindungen

durchdrang, warum hätte er, dieſer Gedanke, um die Villa zum Abendſtern herum einen Umweg machen ſollen? Wie wäre das möglich geweſen? Wenn ein Haus ſchon einmal, und dazu noch ſo hübſch, ſo auffällig, wie das Toblerſche, in der Welt ſtund, ſo gab es ja auch keine vernünftige oder natürliche Urſache, warum es von irgend etwas, das in dieſer Welt voll Anſehen und Duft beſtund, hätte ſollen verſchont bleiben. Und dann war auch noch die Frage: hätten Toblers gern mögen verſchont bleiben?

Nein, ſie freuten ſich darauf. Tobler ſagte, wenn es ſchon ſchlimm mit ihm ſtehe, ſo meine er doch, Weihnachten brauchten deshalb nicht etwa gar ungefeiert an und in ſeinem Haus vorüberzuziehen. So etwas möchte ihm noch gefehlt haben.

Die umliegende Gegend ſelber ſchien ſich ja ſogar in ihrer Art auf das ſchöne Feſt zu freuen. Sie ließ ſich ruhig und wohlig mit dicht herabfallendem Schnee bedecken und hielt ſo ſtill gleichſam die große, breite, alte und weite Hand dar, um aufzunehmen, was da fleißig herunterſtürzte, daß alle Menſchen beinahe ſagten: „Seht! Es wird weiß, es weißelt in der Welt. Das iſt recht, denn das ſchickt ſich für Weihnachten.“

Bald lag auch das ganze See- und Bergland

in einem dicken, feſten Schneeſchleier. Die raſch ſich etwas einbildenden Köpfe hörten ſchon das Klingeln von ſchnell dahinfahrenden Schlitten, obſchon noch gar keine herumfuhren. Die Weihnachtstiſche waren auch ſchon gedeckt, denn das ganze Land glich einem ſäuberlich weiß überzogenen Weihnachtstiſch. Und die Stille und Gedämpftheit und Wärme ſolch einer Landſchaft! Man hörte alle Geräuſche nur halb, als ob die Schloſſer ihre Hämmer, und die Zimmerleute ihre Balken, und die Fabrikräder ihre Schaufeln, und die Lokomotiven ihre ſchrillen Pfiffe mit Watte oder mit wollenen Tüchern eingewickelt hätten. Man ſah nur das Nächſte, das, was man mit zehn Schritten abmeſſen konnte, die Ferne war ein undurchdringliches Geſchneie und ein fleißiges Übermalen mit grauer und weißer Farbe. Auch die Menſchen kamen weiß dahergeſtampft, und man konnte unter fünf Menſchen immer einen ſehen, der ſich den Schnee von den Kleidern abſchüttelte. Es war ein Friede da draußen, daß man unwillkürlich alle Weltdinge als befriedigt und erledigt und beruhigt annehmen mußte.

Und da mußte nun Tobler hinfahren, durch ſolchen Schneezauber hindurch, per Eiſenbahn nach der Stadt, um eine Zwieſprache mit dem Herrn Rechtsanwalt Bintſch abzuhalten. Aber an ſeiner

Seite ſaß wenigſtens ſeine Frau, die mitfuhr, um einige Geſchenkſachen im hauptſtädtiſchen Warenhaus für das nahe bevorſtehende Feſt einzukaufen.

Am Abend gab es wieder eine Bahnhofsſzene, aber diesmal eine verſchneite und deshalb ein wenig fröhlichere. Paulinens Gelächter und Leos freudiges Gebell warfen in den Schnee dunklere Ton-Flecken, obſchon ſonſt ein Gelächter und ein Gebell hell zu färben pflegten, aber was kam gegen die glitzernde Schneeweiße an Helligkeit und Schimmer auf? Man nahm wieder Pakete in Empfang, und eine Dame in Pelzen war ausgeſtiegen und ſah aus wie die wahrhaftige, reiche und gütige Weihnachtsfrau ſelber, und doch war es nur Frau Tobler, die Frau eines Geſchäftsmannes, und noch dazu eines ruinierten. Aber ſie lächelte, und ſolch ein Lächeln kann aus der ärmſten und bedrängteſten Frau eine halbe Fürſtin machen, denn ein Lächeln erinnert immer an etwas Hochachtbares und Wohlanſtändiges.

Der Schnee blieb liegen bis zum eigentlichen Tage, ſauber und feſt, denn es gab kalte Nächte, die die weiße Decke knirſchend zufrieren machten. Am Weihnachtstag ging Joſeph gegen Abend den bekannten Berg hinauf. Die kleinen Wege ſchlängelten ſich hellgelb durch die ſchimmernd weißen

Wieſen, die Äſte der tauſend Bäume waren mit Reif überglitzert: ein zu ſüßes Schauſpiel! Die Bauernhäuſer ſtunden in dieſer feinen, weißen, verzweigten Pracht da, wie Schmuck- oder Zierhäuſer, für den Anblick und für das unſchuldige Verſtändnis eines Kindes geſchaffen. Die ganze Gegend ſchien eine hohe Prinzeſſin zu erwarten: ſo zierlich und ſauber angezogen ſah ſie aus. Sie ſchien ein Mädchen zu ſein, ein ſchüchternes und ein bißchen kränkliches, ein unendlich zart veranlagtes. Joſeph ſchritt höher hinauf, und da hoben ſich mit einem Mal die grauen Schleier, die die untere Erde belegten, zerfaſernd auf, durchſtochen von dem feurigſten Himmelblau, und eine Sonne, ſo warm wie im Sommer, machte den Spaziergänger an ein eitles Märchen glauben. Hohe Tannen ſtanden da, in ſtolzer, kraftvoller Haltung, mit Schnee beladen, der in der Sonne zerfloß und von den großen Äſten herabfiel.

Als Joſeph mit der bereits begonnenen Nacht nach Hauſe kam, brannte ſchon im Gaſtzimmer, einem Eckzimmer, das man faſt nie betrat, der Weihnachtsbaum. Frau Tobler führte die Kinder zu demſelben hinein und zeigte ihnen die Geſchenke. Auch Pauline wurde beſchenkt, und Joſeph erhielt eine Kiſte Zigarren unter der Bemerkung, daß das

zwar wenig aber dafür von Herzen ſei. Tobler war bemüht, dem Feſt einen gemütlichen, wirtshäuſelnden Anſtrich zu geben, er rauchte die gewohnte Pfeife und blinzelte mit ſeinen Augen den Tannenbaum an, der lieblich umherſtrahlte. Frau Tobler lächelte und ſagte ein paar ſchickliche Worte, zum Beiſpiel, wie ſchön doch ſo ein Bäumchen ſei. Aber es mochte ihr nicht ſo recht zum Mund herauskommen. Überhaupt ſtockte alles ein bißchen, und es verbreitete ſich keine ſonderliche Freudenandacht um die paar daſtehenden Menſchen, ſondern es legte ſich Wehmut um alles. Auch war es kalt im Gaſtzimmer, und wo Weihnachtsfreude hätte herrſchen ſollen, da durfte es nicht kalt ſein. Man ging daher immer ins Wohnzimmer hinüber, um ſich dort ein wenig Wärme zu holen, und kam dann wieder zum Baum. Jeder Weihnachtsbaum iſt ſchön und jeder hat noch Rührung erzwungen. Auch der Toblerſche war ſchön, nur die Menſchen, die um ihn herumſtanden, konnten ſich zu keiner längeren und tieferen Rührung und Freude aufſchwingen.

„Da hätten Sie letztes Jahr ſollen dabei geweſen ſein, das waren noch Weihnachten! Kommen Sie. Trinken Sie ein Glas Wein," ſagte Tobler zum Gehülfen und veranlaßte ihn, ins Wohnzimmer an die Wärme zu treten. Letzterer machte

ein unzufriedenes Geſicht, als wäre er der Zigarren wegen verſtimmt geweſen, was er ſelber nicht genau wußte. Man ſei halt dieſes Jahr, ſagte und ſeufzte die Frau, nicht in der richtigen Stimmung für ſo etwas. Sie ſchlug zaghaft vor, noch einen „Jaß“ zu machen. Habe man es das ganze Jahr lang getan, ſo könne man auch einmal am Weihnachtsabend zu den Karten greifen, vielleicht werde es dann ein bißchen luſtiger im Zimmer. So nahm man zu den Spielkarten Zuflucht.

Der Baum war inzwiſchen ſtrahlen- und lichterlos geworden. Die Kinder ließ man noch eine halbe Stunde ſich mit den Geſchenken beſchäftigen, worauf ſie in die Betten geſchickt wurden. Nach und nach verwirtshäuſelte die Luft im weihnachtlichen Wohnzimmer gänzlich. Das Lachen und Benehmen der drei einſamen Menſchen, die da Wein tranken, teils Zigarren rauchten, teils Bonbons aßen und miteinander Karten ſpielten, verlor alle beſondere Scheu und Eigenheit, die etwa noch hätten an einen Feſthauch erinnern können. Es war das gewöhnliche Benehmen und das allerunfeierlichſte Lachen. Die Stimmung, die nun dieſe Spieler beherrſchte, war aber nicht einmal die gewohnt-gemütliche, denn — es war halt doch Weihnachten, und der feinere und ſchönere Gedanke, der hie und da

aufblitzen mochte, mahnte vorüberhuſchend an die Sünde, das Feſt und den Inhalt desſelben derart, wie es geſchah, verdorben und entwertet zu haben.

Ja, einſam waren dieſe drei Menſchen, am einſamſten der Gehülfe, weil er fühlte, daß er als ein hinzugeflogenes Glied einem Haus angehörte, das langſam aufhörte, ein ſolches zu ſein; weil er ſich nicht, wie Herr Tobler, ſagen durfte, er habe das Recht, in dieſem Hauſe zu tun und zu verhindern oder zu umgehen, was ihm beliebe, da es nicht ſein eigenes war; weil er hätte Weihnachten haben und begehen wollen, da er ſich doch einmal in ſolch einem Hauſe und in ſolch einer bürgerlichen Familie befand; weil er des Glaubens geweſen war in den letzten Jahren, er entbehre viel, ſolches vermiſſen zu müſſen, und weil er am mißgeſtimmteſten von allen dreien Kartenſpielern war und dies als ein großes Unrecht empfinden mußte.

„Iſt dieſes nun heiliger Abend?“ dachte er.

Die Frau ſagte unter anderem auf einmal, es ſei doch nicht ganz recht, an Weihnachten Karten zu ſpielen. Bei ihnen im Elternhaus würde es ſo etwas nie gegeben haben. Es habe doch eigentlich gar keine Art, wie man da heute Nacht wieder wirtshäuſele.

Dadurch in Unlaune verſetzt, erwiderte Tobler: „So hören wir eben auf!“

Er warf die Karten auf den Tiſch und rief aus:

„Jawohl iſt es nicht recht, ſo etwas am Weihnachtsabend zu tun. Aber was iſt das für ein Kreis, wir hier? Was ſind wir? Uns kann der Wind morgen zum Haus hinausfegen. Ja, da wo Geld iſt, da iſt noch Luſt, Feſte, und noch dazu heilige, zu feiern. Wo Wohlſtand iſt, wo Glück, Erfolg und allgemeine, häusliche Freude iſt. Wer hat ſich drei oder mehr Monate hindurch unnatürlich um das Gelingen der Lebensgeſchäfte abplagen müſſen, erfolglos, und will dann mit einem Mal fröhliche Feſte feiern? Iſt ſo etwas überhaupt denkbar? Habe ich recht oder nicht, Marti? He?“

„Nicht ganz, Herr Tobler,“ ſagte der Gehülfe.

Es gab ein langanhaltendes Schweigen, das, je länger es dauerte, niemand zu unterbrechen wagte. Tobler wollte etwas von der Reklame-Uhr, die Frau etwas von Dora, und Joſeph etwas von Weihnachten ſagen, aber alle unterdrückten ihre Gedanken. Es war, als ob allen der Mund zugenäht geweſen wäre. Plötzlich ſchrie Tobler:

„So tut doch bald eure Schnäbel auf und ſaget etwas. Das iſt zu langweilig, da geht man ja geſcheiter ins Wirtshaus.“

„Ich gehe ins Bett," ſagte Joſeph und verabſchiedete ſich. Auch die andern gingen bald nach oben, und das war Weihnacht geweſen.

Die Neujahrswoche verlief ſtill und eigentümlich gemütvoll, die Geſchäfte lagen am Boden, es gab wenig zu tun, außer, um einen ſeltſamen Menſchen, den Erfinder einer Kraftmaſchine, im Kontor von Zeit zu Zeit zu empfangen. Dieſer halb bäuerlich, halb weltſtädtiſch angehauchte Kauz beſuchte in dieſer Woche das Haus Tobler faſt täglich, indem er den Chef desſelben antrieb, er er möchte für das Geniewerk, deſſen Entwürfe er im Bureau liegen ließ, tätig ſein. Man lachte über den Mann, deſſen Sache man nicht ernſt nehmen konnte, aber Tobler ſagte einmal beim Mittageſſen zu den übrigen: „Lacht doch nicht ſo. Der Mann iſt gar nicht dumm."

Die Begeiſterung, mit welcher der Kraftanlagenſchöpfer das Kind ſeines Geiſtes verfocht und in faſt himmelhohe Bedeutung hochhob, gab viel zu reden und ſorgte in gar nicht übler Weiſe für die Unterhaltung in der ſtill und träge dahingehenden Woche. Der ſeltſame Menſch beſaß keinerlei exakte und elegante Bildung, er ſprach einesteils wie ein junger Träumer und Bauer, und andersteils

hätte man ihn für einen Schwindler oder Jahrmarktbudenbesitzer halten können, denn eines Tages schlug er Herrn Tobler die öffentliche und unter Bezahlung von Eintrittsgeld zu besichtigende Schaustellung der Selbstkrafterzeugmaschine in Städten und Großstädten vor, an Orten, wo recht viel Volk sich zu tummeln pflege, über welche Idee man gar nicht genug glaubte lachen zu sollen.

Da sollte nun Tobler schon wieder einmal einem anscheinend ganz begabten Menschen auf die Beine helfen, damit derselbe nicht in einer Schlosserwerkstätte als Arbeiter geistig zu verträgen und zu erlahmen brauchte, aber er, Tobler, selber, wie erging es denn ihm, und wo waren die hülfsbereiten Menschen, die dann auch ihm halfen?

„Alle kommen zu ihm," sagte Frau Tobler, „alle denken sie an ihn, wenn sie auf der Suche nach einem Bereitwilligen sind, alle haben sie Lust, ihn und seine gesellige Natur auszubeuten, und er hilft jedem. So ist er."

Der Gehülfe machte in dieser Woche kürzere und weitere Spaziergänge in die kalten aber schönen Winterlandschaftsgegenden und -Bilder hinein. Da gab es Wagenfurchen auf der Landstraße, an die die Füße anschlugen. Da gab es steifgefrorene Wiesen, die den Berg anliefen, und kalte, rote Hände,

die man vor den Mund hielt, um hineinzublaſen. Dickbemäntelte Menſchen begegneten ihm, und Nächte überraſchten ihn in unbekannten Gegenden. Oder es gab da eine Eisbahn auf einem ehemalig herrſchaftlich geweſenen Parkweiher, fahrende und umfallende Menſchen jeden Alters und beiderlei Geſchlechtes darauf, mit den Geräuſchen, die ſolche Schlittſchuhbahnen auszuzeichnen und abzumalen pflegen. Und dann ſtand er plötzlich wieder vor dem Toblerſchen Haus, ſchaute von unten zu ihm hinauf und ſah, wie der kalte Mond es verzauberte, während die halbdunklen Nachtwolken um dasſelbe herumflogen, großen, trauernden, aber lieblichen Frauen ähnlich, um es ſcheinbar in die Höhe zu ziehen, damit es ſich auflöſe in ſchöner Weiſe.

Zu Hauſe war dann alles ſo ſonderbar ſtill, nicht einmal die Silvi mehr konnte man hören. Die Tugenden und Untugenden des Hauſes Tobler ſchienen ſich beiderſeits zufrieden gegeben und ſich ſtumm verbrüdert zu haben. In der Wohnſtube ſaß etwa die Frau in dem Schaukelſtuhl, arbeitete etwas oder las etwas, oder ſie hielt Dora auf ihrem Schoß und tat gar nichts.

„Wie Sie mich im Sommer draußen im Garten gereitſchaukelt haben, Marti!“ ſagte ſie einmal. Sie ſehne ſich nach dem Garten, ſie wiſſe nicht wie.

Wie das ſchon ſo lange her ſcheine. Joſeph ſei jetzt ein halbes Jahr hier, und ihr ſei es, als ſei er ſchon ſo viel länger um ſie herum. Wie doch ſo etwas derart ins Gefühl komme.

Sie ſchaute die Lampe an. Der Blick, womit ſie das tat, ſchien zu ſeufzen. Sie ſagte:

„Sie, Marti, haben es eigentlich recht gut, viel beſſer als mein Mann und als ich, aber von mir will ich gar nicht reden. Sie können von hier weggehen, Sie packen einfach Ihre paar Sachen, ſetzen ſich in die Eiſenbahn und fahren nach wohin Sie wollen. Sie finden überall Stellung, denn Sie ſind jung, und man glaubt, wenn man Sie vor ſich ſieht, Sie ſeien tüchtig, und Sie ſind es ja auch. Sie haben mit niemandem auf der Welt, mit niemandes Eigenheit und Bedürfnis, zu rechnen, es zieht niemand Sie ab, in die Weite und in die Ungewißheit hinauszuſchweifen. Das iſt vielleicht oft bitter, aber wie ſchön und wie frei kann es ſein. Wenn es Ihnen paßt, und wenn es Ihnen die paar kleinen, nicht gar ſehr genierenden Verhältniſſe erlauben, ſo marſchieren Sie, und wenn Sie zu dürfen glauben, ruhen Sie an irgend einem feſten Punkt und Ort wieder aus, und wer wollte, und was wollte und könnte Sie daran verhindern? Sie ſind vielleicht manchmal unglücklich, aber wer

iſt es nicht, manchmal verzweifelt, aber weſſen Seele ſchonen die Schwierigkeiten? An nichts Dauerndes ſind Sie gebunden, an nichts Hemmendes gefangen und an nichts Allzuliebevolles gefeſſelt und angekettet. Es muß Ihnen manchmal unerhört läuferiſch und luftſpringeriſch zumute ſein, daß Sie ſich dermaßen voller Bewegungs-Erlaubnis erblicken dürfen. Und geſund ſind Sie auch, und Ihr Herz mag ſchon am rechten Fleck ſitzen, ich kann es mir denken, trotzdem Sie ſich öfters ſo zaghaft benommen haben. Vielleicht bin ich undankbar. Ich habe mich nun all die Zeit her mit Ihnen nett und lang und ruhig unterhalten können, und es hat ſich vielleicht gut getroffen, daß Sie ins Haus zu fliegen gekommen ſind, und ich habe Sie oft ſchlecht behandelt —"

„Frau Tobler!" bat Joſeph. Sie ſchnitt ihm das Wort ab und fuhr fort:

„Unterbrechen Sie mich nicht. Laſſen Sie mich die Gelegenheit ergreifen, Ihnen zu raten, wenn Sie einmal von uns fort ſind — —"

„Aber ich gehe ja gar nicht fort!" —

Sie fuhr weiter:

„— — fort ſind, und gedenken, ſich ſelbſtändig zu machen, es anders anzuſtellen als mein Mann, ganz anders. Pfiffiger vor allen Dingen."

„Ich bin nicht pfiffig," ſagte der Gehülfe.

„Wollen Sie denn Ihr Lebtag lang Angeſtellter bleiben?"

Er ſagte, das wiſſe er nicht. Er bekümmere ſich um Zukunftsfragen nicht viel. Sie nahm wieder das Wort auf und ſagte:

„Jedenfalls haben Sie hier oben etwas ſehen und ſich etwas einprägen können, auch gelernt haben Sie mancherlei, wenn Sie es der Mühe wert gehalten haben, die Augen zu öffnen, und das werden Sie, ſo wie ich Sie einigermaßen ſchon kenne, getan haben. Sie ſind ein bißchen an Erfahrung, an Wiſſen und an Geſetzen reicher geworden, und Sie werden das alles womöglich eines Tages brauchen können. Nicht wahr, manches Mal iſt man Ihnen über den Mund gefahren, und getragen und ertragen haben Sie manches. Sie mußten! Wenn ich ſo denke — ach was, ich habe, mit einem Wort, das Gefühl, Joſeph, daß Sie uns jetzt bald, bald verlaſſen. Nein, ſagen Sie nichts. Sagen Sie lieber nichts. Einige Tage werden wir ja doch wohl ſchon noch zuſammen bleiben, oder nicht? Was meinen Sie?"

„Ja," ſagte er. Es war ihm unmöglich, mehr zu ſagen.

Am nächſten Tag ſchickte er die zu Weihnachten

geſchenkt bekommene Kiſte Zigarren per Poſt ſeinem Vater, folgendes Schreiben der Sendung beifügend:

Lieber Vater, hier mache ich Dir ein kleines Neujahrsgeſchenk. Die Zigarren ſind mir von meinem gegenwärtigen Herrn zu Weihnachten gegeben worden. Du wirſt ſie gewiß gern rauchen, es ſind gute, zwei davon habe ich probiert, wie Du ſiehſt, denn zwei fehlen. Wenn ich mit meinen heutigen ſprunghaften Gedanken dieſe zwei fehlenden Stücke mit zwei Fehlern vergleiche, die meinen Eigenſchaften anhaften, ſo kommt mir ſo recht zum Bewußtſein, erſtens, daß ich Dir niemals ſchreibe, zweitens, daß ich arm bin, derart, daß ich Dir nie Geld ſchicken kann, zwei Mängel, die ich beweinen würde, wenn ich mir das erlauben dürfte. Wie geht es Dir? Ich bin überzeugt, daß ich ein ſchlechter Sohn bin, aber ich bin ebenſo vollkommen von der Gewißheit durchdrungen, daß ich ein guter Kerl von Sohn wäre, wenn es einen Sinn hätte, Briefe zu ſchreiben ohne erfreulichen Inhalt. Das Leben, mit dem man ehrlich glaubt kämpfen zu ſollen, geſtattete mir bis jetzt nicht, Dir zu gefallen. Adieu lieber Papa. Bleibe geſund und laſſe Dir das Eſſen immer wohlſchmecken und fange das neue Jahr gut an. Ich will's auch verſuchen.

Dein Sohn Joſeph.

„Er ist ein Greis und geht immer noch den Geschäften nach," dachte er.

Die mündlichen Verhandlungen Toblers mit seinem Rechtsbeistand bewirkten, daß derselbe der Mutter Tobler einen in energischen Tönen gehaltenen Brief schrieb, den aber die festbewußte alte Dame dahin beantwortete, daß der Rest der Sohnesansprüche bei weitem erschöpft sei, ja, daß sie selber, eine nunmehr hochbejahrte Frau, sehen müsse, wie sie sich in ihren alten Tagen durchschlage, und daß von weiteren Auszahlungen an Karl Tobler die Rede überhaupt nicht mehr sein könne. Derselbe Mann, fast möchte sie sagen, leider ihr Sohn, habe nichts anderes zu tun, als die notwendigen Folgen seiner Unvorsichtigkeiten und Unüberlegtheiten zu tragen. In der Art der Geschäfte, in die er sein Vermögen geworfen habe, könne sie nichts Gewinn- und Existenzversprechendes begründet erblicken. Das Haus zum Abendstern solle nur aufgegeben werden, es sei allerhöchste Zeit, daß Tobler sich wieder in bescheidenere Lebensverhältnisse fügen lerne, die ihn zwängen, ehrlich, wie es andere Menschen ebenfalls tun müssen, zu arbeiten. Für ihn sei es das Beste, wenn man ihn in der selbsteingebrockten Suppe belasse, damit er aus den Verlegenheiten, in die er

ſich geſtürzt ſehe, eine Lehre ziehe. Von ihr, der Mutter, ſei nichts mehr zu erwarten.

Tobler, dem der Advokat eine Abſchrift des mütterlichen Beſcheides übermittelte, wurde raſend, als er dieſelbe durchgeleſen hatte. Er gebärdete ſich wie ein wildes Tier, ſtieß unnatürliche Schimpfworte gegen ſeine Mutter aus, in der direkten Anrede, als wenn ſie zugegen geweſen wäre, und brach dann, wie ſchon einmal, erſchöpft zuſammen.

Dies geſchah am letzten Tage des Jahres, im techniſchen Bureau, das nun ſo oft ſchon der Schauplatz ungehöriger und unbeherrſchter Szenen hatte ſein müſſen. Auch Joſeph hatte alles Würdeloſe und Faſſungsloſe wieder mit angeſehen und angehört. In dieſem Moment wäre er am liebſten gleich auf und davon gegangen, aber „wozu es herbeiziehen," dachte er, „es kommt ſchon von ſelber." Er bemitleidete Tobler, er verachtete ihn, und er fürchtete ſich zugleich vor ihm. Das waren drei ſehr häßliche Empfindungen, eine wie die andere natürlich, aber auch ungerecht. Was veranlaßte ihn, nun noch länger der Angeſtellte dieſes Mannes zu bleiben? Der Gehalt-Rückſtand? Ja, das auch. Aber es war noch etwas ganz anderes, etwas Wichtigeres: er liebte aus dem Grund ſeines Herzens dieſen Menſchen. Die reine Farbe dieſer ei-

nen Empfindung machte die Flecken der drei andern vergeſſen. Und wegen dieſer einen Empfindung waren auch die drei andern immer, beinahe von Anfang an, dageweſen, und um ſo lebhafter. Denn was einer gern hatte, an was einer ſich gebunden und geſchloſſen fühlte, das machte ihm eben zu ſchaffen, mit dem ſtritt er ſich, an dem paßte ihm vieles nicht, das haßte er gelegentlich, weil er ſich mächtig von ihm immer angezogen gefühlt hatte.

Das Wetter war an dieſem letzten Jahres-Tag mit einmal wunderbar mild geworden. Die winterliche Natur ſchien gleichſam zu ſchmelzen und ſtille Freudentränen zu weinen, denn was Eis und Schnee ſein mochte, das lief als munteres, warmes Waſſer die Hänge und Hügel hinunter, dem Seewaſſer zu. Es rauſchte und dampfte, als wenn ſich ein Frühlingstag mitten in den Winter hinein verloren hätte. Eine ſolche Sonne! Der reine Maitag. Die beiderlei Sorten Gefühle, die ſchönen und die ſchmerzlichen, die ſich heute beſonders lebhaft in der Bruſt des Gehülfen bewegten, reizte das herrliche Wetter noch mehr hervor, beruhigte und beunruhigte ſie zugleich, ſo daß es ihm, als er zur Poſt lief, war, als laufe er nun da zum letzten Mal den ſchönen Weg entlang, unter dieſen bekannten, guten Bäumen, an all den Dingen und Geſichtern

vorbei, die Winters und Sommers immer gleich angenehm anzuſchauen geweſen waren.

Er trat bei Bachmann & Co. ein und fragte nach Wirſich, den er ſchon an die zehn Tage nicht mehr geſehen hatte, und mit dem er ſich für den Silveſterabend zu einer gemütlichen Zuſammenkunft zu verabreden gedachte.

Der Wirſich? Der ſei längſt abgegangen. Das ſei ja eine pure Unmöglichkeit geweſen, den zu behalten. Der ſei ja den halben und ganzen Tag betrunken geweſen.

Joſeph entſchuldigte ſich und verließ den Laden. „Iſt das möglich,“ dachte er und ging langſamen Schrittes nach dem Poſtgebäude. Im Poſtfach lag eine Neujahrswunſchkarte ſeiner Frau Weiß, auf welcher dieſe gute Frau ihm Glück und Gedeihen wünſchte. Er lächelte, ſchloß das Fach zu und machte ſich auf den Heimweg, indem er die Richtung der Landſtraße einſchlug. Das Wirtshaus zur „Roſe“ ſtreifend, das an der Straße lag, erblickte er in demſelben Wirſich, der an einem Tiſch ſaß und den Kopf ſchrecklich verzweifelt in die hohle Hand ſtützte. Das Geſicht des unglücklichen Menſchen war blaß wie der Tod, ſeine Kleider waren ſchmutzig, und ſein Blick hatte alles Leben verloren.

Joſeph trat näher und ſetzte ſich zu ſeinem Vorgänger. Viel wurde zwiſchen den beiden nicht geſprochen. Das Bewußtſein des Unheils findet in der Regel keine Worte. Der Gehülfe trank ziemlich ſtark, gleichſam, um dem Kameraden um eine Seelenſtufe und um ein Stück Verſtändnis näher zu rücken, indem er fühlte, daß hier der nüchterne Sinn und Verſtand beinahe unpaſſend geweſen wäre. Die Zeit verging, indem er ſich erzählen ließ, wie es gekommen war, daß der andere aus dem guten Lebenspoſten wieder verjagt werden mußte.

„Kommen Sie, Wirſich, wir wollen ein wenig ſpazieren gehen," ſagte dann Joſeph. Sie bezahlten, der Feſtere nahm den Schwankenden und Troſtloſen unter den Arm, es war ſchon Nachmittag geworden, und ſo gingen ſie zuſammen, erſt ein Stück gradaus, dann bergauf, über die freundlichen Wieſen. Wie milde alles war. Wie man da hätte plaudern und ſcherzen können, wenn man in Begleitung eines Kindes, eines Mädchens oder einer ſchönen Dame gegangen wäre. Wie man ſich, wenn es halb erlaubt geweſen wäre, hätte küſſen können. Auf einer Bank in Bergeshöhe vielleicht. Oder wie man geſprochen hätte, etwa mit einem Bruder, oder wie es da hätte ſein können, wenn Wirſich ein geſetzter, welterfahrener und gutmütiger älterer

Herr geweſen wäre. Gelacht würde man haben, und ein ernſtes, aber ruhiges Wort würde man ſchön vor ſich hingeſprochen haben. Wenn man aber Wirſich betrachtete, mußte man mit den Verhältniſſen und Geſchicken der Welt heimlich zürnen und grollen, denn Wirſich bot keinen ſchönen Anblick dar.

Joſeph dachte an Toblers und das Herz ſchlug ihm leiſe. Wie kam er dazu, den ganzen halben Tag von Geſchäft und Haus fern zu bleiben, ohne um Erlaubnis gebeten zu haben? Er machte ſich unbehagliche Vorwürfe.

Und dazwiſchen war es ihm beinahe heilig zumut. Die ganze Landſchaft ſchien ihm zu beten, ſo freundlich, mit all den leiſen, gedämpften Erdfarben. Das Grün der Matten lächelte aus dem Schnee, dieſer war von der Sonne zu weißen Flecken und Inſeln zerteilt worden. Jetzt fing es an, Abend zu werden, und nun hätte er doch nicht wünſchen mögen, er wäre beſſer nicht mit Wirſich ſpazieren gegangen.

Doch! Er hatte ganz gut daran getan, das fühlte er lebhaft. Dieſer verunglückte Menſch durfte nicht gänzlich allein gelaſſen werden. Und jetzt paßte die Geſtalt des Trinkers auf einmal wundervoll in die Gegend und in die Dämmerungen des

Abends. Schon zündeten Menſchen in Häuſern Lichter an, ſchon ſah man die Farben nicht mehr, nur noch die weicheren und breiteren Umriſſe, und ſie gingen heim, und ſonderbar, ſie ſchlugen beide den Weg nach Toblers Haus ein, ohne irgend welche Verabredung getroffen zu haben.

Tobler war nicht zu Hauſe. Die Frau ſaß im Wohnzimmer, in der Dunkelheit, ganz allein, die Lampe hatte ſie noch nicht angezündet, und Pauline und die Kinder waren noch irgendwo draußen in der Umgebung. Sie erſchrak über die unvermutete Ankunft zweier ſolcher abendlichen Geſellen, aber ſie faßte ſich raſch, machte Licht und frug Joſeph, warum er denn heute nicht zum Eſſen erſchienen ſei, Tobler habe ſich darüber aufgeregt, er ſei böſe, und ſie fürchte, es werde nun wieder etwas Unangenehmes geben.

„Guten Abend, Wirſich," ſagte ſie zu dem andern und reichte die Hand, „wie geht es Ihnen?"

„So! Es geht ſo," machte der. Joſeph ergriff das Wort:

„Frau Tobler, würden Sie mir erlauben, für heute nacht meinen Kameraden bei mir oben im Turmzimmer zu behalten? Wie ich denke, befindet er ſich in Verlegenheit, wo er übernachten ſoll, es ſei denn in der ‚Roſe' da unten, aber ich will mein

Möglichſtes getan haben, zu verſuchen, daß man ihn verhindert, dort zu nächtigen. Wirſich hat ſoeben ſeine neue Lebensſtellung verloren, durch eigene Schuld, das weiß er ſelber. Sein Geld hat er vertrunken. Wenn er ſich nun in den See ſtürzt, ſo begeht er ein Ding, worüber wohlſituierte Leute leicht die Achſeln zucken können, das aber ſchrecklich und nie wieder zu verbeſſern iſt. Er iſt ein Säufer und ein kaum noch zu rettender Menſch, ich ſpreche das hier, auch vor Ihnen ſelber, Wirſich, laut aus, denn es gibt vor Naturen, wie er eine iſt, keinerlei Takt zu bewahren, weil überhaupt keine Haltung mehr da iſt. Aber er muß nicht heute zugrunde gehen, und was mich betrifft, ſo nehme ich ihn als meinen beſten Freund und Kameraden ungeniert in ein Haus mit, in dem ich als Arbeiter tätig, und als Bewohner vertraut bin. Ich werde jetzt noch ein wenig mit ihm ausgehen, denn es hat heute am Silveſterabend keinen Sinn, ſich in ein Zimmer einzuſperren, trocken und luſtlos; ich gedenke im Gegenteil die Nacht mit meinem Vorgänger, daß ich es nur ſage, ruhig und anſtändig zu durchzechen, denn ſo machen es heute ja alle Menſchen, die glauben, es ſich erlauben zu dürfen. Ich werde dann mit Wirſich hieher zurückkehren, um ihn bei mir oben übernachten zu laſſen, mag Herr Tobler

das nun übel nehmen oder nicht. Ich wollte Ihnen das, gnädige Frau, im voraus ſagen. Vieles, was mich dieſe ganze Zeit über in Erregung hat verſetzen können, begegnet in meinem Herzen hier jetzt, nachdem ich das Unglück meines Kameraden angeſchaut habe, der gleichmütigſten und allerſchönſten Ruhe. Ich wage es, dem kommenden Leben tief und ſorglos und warm ins Auge zu blicken. Ich vertraue meinem bißchen Kraft aufrichtig, und das iſt mehr, als wenn einer Wagenladungen voller Kräfte und Heuſchober voll Fähigkeiten hätte, aber denſelben nicht traute oder ſie gar nicht kennte. Gute Nacht, Frau Tobler, Ihnen danke ich, daß Sie die Güte hatten, mich anzuhören."

Frau Tobler ſagte den beiden gute Nacht. Die Kinder kamen gerade in dieſem Augenblick zurück. „Der Wirſich iſt da," riefen ſie in heller, luſtiger Freude aus. Er mußte allen die Hand geben, und alle, die dabeiſtanden, hatten das ſeltſame Gefühl, als habe jetzt Wirſich angefangen, wieder ein Glied des Hauſes Tobler zu werden, oder als ſei er während all dieſer Zeit ſeiner Abweſenheit eins geblieben, als wäre er nur in ein anderes Zimmer gegangen und hätte dort ein etwas ausſchweifendes, überſpanntes Buch geleſen, als hätte ſeine Abſchweifung nur eine Stunde oder zwei gedauert,

ſo ſehr ſprach jetzt die Wiederſehensfröhlichkeit der Kinder für ihn.

Da wurde auch die Frau, die ein ſtrenges und kaltes Geſicht hatte aufſetzen wollen, wieder leutſelig und gewohnt-heiter, und ſie ſagte den beiden, die ſchon in den Garten hinaus getreten waren, ſie ſollten aber etwa auch ein bißchen aufs Maß ſchauen und mit Trinken und Feten nicht allzu hoch über die Schnur hauen. Daß Wirſich hier bei Toblers, wo er doch früher wie zur Familie gehört habe, übernachten könne, das verſtehe ſich von ſelber. Und ſie werde mit ihrem Mann ſchon ein Wort reden, damit es keine Szene gebe.

„Gut' Nacht, Frau Tobler, adieu Dora, adieu Walter!" ſcholl es aus Joſephs Mund nach dem Haus zurück.

Unten in ſeinem kleinen Haus ſang der Bahnwärter ein Lied. Die warme Männerſtimme wollte, wie es ſchien, ausgezeichnet in die milde Nacht hineinpaſſen. Das Lied klang ſo gleichmäßig und gleichtönend, daß man ihm, als man es hörte, zutraute, es werde noch über das alte Jahr hinaus ins neue hinein und hinüber tönen wollen.

Joſeph Marti und Wirſich bewegten ſich auf der Landſtraße langſam gegen das Dorf zu.

Was dieſe zwei Neujahrskameraden in der Ortſchaft und während der Nacht betrieben und taten, welche Wirtſchaften ſie aufſuchten, wie viele Gläſer ſie tranken, welche Art von Geſprächen ſie zuſammen führten, das zu beſchreiben würde das Wichtige und Weſentliche in das Unwichtige und Unbedeutende hinüberſchieben. Sie ſprachen, was Kollegen zu ſprechen pflegen, und ſie handelten, wie man in der Silveſternacht etwa zu handeln pflegt, das heißt, ſie gaben ſich einem langſamen, aber deſto vergnüglicheren und deſto zielbewußteren Rauſch hin. In einem der zahlreichen Bärenswiler Reſtaurants ſtreiften ſie Tobler, der am Tiſch mit Freunden ſaß und merkwürdigerweiſe über Religion ſprach. Joſeph hörte, ſo gut er noch hören konnte, wie ſein Chef ausrief, er erziehe ſeine Kinder gemäß den Prinzipien der Religion, er ſelber aber glaube an nichts, ſo etwas höre auf, wenn einer Mann werde. Den beiden Angeſtellten, dem gegenwärtigen und dem früheren, ſchenkte der Ingenieur infolge ſeiner heftigen Geſprächsanteilnahme keine Beachtung.

Um zwölf Uhr fingen die Glocken an zu tönen und zu erſchallen, um den Beginn des neuen Jahres läutend und donnernd anzuzeigen. Am Hafenplatz ſpielte die Dorfmuſik, begleitet und abgelöſt von

den Chören des Männergesangvereines. Viele Leute umstanden, die Gesichter von Fackeln beleuchtet, das nächtliche Konzert. Joseph bemerkte den Versicherungsagenten, der mit Tobler gut stand, aber auch den wütenden Handelsgärtner, den ärgsten Feind der technischen Unternehmungen, unter den Zuschauern und Zuhörern.

Die Wirte machten in dieser Nacht gute Geschäfte, bessere, als sonst in Wochen. Manch einer trank heute eine Flasche vom ganz Guten, der das ganze Jahr nur Bier getrunken hatte. Mancher gönnte sich etwas, das er sich sonst nicht wohl hätte erlauben dürfen; das ergab schöne, fette Rechnungen, und diese wurden gleich bar bezahlt.

Frau Tobler war in Begleitung Paulinens zu der Mitternachtsmusik gekommen, still und verschämt, im Gegensatz zu den unverschämten Augen, die sie unter ihren Mitbürgerinnen antraf, die es sich zur Wonne machten, die Frau in Verlegenheit zu bringen. Sie war heute eine einsame, wenig geachtete, wenig beliebte Frau, aber sie ertrug es.

Am späten Morgen erwachten im Turmzimmer zwei noch nicht ausgeschlafene Köpfe. Es war heller Tag und bereits elf, halb zwölf Uhr, also schon beinahe Mittag. Schnell kleideten sich Marti und Wirsich an, um hinunter zu gehen. Im Bureau

ſtund ſchon Herr Tobler. Sein Zorn, als er den Spätling und den unberufenen Eindringling erblickte, kannte keine Grenzen. Er war nahe daran, Joſeph zu ſchlagen.

„Nicht nur," rief er aus, „daß Sie den ganzen vorigen Tag, ohne auch nur ein Wort der Entſchuldigung oder der Benachrichtigung zu ſagen, weggeblieben ſind und die Nacht durchgelungert haben, beſitzen Sie auch noch die Frechheit, einen neuen halben Tag zu verſäumen und zu verſchlafen. Unerhört iſt das. Es gibt ja vielleicht hier unten heute gar nichts Weſentliches zu tun, zugegeben, aber es kann jemand Geſchäfte halber daherkommen, und welchen Eindruck macht dann das, wenn die Magd dem Ankömmling ſagen muß, der Lump von Angeſtellter liege noch oben in ſeinem Neſt. Schweigen Sie. Seien Sie froh, wenn ich Sie nicht links und rechts, wie Sie's verdienen, ohrfeige. Und hat auch noch die Stirne, in Geſellſchaft eines Menſchen anzulangen, der, wenn er ſich nicht augenblicklich jetzt aus dem Staube macht, auf Niewiederſehen, wie ich ihm befehle, anderes und deutlicheres zu gewärtigen hat. Und kommt an, mit einer Gelaſſenheit, die dem erſtbeſten Galgenvogel, aber nicht dem ſchuldbewußt voll ſein ſollenden Angeſtellten des Hauſes Tobler ziemt. Dieſes Haus iſt noch immer

ein Haus und mein Haus, und wegen der Unsicherheit, in der es sich befindet, darf niemand mich zum Narren und Buben machen, am allerletzten mein Angestellter, dem ich Lohn ausbezahle, damit er zu leben hat. Setzen Sie sich ans Pult und arbeiten Sie. Schreiben Sie. Es gilt einen letzten Versuch mit der Reklame-Uhr zu machen. Nehmen Sie die Feder zur Hand."

Der Gehülfe sagte mit einer endgültig verletzenden Ruhe:

„Zahlen Sie mir den Rest des versprochenen Lohnes aus."

Er wußte kaum, was er sagte, er hatte nur das bestimmte Schluß-Bewußtsein. Es wäre ihm unmöglich gewesen, die Feder in die Hand zu nehmen, so stark erzitterte er, deshalb sagte er unwillkürlich dasjenige, was die stärkste Möglichkeit darbot, zu Ende mit all diesen Dingen zu gelangen.

Tobler war denn auch außer aller Fassung.

„Machen Sie, daß Sie sofort zum Haus hinauskommen. Fort! Zu meinen Feinden! Ich brauche Sie nicht mehr."

Er überhäufte Joseph mit Beleidigungen, zuerst heftigen, dann immer schwächeren, bis der Ton der Wut gänzlich in Klage und Schmerz übergegangen war. Joseph stand immer noch da. Es

dünkte ihn, mit der ganzen Welt Mitleiden haben zu ſollen, ein wenig auch mit ſich, aber ſtark und nachdenklich mit allem ihn Umgebenden. Wirſich war längſt vorläufig in den Garten hinausgetreten. Der Hund wedelte ſeinen alten Bekannten an. Frau Tobler aber ſtand unterdeſſen am Fenſter des Wohnzimmers und hörte mit geſpanntem Ohr durch die Wände und Mauern, was von unten her zu ihr durchdringen mochte. Gleichzeitig beobachtete ſie die Bewegungen des im Garten ſtehenden, früheren Gehülfen.

„Ich erledige noch dieſe paar Briefe, Herr Tobler, dann gehe ich," ſprach's vom Schreibtiſch aus.

Ob er ohne Lohn fortgehen wolle? fragte Tobler.

Der andere erwiderte, es ſei ihm nicht mehr möglich, zu bleiben, worauf Tobler ſagte, das ſei doch wohl nicht ſo bluternſt aufzufaſſen. Der Chef nahm ſeinen Hut und entfernte ſich. Nach einer Stunde begab ſich der Gehülfe, ſo unauffällig er konnte, in ſein Turmzimmer hinauf und begann dort, ſeine paar Sachen einzupacken. Da nahm er der Reihe nach wieder dieſe kleinen, nichts- und für ihn vielbedeutenden Gegenſtände in die Hand, um ſie ſäuberlich aber raſch in den bereitgehaltenen Koffer zu ſtecken. Als er mit Packen fertig war,

ſtellte er ſich für zwei Minuten an das offene Fenſter und ſchaute noch einmal ſo recht mit dem dankbaren Herzen die Gegend an. Dem großen See da unten warf er ſogar eine Kußhand zu, ohne zu überlegen, was er tat, ſondern einfach in dem Gefühl des plötzlich notwendig gewordenen Abſchiednehmens.

Von der Plattform aus, auf die er jetzt trat, rief er Wirſich zu: „Warten Sie. Ich komme im Moment.“ — Dann ging er die Treppe hinunter, das Köfferchen in der Hand tragend. Wie ihm das Herz klopfte!

„Ich muß nun Adieu ſagen, ich muß nun gehen,“ ſagte er zu Frau Tobler. Dieſe fragte:

„Was hat's denn gegeben? Müſſen Sie gehen?“

„Ja,“ antwortete der Gehülfe.

„Denken Sie ein bißchen an mich, wenn Sie fort ſind?“

Er bückte ſich und küßte ihr beide Hände. Sie ſagte:

„Ja, Joſeph, denken Sie ein wenig an Frau Tobler, es wird Ihnen nicht ſchaden. Das iſt eine Frau, wie viele, keine bedeutende Frau. Laſſen Sie! Küſſen Sie mir jetzt nicht mehr die Hand. Sagen Sie meinen Kindern adieu. Walter! Komm

doch. Joſeph will uns verlaſſen. Komm Dora, gib Joſeph die Hand. Kommt. Ja.“ —

Sie ſchwieg einen Moment und fuhr dann fort:

„Es wird Ihnen ſicherlich gut gehen, ich hoffe es und wünſche es, und ich weiß es beinahe. Seien Sie immer ein bißchen demütig, nicht zu viel, Ihren Mann werden Sie immer ſtellen müſſen. Aber brauſen Sie nie auf, laſſen Sie die erſten Worte des Übelwollens immer unbeantwortet; auf ein heftiges erſtes Wort folgt ja ſo ſchnell ein züchtiges, ſanftes. Gewöhnen Sie ſich daran, Empfindlichkeiten in der Stille zu beſiegen. Was Frauen jeden Tag tun müſſen das ſoll auch der Mann nicht wollen ganz außer acht laſſen. Das Weltleben unterliegt ja denſelben Geſetzen wie das häusliche Leben, nur größeren und breiteren. Nur nie ſtürmiſch! Haben Sie auch alles, was Ihnen gehört, eingepackt? Gehen Sie jetzt mit Wirſich? Hören Sie, Marti, nur nie zwangsweiſe, immer ein bißchen artig. Dann werden Sie ſchon vorwärtskommen. Ich, ich werde auch bald fortgehen. Dieſes Haus iſt verloren. Wir werden, ich und mein Mann und meine Kinder, irgendwo dann in der Stadt wohnen, wahrſcheinlich in einem billigen Quartier. Man gewöhnt ſich an alles, und nicht wahr, ein ganz klein wenig gern ſind Sie doch hier

bei uns geweſen. Nicht wahr? Es war doch vieles hübſch. Wollen Sie Tobler nicht auch adieu ſagen laſſen?“

„Von Herzen!“ ſagte der Gehülfe. Sie ergriff zum letzten Mal das Wort:

„Ich werde es ihm ausrichten, es wird ihn freuen. Er hat es um Sie verdient, daß Sie ihm nicht grollen, er hat Sie gern gehabt, wie wir alle. Sie ſind unſer Angeſtellter geweſen — nein, gehen Sie jetzt. Viel Glück, Joſeph.“

Sie bot ihm die Hand und wandte ſich dann zu ihren Kindern, als ſei gar nichts weiter geſchehen. Er nahm ſeinen Handkoffer vom Boden auf und ging. Und dann verließen die beiden, Marti und Wirſich, den Abendſtern.

Unten auf der Landſtraße angekommen, machte Joſeph halt, zog einen Toblerſchen Stumpen aus der Taſche, zündete ſich denſelben an und drehte ſich noch einmal nach dem Haus um. Er grüßte es in Gedanken, dann gingen ſie weiter.

Ottomar Enking: Die Darnekower

Roman. Dritte Auflage. Umſchlag von Karl Walſer.
442 Seiten. Geb. M. 7.50

„Wer dieſen Roman bis etwa zur Hälfte geleſen hat, der wird ſich in ſeinen Erwartungen aufs angenehmſte befruchtet fühlen. Ruhe iſt eingetreten, und ein ſcheinbarer Abſchluß aller Konflikte. Man weiß, was das inmitten eines Romans zu bedeuten hat. Alle Säfte rinnen jetzt einer neuen geſteigerten Gärung zu, und in der tiefen Stille lauert der Sturm . . . Das Detail und die Lokalſtimmung iſt Enkings Stärke, das beobachtende Ausmalen gut geſehener Züge bei Menſchen und Naturerſcheinungen. In allem Kleinen und Feinen iſt Ottomar Enking ein lieber und ſinniger Meiſter echt nordiſchen Schlages."

(Fr. Servaes in der Neuen Freien Preſſe.)

Willy Speyer: Oedipus

Ein Roman. Preis M. 3.50, gebunden M. 4.70

„Dieſer Dichter hat einen heiligen Ernſt und läßt ſich weder auf poetiſierenden Zeitvertreib noch auf das beliebte Fangballſpiel mit gangbaren „modernen Ideen" ein. Er kann nicht nur beobachten und ſchreiben, ſondern er hat auch eine Weltanſchauung oder doch ein tiefes Bedürfnis nach innigem ideellen Gedankenleben. Wo das iſt, wo die Demut und der Stolz des einſam Denkenden redet, da werden ſtiliſtiſche Fragen nebenſächlich. So iſt es auch hier: die ſorgfältige moderne Technik und Sprache des „Oedipus" wirkt angenehm und nobel, aber ſie bleibt Mittel, wird nicht Zweck. Sie wird, wie jede Technik, auch einmal veraltern. Aber dann wird ſich vielleicht zeigen, daß mehr in dem Buche ſteckt als die Technik, und daß der ſchöne kühne Titel nicht zu kühn war. Vorerſt aber wird hoffentlich dieſe Jugendgeſchichte nicht nur genießende Leſer finden, ſondern auch ein wenig dazu dienen, den ſchon etwas unſicher gewordenen Moloch unſeres argen Schulweſens einen Schritt dem Grabe näher zu bringen. Glücklicher werden wir dadurch nicht werden, aber wahrhaftiger und tapferer." Hermann Heſſe.

„Mit prächtigem Schwung, mit der ganzen Unbedenklichkeit eines aufſchäumenden Künſtlertemperaments hat hier Willy Speyer einen großen Stoff gepackt . . . ein recht ſchönes Buch, reich an Stimmung, Farbe und an eigenen Tönen . . . eine ſtarke Talentprobe."

(Die Zeit, Wien.)

Verlag Bruno Cassirer in Berlin W, Derfflingerstraße 16.

Liebesbriefe der Ninon de Lenclos

Deutsch von Lothar Schmidt

Mit Deckelzeichnung und mit 10 Abbildungen nach Radierungen von Karl Walser

Gedruckt auf antikisierendem Fließpapier. Brosch. M. 7.—, geb. M. 8.—
Künstlerische Ausstattung — dem Stil der Zeit angepaßt

Zweite und dritte Auflage

Die amoureusen Briefe der Ninon de Lenclos, seit jeher das Entzücken aller Kenner der französischen Korrespondenz- und Memoiren-Literatur, liegen hier in einer superben deutschen Ausgabe vor

Goethe sagte einmal zu Eckermann: „Noch in ihrem neunzigsten Jahre war sie jung, aber sie verstand es auch, sich im Gleichgewicht zu erhalten, und machte sich aus den irdischen Dingen nicht mehr als billig. Selbst der Tod konnte ihr keinen übermäßigen Respekt einflößen. Als sie in ihrem achtzehnten Jahre von einer schweren Krankheit genas und die Umstehenden ihr die Gefahr schilderten, in der sie geschwebt, sagte sie ganz ruhig: ‚Was wäre es denn weiter gewesen! Hätte ich doch lauter Sterbliche zurückgelassen!‘ Sie lebte darauf noch über siebzig Jahre, liebenswürdig und geliebt und alle Freuden des Lebens genießend, aber bei diesem ihr eigentümlichen Gleichmut sich stets über jeder verzehrenden Leidenschaftlichkeit erhaben haltend. Ninon verstand es; es gibt wenige, die ihr es nachtun.“

Verlag Bruno Cassirer in Berlin W, Derfflingerstraße 16.

Gustave Flaubert

Der Roman eines jungen Mannes

L'education sentimentale

Deutsch von A. Gold

Mit einer Einleitung von Hugo von Hofmannsthal

Zweifarbige Deckelzeichnung von Karl Walser

Preis Mk. 5.—, gebunden Mk. 6.—

Flaubert ist weniger bekannt, als es seiner Bedeutung entspricht. Jahre vor Erscheinen der Übersetzung von Flauberts L'education sentimentale schrieb Alfred Kerr im „Tag": Flaubert schrieb das größte Lebensbuch, das mir bekannt ist. Der Wert läßt sich gleichnisartig schwer ausdrücken. Es gibt da nur einen Namen, den man hinschreibt, um etwas ganz Hohes zu bezeichnen: Shakespeare. Dabei enthält das Buch, die „Education sentimentale" (wer übersetzt sie), nichts als scheinbar zusammengeklebtes Zeug. Über dieses Buch möchte ich den Titel schreiben: ‚So ist das Leben'."

Maxim Gorki
Ausgewählte Erzählungen
Deutſch von A. Scholz

7 Bände broſchiert M. 13.50, gebunden M. 19.50
Mit Umſchlagzeichnung von Th. Th. Heine

Inhalt der Bände:

Erſter Band: Das Ehepaar Orlow — Einſtmals im Herbſt . . . — Die Geſchichte mit dem Silberſchloß — Bolek. 4. u. 5. Tauſend. M. 2.—, geb. M. 3.—

Zweiter Band: Der Pilger — Die Unzertrennlichen — Ein Irrtum — Der Sturmvogel. Viertes Tauſend. M. 2.—, geb. M. 3.—

Dritter Band: Die Holzflöſſer — Konowalow — Sechsundzwanzig und Eine — Die Ausfahrt. Viertes Tauſend. M. 2.—, geb. M. 3.—

Vierter und fünfter Band: Verlorene Leute. Inhalt: Verlorene Leute — Jemiljan Piljaj — Das Lied vom Falken — Kain und Artem — Tſchelkaſch — Die alte Iſergil — Der Chan und ſein Sohn. M. 3.50, geb. M. 4.50

Sechſter Band: Im Weltſchmerz — Der rote Waska Aus Langerweile — Makar Tſchudra. Viertes Tauſend. M. 2.—, geb. M. 3.—

Siebenter Band: Großvater Archip — Malwa — Frühlingsſtimmen — Von dem Schriftſteller, der zu hoch hinaus wollte. 1. bis 3. Tauſend. M. 2.—, geb. M. 3.—

Von demſelben Verfaſſer:

Die Kleinbürger. Szenen im Hauſe Beſßjemenows. Dramatiſche Skizze in 4 Aufzügen. Einzige deutſche Ausgabe. 2. Auflage. M. 3.—, geb. M. 4.—

Verlag Bruno Cassirer in Berlin W, Derfflingerstraße 16.

Alfred Lichtwark

Die Grundlagen der künstlerischen Bildung

Die unter dem gemeinsamen Titel:

„Die Grundlagen der künstlerischen Bildung" zusammengefaßten Schriften sind aus der praktischen Tätigkeit des Verfassers als Museumsleiter, als Redner und als Mitarbeiter der kultur- und kunstfördernden Gesellschaften und Vereine in Hamburg hervorgegangen. Sie bilden einen Versuch, die Punkte zu erkennen und zu betonen, an denen eingesetzt werden muß, wenn eine das Leben gestaltende künstlerische Bildung des deutschen Volkes gefördert werden soll.

Die Seele und das Kunstwerk. Böcklinstudien. 3. Aufl.	M.	2.50
Die Erziehung des Farbensinnes. 3. Aufl.	„	2.50
Palastfenster und Flügeltür. 3. Aufl.	„	4.—
Drei Programme. 2. Aufl.	„	3.—
Aus der Praxis	„	4.—
Makartbouquet und Blumenstrauß. 2. Aufl. . . .	„	2.50
Blumenkultus. — Wilde Blumen. 2. erweiterte Aufl.	„	3.20
Vom Arbeitsfelde des Dilettantismus. 2. Aufl. . .	„	2.50
Die Wiedererweckung der Medaille	„	3.—
Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken. 6. Aufl. Mit 16 Abbildungen	„	4.—
Deutsche Königsstädte (Städtestudien) (Im Druck) . .	„	3.—
Hamburg — Niedersachsen (Städtestudien) (Im Druck)	„	2.—
Der Deutsche der Zukunft	„	5.—
Eine Sommerfahrt auf der Jacht Hamburg . . .	„	4.50

Werke über bildende Kunst
aus dem Verlage von Bruno Cassirer, Berlin.

Wilhelm Bode, Florentiner Bildhauer der Renaissance. Lexikon-Format mit 150 Abbildungen. Preis M. 18.—, gebunden M. 21.—.

Wilhelm Bode, Kunst und Kunstgewerbe am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Ausgabe. Kartoniert. M. 5.—.

Casimir von Chledowski, Siena. 2 Bände mit 2 Heliogravüren und 72 ganzseitigen Abbildungen. Lexikon-Format. Gebunden M. 19.—.

Eugène Delacroix, Mein Tagebuch. Deutsch von Erich Hancke. Mit einem Porträt. Gebunden M. 4.50.

Eugène Fromentin, Die alten Meister. Belgien-Holland. Deutsche Bearbeitung von Eberhard von Bodenhausen. Zweite Auflage. Gebunden M. 5.50.

Paul Gauguin, Noa Noa. Mit Abbildungen. Gebunden M. 4.—.

Vincent van Gogh, Briefe. Zweite erweiterte Auflage. Mit 12 Abbildungen. Gebunden M. 3.60.

Georg Gronau, Aus Raphaels Florentiner Tagen. Lexikon-Format mit 18 Lichtdrucktafeln. Kart. M. 10.50.

Werke über bildende Kunſt
aus dem Verlage von Bruno Caſſirer, Berlin.

Richard Hamann, Rembrandts Radierungen. Mit 137 Abbildungen und 2 Lichtdrucktafeln. Lexikon-Format. Gebunden M. 14.—.

Italieniſche Forſchungen. Herausgegeben vom kunſthiſtoriſchen Inſtitut in Florenz. I. Band. 1906. Mit vielen Abbildungen. Lexikon-Format. Gebunden M. 19.—.

Johanna de Jongh, Die holländiſche Landſchaftsmalerei. Ihre Entſtehung und Entwickelung. Mit 43 Abbildungen. Lexikon-Format. Gebunden M. 5.50.

Paul Kriſteller, Kupferſtich und Holzſchnitt in vier Jahrhunderten. Mit 259 Abbildungen. Lexikon-Format. Gebunden M. 30.—.

Max Liebermann, Jozef Israels. Eine kritiſche Studie. Zweite Auflage. Mit 13 Abbildungen und einer Originalradierung. M. 2.—.

Max Liebermann, Degas. Dritte Auflage. Mit 5 Tafeln und 2 Abbildungen im Text. M. 1.50.

George Moore, Erinnerungen an die Impreſſioniſten. Mit einem Porträt, 9 Textabbildungen und einer Deckelzeichnung von Ed. Manet. Gebunden M. 3.60.

Werke über bildende Kunst
aus dem Verlage von Bruno Cassirer, Berlin.

Gustav Schiefler, Das graphische Werk Max Liebermanns. Ein vollständiges beschreibendes Verzeichnis seines graphischen Werkes und seiner Buchschmuck-Arbeiten. Preis gebunden mit Deckelzeichnung von Max Liebermann M. 20.—.

Hugo von Tschudi, Edouard Manet. Eine Monographie. Reich illustriert. Kart. M. 3.50.

Henry van de Velde, Die Renaissance im modernen Kunstgewerbe. Neue Ausgabe. Kart. M. 4.—.

Jan Veth, Streifzüge eines holländischen Malers in Deutschland. Mit Umschlagdeckel von Max Liebermann. Mit vielen Abbildungen. Gebunden M. 5.50.

Robert Vischer, Peter Paul Rubens. Ein Bild seines Charakters, seines Lebens, Lernens und Schaffens. Mit einer Heliogravüre und Vignetten von Karl Walser. Flexibel gebunden M. 4.20.

Werner Weisbach, Francesco Pesellino und die Romantik der Renaissance. Hochquart. Mit 18 Lichtdrucktafeln, darunter 5 Doppeltafeln, und 33 Autotypen. Es wurden 250 numerierte Exemplare hergestellt. Elegant kartoniert M. 45.—.

Emile Zola, Malerei. Mit einer Einleitung von Herman Helferich (Emil Heilbut). Mit einem Porträt. Kart. M. 3.50.

Verlag Bruno Caſſirer in Berlin W, Derfflingerſtraße 16.

Wilhelm Leibl

von

Jul. Mayr

Mit über 100 Abbildungen und zwei Lichtdrucktafeln.
Lexikon-Format. Gebunden M. 22.—

Was der Verfaſſer wollte: Klarheit in die Kenntnis des Lebens und Schaffens Leibls zu bringen, iſt ihm in ſeltenem Maße geglückt. Julius Mayr iſt ein intimer Freund Leibls, einer der ganz wenigen, denen Leibl Einblick in ſein Inneres und in ſein Leben geſtattete. Niemand war deshalb für dieſe Aufgabe geeigneter als der Verfaſſer, und das Leibl-Buch Mayrs wird daher das grundlegende Werk über den Künſtler bleiben.

Einen beſonderen Wert erhält das Buch durch die Abbildungen; ſie ſind faſt durchweg nach eignen Aufnahmen und nach Werken hergeſtellt, die bisher unbekannt waren und zum Teil ſchwer zugänglich ſind.

Chr. Morgenſtern

Melancholie

Verſe

Mk. 2.—, gebunden M. 3.—

„Wenn es eine der wertbeſtimmenden Eigenſchaften für einen Lyriker iſt, daß er Landſchaftsbilder ſuggerieren kann, ſo iſt Chr. Morgenſtern einer unſerer größten Lyriker, ſo ſtimmungsſtark wie kunſtvoll."

Chr. Morgenſtern

Galgenlieder

Dritte Auflage. Umſchlag von Karl Walſer

Mk. 2.50, gebunden Mk. 3.50

„Tollſte Künſtlerheiterkeit hat dieſe Galgenlieder entſtehen laſſen." (Der Tagesbote.)
„Bilder voll packender, lange im Sinne der Empfänglichen nachklingender Naturſymbole." (Börſen-Courier.)
„Leid tut mir jeder, der bei dieſem tollen Versſpuk nicht ſpürt, wie prachtvoll frohe Heiterkeit ſich hier birgt."

Verlag Bruno Cassirer in Berlin W, Derfflingerstraße 16.

Geschwister Tanner

Roman von

Robert Walser

Umschlag von Karl Walser

319 Seiten. M. 4.50, geb. M. 6.—, in Leder M. 9.—

Neue Freie Presse, Wien: „Geschwister Tanner ist ein junges Buch, und es blüht darin viel edle Jugend. Der schlichte, schöne Roman gehört gewiß seinem ganzen sinnvollen Geiste nach zu den wenigen wirklich schönen Büchern dieser letzten, kaum fruchtreifen Jahre. Sagen wir es mit einem Wort: dieses Werk verkündigt einen wahrhaften, des Aufmerkens werten Dichter von Traumes Gnaden."

Neue Rundschau: „Es umfängt uns Morgenlicht, kühne Herzlichkeit und ein Frohlocken voll tiefer, alle Elemente begierig trinkender Atemzüge. Gute Ahnen hat sie, Simplizius, den Eichendorffschen Taugenichts, den grünen Heinrich. Dies Buch, in seiner Führung von der Naivität des Märchens — „mit süßen Frauenbildern, wie die bittere Erde sie nicht trägt" —, ist voll Rasse, Natur und „innerer Figur". Alle Sinne werden aufgetan, und die Erde wird für den Wanderer täglich im Staunen neu geboren."

Buchdruckerei Roitzsch, Albert Schulze, Roitzsch.

Princeton University Library
32101 068185634

This Book is Due